

Chemnitz und Umgebung

E. Weinhold




PRINCETON UNIVERSITY
LIBRARY
The
Kretzschmar
von Kienbusch
GERMANIC
COLLECTION



Der Schülerin

Elfriede Göritz

für Fleiß und gutes Betragen.

Ostern 1907.

Chemnitz

und Umgebung.

Geschichtliche Bilder aus alter und neuer Zeit.

Von

E. Weinhold.

Herausgegeben vom Verein für Chemnitzer Geschichte.

Preis: gebunden 1,60 Mark.

Kommissionsverlag von O. Mays Buchhandlung, Chemnitz.



Druck von J. C. F. Pickenhahn u. Sohn in Chemnitz.

Vorwort.

Man darf es als eine erfreuliche Erscheinung betrachten, daß die Gegenwart mit allem Eifer die Pflege des Heimatlichen in Schule und Haus fordert. Diesem Verlangen mit zu dienen, betrachtet das vorliegende Büchlein als seine Aufgabe. Es möchte ein möglichst anschauliches, wenn auch gedrängtes Bild von früheren Zuständen und Einrichtungen unserer Heimat entwerfen; es versucht, die Entwickelung unseres Erwerbswesens darzustellen und will klar zum Bewußtsein bringen, wie die Stadt mit ihrer Umgebung unter dem Einflusse weltgeschichtlicher Ereignisse gestanden hat. Schon das Kind soll durch die Aufsätzchen mitten in das einstige Getriebe gestellt werden, damit es aus ihm heraus die heimatlichen Verhältnisse der Gegenwart verstehen und schätzen lerne. Begebenheiten entschwundener Zeiten sollen vor seinem und unserem Auge als hier geschehen erstehen, Taten und Wirksamkeit großer Persönlichkeiten an den Boden der Heimat gebunden erscheinen. Gleichsam im Spiegel der heimatlichen Geschichte soll nach Möglichkeit die Geschichte des Vaterlandes und der Kultur betrachtet, damit aber die rechte Würdigung der Heimat und ihrer Schicksale herbeigeführt werden.

Bei der Auswahl der Stoffe sind vorzüglich die berücksichtigt worden, die auch im Unterrichte, sei es der Volks-, sei es der Fortbildungsschule, verwendet werden können. Doch gibt sich der Verfasser, und mit ihm der Vorstand des Vereines für Chemnitzer Geschichte, der Hoffnung hin, daß das Büchlein auch in den Familien als Lesebuch gebraucht werden möge, damit auch von dort aus ein immer festeres Band zwischen empfänglichen Herzen und unserer Heimat geknüpft werde. Eine große Anzahl Bilder, die zumeist erst für das Werkchen zusammengebracht und zur Verwendung vorbereitet worden sind, wollen manche der Aufsätze ergänzen und zu fleißiger Umschau in den Mauern unserer Stadt wie draußen in der Umgebung anregen.

Ein kleinerer Teil der Stoffe darf als neu bezeichnet werden. Für den größten sind natürlich die vorhandenen Vorarbeiten benutzt, wie sie in den Mitteilungen des Vereines für Chemnitzer Geschichte, im Urkundenbuche der Stadt Chemnitz, in gedruckten und geschriebenen Chroniken, Zeitungsaufsätzen, Sagensammlungen usw. vorliegen. Gern hätte der Verfasser im einzelnen Falle die Quelle bezeichnet. Aber die Raumfrage, die unausgesetzt berücksichtigt werden mußte, hat genötigt, davon abzusehen. Es sei daher allen den Herren, die durch ihre Arbeiten mittelbar zum Zustandekommen des Büchleins beigetragen, voran Herrn Professor Dr. Uhle, bester Dank gesagt. Er gilt nicht minder den Amts- und Geschäftsstellen, die so freundlich waren, Auskünfte zu erteilen oder Klischees darzuleihen, und den Herren, die bei der Beschaffung von Bildern hilfreiche Hand geleistet haben. Der Name des Herrn Baurates Professor Gottschaldt muß in letzterer Hinsicht besonders genannt werden.

Endlich soll aber auch nicht vergessen sein, den geehrten Mitgliedern der hiesigen wie auswärtigen Lehrerschaft bestens zu danken, die durch Vorausbestellungen eine gewisse Sicherung des Unternehmens haben schaffen helfen.

So möge denn das Büchlein hinausgehen, freundliche Aufnahme finden und mit ähnlichen Werken die Liebe zu unserer Heimat und die Hochachtung auch vor ihrer Vergangenheit fördern helfen.

Chemnitz, im Sommer 1906.

Inhalt.

Seite



An die Leser!

Nun kommt! Es ist ein Traum! Die Straßenbahnen
Verläuten in der Ferne. Das Gebäu
Der Warenhäuser, Türme, Gärten, Fahnen,
Der Villenflor — es sinkt, was stolz und neu.

Walddust will unsre bunte Zeit verwischen;
Das Menschenheer zergeht, am Wasser läßt
Ein Sorbensiedler seine Angel fischen,
Und Ur und Eber brechen durchs Geäst.

Der Berg wird hell. Aus freundlichem Gevierte
Von Klosterhäusern geht ein Klang ins Grün,
Um rings im Tal Heildurstige und Verirrte
Aus Nacht und Fehl zum Born des Lichts zu ziehn.

Sie bleiben gern in ihrer Hirten Nähe,
Ein Dörflein wächst, ein Städtlein wird daraus
Mit Turm und Mauer, allem Feind zu Wehe
Und wohl zum Trotze allem Krieg und Graus.

Der Fleiß wohnt mit in dieser trauten Enge;
Das Linnen bleicht, das Tuch wird glatt und fein —
Da flötet in des Webstuhls schlichte Sänge
Die Nachtigall von Wittenberg hinein.

Chemnitz erwacht. Die Lutherbotschaft zündet.
Das Handwerk blüht. Der Emsige wird reich — —
Da kommt der Krieg, und was der Schwed' nicht findet,
Das macht die Pest mit giftgem Hauche bleich. —

Nach 100 Jahren erst genest sie leise.
Und wieder Krieg. . . . Dann stiller Tage Gang;
Die Spindel nur dreht surrend sich im Kreise,
Und hier und da erwacht ein Feilenklang.

Sie sehnt sich nach der Arbeit heißen Tagen
Und sehnt und träumt — indeß Napoleon
Vorüberfliebt mit Mann und Roß und Wagen, —
Und jauchzend hört sie Leipzigs Donnerton.

Nun kommen sie, die ragenden Gestalten,
Die Männer eigner Kraft, und flammend brennt
Der Stern des Segens über ihrem Walten,
Daß man die Stadt in allen Zonen nennt . . .

Dann lange Stille, bis sie mit den andern
In Nord und Süden läßt vor Zorn und Not
Ins Feindesland zum Sieg die Söhne wandern
Und alle Glocken schwingt im Morgenrot. —

Da liegt sie nun! Das Leben flutet brausend
Durch breite Straßen! Licht und Pracht und Ruhm!
Sie wuchs schon tief ins dritte Hunderttausend . . .
Nun kommt! Ein Traum? O nein — ein Heldentum!

Chemnitz. Otto Thörner.

Sorbische Reste in unserer Gegend.

Wer jetzt im Sommer am Sonntage gegen die Mittagsstunde den Markt, Holzmarkt und Roßmarkt entlang geht, trifft auf ein buntes Gewimmel von Männern und Frauen. An ihrem Aussehen und ihrer Kleidung erkennt er ohne weiteres, daß sie Fremdlinge sind. Und hört er auf ihre Sprache, dann weiß er erst recht, daß er keine Landsleute vor sich hat. Zwar sprechen viele von ihnen deutsch. Aber nicht selten erklingen auch aus dem Munde der Marktwandler Laute, die unserem Ohre ganz unverständlich sind. Wie das kommt? Wir wissen es: die Männer und Frauen stammen aus Ländern, in denen eine andere Sprache heimisch ist, aus dem Innern Böhmens oder aus Italien. Bei uns erscheinen sie, um unsere Häuser und Eisenbahnen bauen zu helfen und sich ein Sümmchen für den Winter zu verdienen. Der späte Herbst entführt sie wieder in ihre Heimat.

Mit diesen „Wandervögeln" fliegen auch die fremden Töne von dannen. Sie aber gerade sind es, die uns daran erinnern sollen, daß einst in der Landschaft, in der unsere Stadt liegt, ständig eine andere Sprache erklungen ist. Die damaligen Bewohner der Gegend, gewiß im ganzen nur ein geringes Häuflein, waren ja keine Deutschen, sondern gehörten einem fremden Volke an, das nach der Völkerwanderung, vielleicht um das Jahr 600, aus dem Osten vorgedrungen war und sich die Herrschaft über einen Teil des jetzigen Sachsenlandes, vor allem über die Niederungen, angeeignet hatte. Sie zählten zu den Slawen und wurden Sorben genannt.

Kleine, abgesprengte Teile vom großen Zuge waren die Flüsse entlang nach dem Waldgelände am Nordfuße des Erzgebirges vorgedrungen und hatten hier, auch in der Gegend des heutigen Chemnitz, im Schatten der Bäume Weiler gegründet. Von den strohgedeckten Hütten ist freilich nichts mehr übrig. Auch keine Grabstätte mit Urnen aus der Sorbenzeit ist in unserer Pflege aufgefunden worden.

Und doch grüßen einzelne Stimmen aus jenen längst entschwundenen Tagen zu uns herüber: Benennungen von Wasserläufen, Namen von Dörfern und eine Anzahl von sonstigen Worten, die bei uns mit umlaufen.



Die Chemnitz bei Schweizerthal.
Warum unser Fluß Chemnitz, d. i. Steinbach, heißt.

Welches sind die Namen der Wässer und Orte? Chemnitz, Zwönitz, Würschnitz, Altchemnitz, Gablenz, Glösa und Pleißa kommen in Frage. Alle sind sie Fremdlinge, die im Gegensatze zu ihren deutschen Brüdern nicht ohne weiteres erkennen lassen, welcher Sinn in ihnen wohnt. So fragen wir denn bei den Sprachgelehrten darnach an. Ihre Antwort lautet also: Der Flußname Chemnitz oder Kamenitz ist von dem sorbischen Wortstamme „Kamen" gebildet, der „Stein" bedeutet; durch die Endung „itz" wird auf das Wasser hingewiesen. Sonach ergibt sich, daß der Name Chemnitz soviel wie Steinbach besagen will. Und die Chemnitz ist ein rechter Steinfluß. Nicht in oder bei unserer Stadt selbst, aber weiter abwärts, unterhalb Auerswalde, bei Markersdorf, Schweizerthal und Göritzhain. Mächtige Blöcke von Gneis lagern dort im Bette und versperren dem Wasser den Weg, zwingen es, tolle Sprünge zu machen, und muten ihm zu, in jahrtausendelanger Arbeit die Hemmnisse zu zernagen. Vom Flusse haben dann die Siedelungen Chemnitz und Altchemnitz ihren Namen entlehnt. Aber ausdrücklich soll hier erwähnt sein, daß Chemnitz eine deutsche Gründung ist. Der Zusatz „Alt" an der Bezeichnung unserer jetzigen südlichen Vorstadt will nur schlicht berichten, daß das einstige Dorf schon vor der Stadt gegründet worden ist. Wenn auch an der heutigen Zwönitz ein Ort des Namens Chemnitz, nämlich Dorfchemnitz liegt, so läßt sich daraus wohl erkennen, daß die Benennung Chemnitz in früherer Zeit auch dem Quellflusse eigen gewesen ist. Welche Schwierigkeit den Forschern der Name Zwönitz bereitet hat, geht daraus hervor, daß ihn die einen als „Sau- oder Wildschweinsbach", andere als „Klingbach" und wieder andere als „Zusammenfluß" gedeutet haben. Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Namen Würschnitz, da hier die Meinungen zwischen „Krummbach", „Fischreusenbach" usw. schwanken.

Von den Dorfnamen slawischer Abkunft kennen wir genau den Sinn von Gablenz und Pleißa; denn der erstgenannte Ort ist die „Niederlassung bei den Apfelbäumen", während in dem zweiten Worte eine sorbische Bezeichnung für „Tümpel oder Pfütze" festgehalten wird. Der Name Gablenz führt uns also ein Bild ländlicher Schönheit und ländlichen Friedens vor Augen: Bauerngehöfte, die hinter blühenden oder fruchttragenden Obstbäumen aus grünem Gehege hervorschauen. Das Wort Pleißa hinwider berichtet von Teichen und Bächen, zwischen denen einst der Ort gelegen, zwischen denen das Wässerchen seinen Weg nach Röhrsdorf und Chemnitz herein gesucht hat. Reste des Sumpfgeländes können wir heute noch überschauen, wenn wir unseren Blick vom Totensteine ins Pleißaer Tal gleiten lassen. Über dem Namen Glösa schwebt leider wieder die Unsicherheit der Auslegung. „Hagedornort" oder „Waldheim" soll er bedeuten. Gleichviel, für welche Erklärung wir uns entscheiden — das Wort erzählt uns davon, daß einst Buschwerk oder Wald den Glösaer Kirchhübel umhegt hat.

Ganze Geschichten birgt demnach mancher der sorbischen Namen. Es gilt nur, ihnen zu lauschen.

Und nun kurz noch zu Worten, die sonst aus dem slawischen Sprachschatze auf uns gekommen sind! Da haben wir z. B. den Familiennamen Kretzschmar. Er ist sorbischen Ursprunges und heißt: Gastwirt. In alten Chemnitzer Urkunden tritt er uns verschiedenfach noch in seiner ursprünglichen Bedeutung entgegen. Oben im Erzgebirge, am Fichtelberge, liegt sogar ein Ort, der nach dem Gasthause den Namen Kretscham-Rothensehma führt. Wir kennen dazu die Worte Hitsche, Stieglitz, Marunke. Aber ist es allgemein bekannt, daß wir uns bei ihrem Gebrauche slawischer Ausdrücke bedienen, die zur Bezeichnung eines niedrigen Stuhles, des Distelfinkes und der Eierpflaume geprägt worden sind? Wie oft hören wir nicht jetzt noch die Klage, daß es beim wechselnden Frühlingswetter so manchem auf der Plauze liege! Auf gut slawisch soll damit gesagt sein, daß auf der Lunge ein Druck lastet, der sie am freien Atmen hindert. Der sorbischen Sprache als eines Erbstückes aus alter Zeit bedienen wir uns sonach in einzelnen Resten noch heute. Und uns schließt sich das Kind des Landwirtes an, wenn es die Hühner als Putteln, die Schweine als Bascheln, die Kuh als Mutsche anruft. Ob der kleine Bauernknabe weiß, daß er dabei in fremden Zungen redet?

Ob im Jahre 1327, als für Altenburg und Zwickau und wahrscheinlich auch für die Chemnitzer Pflege der Gebrauch der wendischen Sprache vor Gericht verboten wurde, der Landesherr geahnt haben mag, daß nach mehr denn ein halbes Jahrtausend später die slawischen Klänge nicht ganz erstorben sein würden?

Deutsche Ansiedler ziehen ein.

Es mag kurz nach dem Jahre 1100 gewesen sein. Wald bedeckte noch den größten Teil unseres Heimatgaues. Nur die wenigen sorbischen Örtchen*) waren vorhanden. Hier zog der Slawe mit dem Holzpfluge nahe seinem Hause Furchen durch den Acker, drehte er in seinem Heime Töpfe und Urnen**) und ritzte ihnen mancherlei Figuren als Verzierungen ein.

Noch viel Gelegenheit hätte es für seinen Stamm gegeben, sich auszubreiten. Land die Fülle war frei geblieben. Aber die Sorben sollten bald gehindert werden, mehr an Herrschaft zu gewinnen. Es war, als ob eine zweite Völkerwanderung anhöbe. Wie sich einst vom 4. Jahrhunderte an aus dem fernen Osten Völkerscharen nach Westen zu ergossen hatten, so zogen jetzt vom Abende her in unsere Heimat Bauern mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd, mit Spieß und Wagen ein. Aus dem Landesteile Franken sollen sie nach der einen, aus fränkischen Orten des Westerwaldes nach der anderen Meinung gestammt haben. Die Ortsnamen Frankenberg und Frankenau sowie die Personennamen Frank und Franke können heute noch auf die Abkunft der Ansiedler hinweisen. Wo aber auch immer ihre Wiege gestanden — unternehmende Gestalten sind die Fremdlinge gewesen, mutig genug, ihre Heimstatt in fernem Lande zu suchen. Denn manchen Kampf mit Bär und Wolf gab es auf dem Wege zu bestehen.

Eben macht draußen im Kappelbachtale eine Gruppe Halt. Aus ihr lösen sich zwei Männer von hohem Wuchse, Rotolf oder Rudolf und Segemar oder Siegmar geheißen. Auf holperigem Wege, durch dorniges Gestrüpp, schreiten sie nordwärts, der Burg Rabin- oder Rabenstein zu, die vielleicht kurze Zeit vorher erbaut worden war. Ein tapferer Kriegsmann, dem der König für treuen Beistand einen weiten Landbezirk rundum verliehen hat, gebietet hier. Ihn bitten die beiden Frankenführer um Aufnahme. Oder sind sie von ihm herzugerufen worden?

Nach kurzer Zeit sind die Verhandlungen beendet, und der Burgherr schreitet mit Siegmar und Rudolf talwärts nach dem Walde zu, der die Gehänge des langen östlichen Höhenzuges deckt, den Rücken entlang, auf dem gegenwärtig der Harthweg noch an den alten Zustand erinnert, denn Harth bedeutet: Wald.†) Bald liegt hinter den Männern die Gemarkung der Fluren, die sich der Herr für seine Hofleute, für die Gemeinde „zum Stein", das heutige Dorf Rabenstein, vorbehalten hat. Nun geht es ans Werk. Umfängliche Gevierte werden abgeschrittet, das eine nach dem Pleißbache, das andere nach dem Kappelbache zu. Ohne viel Förmlichkeiten übernehmen die Franken das Land als Zuweisung, die ihnen und ihren Genossen auf Lebenszeit geliehen oder zum Lehen gegeben wird.

Bald erfolgt die Teilung in einzelne Hufen oder Güter, und ungesäumt legen die neuen Besitzer Hand an, das ihnen zugefallene Gebiet zu einem Teile urbar zu machen. Mit ihren Knechten gehen sie in die „Harth", schlagen Stämme nieder und bauen nahe dem Bache Gehöfte, Häuser aus Balkenwerk und Lehm. Bald steigt der erste Rauch vom Herde und aus der Waldlichtung empor. Das gerodete Land nehmen die Einwanderer unter den Pflug.

*) Um die geringe Zahl der sorbischen Siedelungen gegenüber der der deutschen hervortreten zu lassen, empfiehlt es sich für Schulzwecke, eine Karte zu entwerfen und die Orte mit sorbischen Namen durch eine besondere Farbe hervorzuheben.

**) Derartige Urnen, doch aus dem „Niederlande", zeigt das Museum des Vereins für Chemnitzer Geschichte.

†) Andere alte Namen für Wald sind Struth (bei Flöha und Lugau) und Loh (bei Hormersdorf und Augustusburg).

Damit sind zwei neue deutsche Dörfer begründet: Rotolfs- und Siegemarsdorf, oder, wie die Fremdlinge sie zu Ehren ihrer Führer kurz benennen: Rottluff und Siegmar.

So etwa dürfen wir uns die Entstehung unserer Ortschaften ausmalen. In ähnlicher Weise mag sie sich an anderen Stellen, besonders auch im Machtbereiche des Bergklosters, von dem nachher erzählt werden wird, vollzogen haben. Hören wir, was uns Ortsnamen davon berichten.

In der Flur des heutigen Markersdorf siedelte sich zuerst ein Markwart oder Markert an. Ein Helbig gründete Helbersdorf. Jahnsdorf ist das Dorf, wo zuerst wohl ein Franke Namens Johann gewohnt hat, während Meinersdorf Meinhardsdorf, Gornsdorf Jordansdorf heißen müßte. Unter Leukersdorf denken wir uns die Siedelung eines Lutiger, unter Seifersdorf die Gründung eines Siegfried. Röhrsdorf ist nach einem Rüdiger geheißen, während Wittgensdorf seinen Namen jenem Wittich verdankt, der sich zuerst dort niedergelassen hat. Der Name Draisdorf berichtet uns von einem Drago, während Heinersdorf an den Ansiedler Heinrich erinnert. In ähnlicher Weise reden Ebersdorf und Hilbersdorf ihre Sprache, indem sie gleichsam zu Denkmälern für die Dorfgründer Eberhard und Hildebrand geworden sind. Hermersdorf haben wir uns als die Niederlassung eines Hermann zu denken, dem vielleicht sein Land von den Herren von Erdmannsdorf überlassen worden ist und der nun begonnen hat, den Wald im oberen Gablenzbachtale zu lichten. Der Name Bernsdorf ehrt einen Berold, während Berbisdorf auf den Ortsgründer Berwig hinweist. Olbersdorf ist die Niederlassung Alberts oder Albrechts, während Dittersdorf den uralten Namen Dietrich in sich birgt. Die Bezeichnung Dittmannsdorf bedarf keiner Erläuterung. Gleich klar scheint der Name Burkhardtsdorf von dem Vordringen deutscher Ansiedler zu erzählen, die ein Burkhard geführt hat. Doch ist auch möglich, daß der Ortsname den Abt Burkhard ehrt, zu dessen Regierungszeit die Dorfschaft vielleicht angelegt worden ist. Auch Stelzendorf mag in seiner Benennung auf eine uns sonst unbekannte Person hinweisen.

Als ganz aus der Art geschlagen und doch hierher gehörig muß man den Namen Erfenschlag betrachten. Er besteht aus den beiden Worten Schlag und Erfen. Was will der Stamm Schlag erzählen? Offenbar redet er von einem Holzschlage, der hier angelegt worden ist. In dem Bestimmungsworte Erfen aber verbirgt sich, stark umgestaltet, der Name Irmfried. „Holzschlag des Irmfried“ ist also die Benennung, welche die Nachbarn den Hütten gegeben, die sich als die ersten auf der Stelle des heutigen Erfenschlag erhoben haben. Und schließlich hält auch der Name Einsiedel die Erinnerung an eine Person fest. Ob das, wie die Sage berichtet, ein wirklicher Einsiedler oder — was wahrscheinlicher — das älteste Glied des Adelsgeschlechtes derer von Einsiedel gewesen, hat bisher noch niemand mit Sicherheit zu ermitteln vermocht. Fest steht aber, daß Einsiedel wie Erfenschlag, Dittersdorf, Weißbach, Scharfenstein lange der Familie von Einsiedel gehört hat. Vielleicht ist ihre Stammburg in der Einsiedler Gegend zu suchen.

So erstanden ringsum Sitze deutscher Bauern. In langem Zuge erstreckten sie sich die Täler entlang.

Nicht immer jedoch erhielten die neuen Gehöftereihen ihre Namen nach dem Oberhaupte einer Besiedlersippe; manchmal gab auch die Beschaffenheit, eine Eigenheit, ein auffälliges Merkmal der Gegend den Anlaß zur Benennung. Als die fränkischen Einwanderer das Kappelbachtal hereinkamen, da mag sie wohl der Anblick von Wiesen erfreut haben, deren Grün den Rand des Wassers säumte. So nannten sie die Häuser, die mitten darin erstanden, „zur grünen“ und „zur schönen Aue“: Grüna und Schönau waren getauft. Der Stadtteil Aue in Chemnitz und der Ort Wiesa verdanken ihre Namen ähnlichem Anlasse. Der Baumschmuck zweier Täler, die sich von der jetzigen Zschopauer Straße nach Ost und nach West senken, gab den Fremdlingen Anlaß, dort gegründete Örtchen als Altenhain und Reichenhain zu bezeichnen. Im unteren Würschnitztale fiel ihnen der schöne Bergwald, an anderer Stelle das Vorhandensein eines vielleicht auch damals schon nicht häufigen Baumes, der Eibe,

auf. So kamen Harthau (die Waldaue),*) Euba (früher: zu der Iben oder Eiben) und Eibenberg zu ihren Namen. Sollte der Wald schnell gelichtet werden, dann sahen die Siedler davon ab, Baum für Baum einzeln niederzulegen. Nach der Art, wie es Farmer in Amerika wohl noch heute tun, entfachten sie ein Feuer und ließen die gierige Glut in kurzer Zeit verrichten, was sonst langer, langer Arbeit bedurft hätte. Dichte Rauchwolken stiegen auf. Dann deckte Asche den glühenden Boden. Die Häuschen aber, die auf den Stätten erwuchsen, blieben für alle Zukunft: der „wüste" und der „reiche Brand". Lichtungen im dunklen Tann gaben Anlaß, die Namen Lichtenwalde und Lichtenau zu prägen, während das Andenken an verschwundene Bewohner des Waldes (Auerhühner, Auerochsen) vielleicht im Namen Auerswalde festgehalten wurde.**) Anderen Orten verliehen die Dorfgründer Namen, die mit dem Wasser zusammenhängen. Es wurde Flöha nach dem Flusse genannt, der von dem Stamme flaw, das heißt schwimmen, getauft ist. In der Form von flähen oder spülen wird das alte Wort im Erzgebirge vereinzelt noch weiter gebraucht. Klaffenbach erinnert an den klappenden, murmelnden Bach. Furth erzählt von einem alten Durchgange durch den Chemnitzfluß. Borna ist der Ort am Born oder Brunnen, wahrscheinlich an der Quelle des Dorfbaches. Die Dörfer Kappel und Neukirchen wieder hießen die Ansiedler nach Gebäuden, die sie bald nach dem Einzug aufgeführt hatten und die nach der Kloster- und nach der Jakobikirche zu Chemnitz wohl als die ältesten Stätten der Gottesverehrung im ganzen Bezirke mit zu betrachten sind. Durch die Wahl des Namens Pfaffenhain wollten die Ankömmlinge bekunden, daß ihnen der Grund und Boden, der ihnen jetzt Frucht trug, von Mönchen, von den Cisterziensern zu Grünhain, überlassen war. Da, wo mächtige Herren auch des Richteramtes warteten, erhob sich der „Rabenstein", die Richtstätte. Das Dorf aber, das sich nach der Felskuppe hinaufzog, kennzeichneten die ersten Bewohner als „zum Stein" gelegen. Erst in späterer Zeit übertrug man auch auf diese Niederlassung die Bezeichnung Rabenstein. Wenn endlich zwei Dörfer die Namen Altendorf („zum alten Dorf") und Neustadt erhielten, so wird uns dadurch angedeutet, daß weder der Anbau, noch die Namengebung überall zu gleicher Zeit erfolgt sind. Während der Altendorfer Grund von Anfang an mit besiedelt worden sein mag, erstanden um das Gut Höckericht, auf dessen Fluren die Häuser von Neustadt stehen, erst spät Gebäude in größerer Zahl. „Neue Stätte" oder „Neue Wohnstatt" wurden sie getauft. Doch ist im 16. Jahrhunderte und weiter noch immer für die ursprünglichen Drescher- und Arbeiterwohnungen der Name Höckericht üblich gewesen.

Aber nicht frei erhielten bei ihrer Einwanderung die Ansiedler das Land. Nicht, daß der Boden zu bezahlen gewesen wäre. Aber Abgaben an die ursprünglichen und die späteren Grundherren zu entrichten, dazu waren die seßhaft Gewordenen zum Zeichen ihrer Abhängigkeit verpflichtet. Die Rittersitze Rabenstein, Blankenau, Lichtenwalde, Erdmannsdorf, das Benediktinerkloster zu Chemnitz usw. — alle verlangten sie Geld, Flachs, Getreide, Spann- und Handdienste bei Ernte und Bauten, alle hielten sie ihre Untertanen „im Banne der Hörigkeit" als Fröner oder Herrenknechte. Und heute noch erinnern die Namen Lehngut und Lehngericht an die ursprünglich nur leihweise erfolgte Überlassung eines Geländes, sodaß seine Besitzer ähnlich dem „Grafen von Habsburg" zu sagen vermochten, sie trügen „Ehre und irdisches Gut zu Lehen" von einem höheren Herrn.

Ein blutiger Kampf um die Scholle unserer Heimat.

Als friedliche Einwanderer haben wir unsere Urvorfahren, Franken, in unser Land einziehen sehen. In Tagen der Ruhe und des Sonnenscheines sind sie — wie wir angenommen — auf der Scholle seßhaft geworden, die wir als unsere Heimat

---

*) Bei Harthau heute noch die alte Hardt und der Harthwald (Doppelbezeichnung!). Auch ein Ortsteil von Röhrsdorf heißt Harth.

**) Nicht ganz unmöglich ist indessen auch eine Ableitung von Ursula, der Kirchenheiligen.

schätzen. Aber noch ehe sich dieser Vorgang vollzogen, hatte sich nahe unserem Gau oder vielleicht in ihm, schon ein mörderischer Kampf zwischen den beiden Völkerschaften abgespielt, welche durch Jahrhunderte, unter den Kaisern Karl (768—814), Ludwig (814—840) und wie sie sonst hießen, um die Herrschaft rangen. Immer von neuem mußten die deutschen Gebieter zu blutigem Streite wider ihre Feinde, die Sorben, ausziehen, um ihnen das Gebiet wieder zu entreißen, das diese nach der Völkerwanderung eingenommen hatten. So geschah es auch im Jahre 892, als der Kaiser Arnulf von Kärnthen regierte.

Da rüstete der Thüringerherzog Poppo zum Kampfe wider die Slawen. In seinem Heerbann stand auch der Bischof Arn oder Arno von Würzburg mit den Mannen, welche er für die Ländereien zu stellen hatte, mit denen seine Kirche ausgerüstet war. Thüringer und Franken also schritten Schulter an Schulter. Über Saale und Mulde, bis in das Innere des heutigen Sachsens rückte der Troß vor. Aber da traf das Heer ein schwerer Schlag: es kam nicht nur vor dem Feinde zum Weichen, sondern verlor im Streite auch den Bischof Arno. „Nicht weit vom Chemnitzflusse im Gau Chutizi, neben der Straße, in nördlicher Richtung" fiel der geistliche Herr, der ein ebenso streitbarer Held wie frommer Priester gewesen sein soll.



Sogenanntes Arnokreuz in Klaffenbach.

Niemand weiß genau die Stelle, wo sich der Unfall abgespielt. In früheren Zeiten hat man zunächst Klaffenbach für den Ort gehalten, weil dort ein altes, mannshohes Steinkreuz aufragt, das der Volksmund mit dem Sorbenstreite in Zusammenhang brachte. Auch an den Ort Erfenschlag, dessen Name als Aribo- oder Arnoschlag ausgelegt wurde, dachte man. Endlich wurde unser Chemnitzer Schloßberg selbst als die Stätte angesprochen, auf der Arno gestorben sein sollte. Auf heiligem Boden wäre dann das Benediktinerkloster gegründet worden. Aber alle diese Annahmen sind als unhaltbar zurückgewiesen worden, und man meint jetzt, daß Arno am Taurasteine bei Burgstädt gefallen sei. Immer weiter nach Norden zu, und vielleicht der Wahrheit immer näher, hat man die Walstatt verlegt. Mag sie aber mit Sicherheit nicht mehr zu ermitteln sein, das bleibt gewiß: am Ufer der Chemnitz hat der Kampf zwischen Deutschen und Sorben getobt.

Und als Zweites wissen wir: „Heiß war der Tag und blutig die Schlacht", denn also schildert uns ein Hersfelder Mönch, der noch vor dem Jahre 1000 geschrieben hat, den Hergang: „Als man in der Schlacht zum Handgemenge kam, da fiel beim ersten Zusammenstoße Bischof Arn, und darnach lag das ganze Gewicht des Streites mit vernichtender Schwere auf den Unseren. Weil sie unglücklicherweise zum Weichen gebracht wurden, so suchten sie endlich ihr Heil in der Flucht. Aber auch das lief nicht gut ab. Denn derartige Regengüsse, so große Niederschläge beschwerten die Flüchtigen, daß sie weder die Waffen wieder ergreifen, noch Schutz in der Flucht finden konnten. Überall wurden Gefangene gemacht, überall ward niedergemetzelt! Ringsum Tod und Verderben! O unglückseliger Tag, der über unsere Landsleute eine so gräßliche Niederlage brachte!" Die Franken also waren unterlegen, die sorbischen Haufen die Herren geblieben. Als Kriegsmann hatte Arno den Tod gefunden.

Die Sage freilich hat sein Sterben mit besonderem Glanze umgeben, indem sie den Würzburger Bischof als den Letzten der Seinen und zugleich bei der Ausübung seines Amtes hinsinken läßt; denn sie berichtet, daß Arno vom feindlichen Heere umringt worden sei, als er gerade die Messe gelesen habe und nachdem ihm alle seine Gefährten im Tode vorangegangen seien. „So taucht vor unserem geistigen Auge der Hügel mit dem Feldaltare auf, von Zelten umgeben. Vor dem Heiligtume steht der würdige Bischof und hält die Messe ab. Feierliche Stille ruht auf der Gegend. Da verwandelt

sich mit einem Male das Bild. Der Kriegsruf der Sorben ertönt. Sie überfallen das Lager. Einer der Franken sinkt nach dem anderen unter ihren Streichen, zuletzt, am Altare, ein blutiges Opfer zu Ehren Gottes, im priesterlichen Schmucke Bischof Arno", der Sorbenkämpfer und Gottesmann.

Das Benediktinerkloster wird gegründet.

Schon seit dem Jahre 1096 hatte in dem Städtchen Pegau ein Kloster bestanden, dessen Mönche sich nach den Regeln des heiligen Benedikt von Nursia richteten. Von Wiprecht von Groitzsch, der auch fränkische Bauern als Ansiedler herbeigerufen hatte, war es gegründet worden.

Der Benediktiner Bestreben aber ging dahin, ihre Tätigkeit weiterhin zu entfalten. Auch an anderen Orten wollten sie den Wald roden, den Land- und Gartenbau fördern, die Arzneikunde verbreiten, die christlichen Lehren verkünden, außerdem aber für die Angehörigen ihres Ordens neue Aufenthaltsstätten und Einnahmequellen erschließen.

Solches Bemühen lag ganz im Sinne des Kaisers Lothar, der von 1125 bis 1137 regierte. Er faßte deshalb den Entschluß, in der Pflege des heutigen Chemnitz ein neues Kloster entstehen zu lassen. Den Plan auszuführen, schenkte er hier „der römischen Kirche zu göttlichem Dienste" ein ausgedehntes Stück Land, gelegen „im Umkreise von 2 Meilen". Alle Freiheiten und Nutzungen sollten mit dieser Stiftung verbunden sein, gleichviel ob es Funde von Silber oder Salz, ob es Besitzungen an Wald, Wiese oder Wasser, ob es Dörfer oder Flecken seien.

Mit Freude und Dank nahmen die Vertreter der Kirche die fromme Gabe des Kaisers entgegen. Ihre Verwaltung aber übertrugen sie Mönchen aus dem Benediktinerkloster zu Pegau unter einem neugewählten selbständigen Abte. Bald trafen die geistlichen Brüder hier ein. Die heutige Leipziger Straße herein kamen sie gewandert, in schwarze Kutten gehüllt, mit Vorrat für die Wirtschaft ausgerüstet. Sie kannten ihr Ziel. Einer der Ihrigen hatte es schon im voraus ausgekundschaftet — einen Hügel mit lieblicher Ausschau und nahe einer alten Straßenkreuzung: den heutigen Schloßberg. Die Mönche lobten den Bruder ob seiner Wahl und willigten gern darein, hier das neue Heim anzulegen.

Da gab es der Arbeit genug. Bald fiel das Gebäum unter der Äxte Streichen. Steine wurden gebrochen und die Mauern zur Wohnstatt aufgeführt: das Haus für die Mönche, der Stall für die Rinder und Schafe, vor allem aber das Gotteshaus. Jahre vergingen, ehe der Bau vollendet war. Als aber der Bischof, wahrscheinlich 1136, das neue Werk feierlich weihte, da gedachte er wie der Abt und seine Mönche gewiß mit ehrenden Worten des frommen Stifters der Abtei, des Kaisers Lothar und seiner Gemahlin Richenza, desselben Paares, das in der gegenwärtig noch vorhandenen, allerdings erst aus dem 16. Jahrhunderte stammenden kunstvollen Türumrahmung der Schloßkirche (S. 38) in Stein gehauen und damit verewigt ist. Daß Lothar in seiner Hand eine Kirche hält, ist ein deutlicher Hinweis auf sein wohltätiges, gottgefälliges Wirken. Die Mönche aber erneuerten das Andenken des kaiserlichen Paares alljährlich, indem sie „von wegen des Stifters und der Stifterin" zu Johannis und am Andreastage Brot und Geld an Arme verteilten.

Der Ort Chemnitz entsteht und entwickelt sich zur Stadt.

Wahrscheinlich um dieselbe Zeit wie das Kloster oben auf dem Berge und die meisten Dörfer rundum war im weiten Chemnitztale, auf wiesenreicher, von Wasserläufen durchzogener Aue ein Örtchen entstanden, das seine Erbauer nach dem Hauptgewässer des Geländes Kamenitz genannt hatten. Auch seine Gründer waren Deutsche. Die Bürger Reinboldus, Bertoldus, Gunderamus, Herborto, Clobser, Wilhelmus, Gerungus, Volcmerus, Hertinc, Gisla usw., die uns aus der Zeit um 1200 als Bewohner von

Chemnitz genannt werden, darf man vermutlich als nahe Nachkommen dieser ersten Ansiedler betrachten, und manche der Familien Reinbold, Berthold, Günther, Herfurth, Klopfer, Wilhelm, Gerig, Volkmar, Härting, Geisler, die heute in unserem Adreßbuche erscheinen, könnten sich rühmen, das Andenken an jene Altbürger zu bewahren.

Wer die Neulinge hierher gezogen, meldet kein Buch der Geschichte. Sicher ist, daß der Grund und Boden, auf dem sie Häuser bauten, mit zum Klostergebiet gehörte. So darf man vielleicht auch annehmen, daß die Ansiedler von den Mönchen herbeigerufen worden sind. Auf jeden Fall aber hatten sie sich einen günstigen Platz zum Wohnsitze erkoren: das Land war fruchtbar. Also ließen sich Viehzucht und Ackerbau treiben. Es kreuzten sich hier schon früh zwei wichtige Verkehrswege, deren einer, die Reichsstraße späterer Zeit, von Breslau nach Nürnberg, deren anderer, die Kaiserstraße, von Leipzig nach Prag führte. Da lachte von vornherein die Aussicht auf lohnende Beschäftigung für Schmiede, Stellmacher, Riemer und andere Gewerke. Guter Zuversicht voll konnten denn die Fremdlinge an die Erbauung ihrer Heimstätten gehen. Das Land, das ihnen überwiesen war, verteilten sie, wie ihre Nachbarn in der Umgegend, unter sich, sodaß mit vielen Häusern der inneren Stadt Feldstreifen verbunden waren. Einen Raum aber zerlegte die Ansiedlergemeinde nicht. Das war der Wiesenplan nördlich und östlich des untersten Teiles vom Gablenzbach, der Anger, wie ihn Trenckmanns Stadtplan*) vom Jahre 1761 noch gut zeigt. Er gab die Almende, das gemeinsame Weideland für das Vieh der Bürger, ab.

Mußte nun zunächst auch jeder einzelne auf das eigene Fortkommen bedacht sein, so vereinigten sich doch die jungen Siedler bald zu einem wichtigen gemeinsamen Werke. Inmitten ihrer Häuser, da, wo sie von vornherein einen freien Platz gelassen oder wo der Sage nach eine Marienkapelle gestanden, gründeten sie ein Gotteshaus und weihten es dem heiligen Jakobus, dem Schützer der Krämer und Kaufleute.

Wie bald in dem jungen Orte der Handel emporsproßte, beweist am besten die Verleihung des Marktrechtes, die im Jahre 1143 auf Bitten des „treuen und geliebten Markgrafen Konrad“ von Meißen durch Kaiser Konrad, den ersten Hohenstaufen, ausgesprochen und mit der gleichzeitig bestimmt wurde, daß die Einwohner von Kamenitz „durch alle Teile des Reiches zollfrei mit ihren Waren und Lasten ein- und ausziehen dürften, damit sie vermöge dieser Freiheit um so sorgenloser Gott dienen könnten“. Wehe dem, der die neuen Rechte des Ortes hätte schmälern wollen! Gottes Strafgericht sollte ihn heimsuchen, vom Schwerte des heiligen Geistes sollte er getroffen werden, und der Bannstrahl des heiligen Petrus sollte ihn ausschließen vom Reiche Gottes.

Diese Verleihung des Marktrechtes und der Zollfreiheit bedeutete den ersten Schritt dazu, das kleine Klosterdorf zur Stadt werden zu lassen. Ehe es ganz dazu kam, verging indes noch eine Reihe von Jahren. Erreicht war das Ziel, als der Ort Kamenitz von Mauern umgeben, als er unter eine selbständige Verwaltung gestellt war, die in den Händen des Rates lag. Genau die Zeitpunkte anzugeben, wann sich diese Erfordernisse erfüllt hatten, ist nicht möglich. Aber 1264 wird das erste Mal erwähnt, daß eine Mauerwehr den Ort umschloß, und aus dem Jahre 1290 wissen wir, daß Ratsmannen die Geschicke der Stadt leiteten. Chemnitz war nun zur Stadt erwachsen, hatte aber inzwischen samt seiner Umgebung auch äußerlich zugenommen; denn außerhalb der Mauern waren die Johannis- und die Nikolaikirche errichtet worden — es waren Vorstädte entstanden.

Das junge Kloster dem Untergange nahe.

Unruhige Zeiten waren es, die das deutsche Land um das Jahr 1200 durchlebte, Jahre bitterer Kämpfe zwischen Kaisern, Päpsten und Lehnsfürsten. Weite Gaue des Reiches wurden in Mitleidenschaft gezogen. Überall herrschten Verheerung und Umsturz.

*) Museum des Vereines für Chemnitzer Geschichte (1 M.).

Und unter ihnen litt auch das junge Benediktinerkloster zu Chemnitz bittere Trübsal. Als der mächtige Kaiser Friedrich II. die deutsche Krone erwarb, da nutzte sein Helfer Ottokar I. von Böhmen die Gelegenheit, sich selbst Vorteile zu schaffen. Er fiel in unsere Gegenden ein und nahm auch dem Chemnitzer Kloster Güter weg. Erst der Vermittelung Friedrichs gelang es, den Böhmenkönig zur Rückgabe des Raubes zu bewegen.

Aber schweren Schaden hatte die Stiftung doch erlitten, denn von Grund aus zerstört waren die Gebäude, sodaß — kaum 100 Jahre nach der Begründung — zu einem Neubau verschritten werden mußte. Eine schwierige Aufgabe harrte damit ihrer Lösung, da mit der Vernichtung des Heimes auch die Mittel erschöpft waren. Wie hinter den Mauerresten, die vom Brande übrig gelassen worden waren, öde Räume gähnten, so waren auch Kisten, Kasten und Kassen des Klosters leer. Die Bruderschaft war nicht imstande, das Heim wieder aufzurichten. Da nahm sich Papst Honorius III. des Stiftes besonders an. Er forderte 1226 alle Angehörigen des Magdeburger Kirchensprengels auf, dem notleidenden Chemnitzer Benediktinerkloster durch milde Beiträge zu Hilfe zu kommen. Es mag geschehen sein. Aber die Nöte des Klosters waren damit noch nicht behoben.

Ja, immer schlimmer gestaltete sich das Schicksal zunächst. Dem äußeren Elende gesellte sich innerer Verfall bei. Die Mönche hielten sich nicht an die Gesetze des Ordens, lebten am liebsten dem Essen und Trinken und vergaßen darüber, die Bibel und andere heilige Schriften zu durchforschen. So verderbt war das Kloster in geistlichen und weltlichen Dingen, daß eine Wiederherstellung und Neuordnung durch den eigenen Orden für unmöglich gehalten wurde. Somit stand die Stiftung am Rande des Abgrundes, und der Papst Gregor IX. beabsichtigte 1235 schon, die Chemnitzer Benediktinerabtei den Cisterziensern in Buch bei Leisnig zu übergeben. Sie sollten wieder Ordnung stiften, dafür aber auch alle Rechte der Benediktiner erhalten.

Dieser Plan ist indes kaum verwirklicht worden. Das Kloster geriet vielmehr zu den Zeiten des Kampfes zwischen Friedrich II. und den Päpsten Gregor IX. und Innocenz IV., in denen das Stift fest zum Papste hielt, in neue Not. Wieder war es der Auflösung nahe. Die Treue aber, die ihm erst schwere Sorgen bereitet hatte, sollte ihm nun wieder zur Erhebung helfen. Papst Innocenz bestätigte 1254 dem Abte alle Rechte und Freiheiten und schenkte ihm das Patronatsrecht über die Jakobikirche, sodaß nun der Abt die Einkünfte der Pfarre bezog und dafür Geistliche zu ihrer Verwaltung einsetzte. Da er ihnen nur ein spärliches Gehalt gewährte, blieb für die Kasse des Klosters ein schöner Überschuß.

Damit war die Besserung eingeleitet, und eine freundlichere Sonne bestrahlte fortan die neu aufgeführten Mauern und Dächer der Abtei.

Die Sage vom Goldschiffchen in der Kirche zu Ebersdorf.

In der Kirche zu Ebersdorf hängt seit langen Zeiten ein kleines hölzernes Schiff. Jedem Fremden, der das Gotteshaus besucht, wird es gezeigt. Auf die Frage aber nach dem Warum? und Wie? erzählt der Führer folgende Geschichte: Vor vielen, vielen Jahren, es soll im 14. Jahrhunderte gewesen sein, wohnte in der Burg Lichtenwalde ein Jünker, genannt Wolf. Der hatte eine Braut. Ehe er sie aber als Weib heimführen durfte, sollte er sich noch zwei Jahre rühmlich in Kampf und Gefahr erproben. So wünschte es der Vater der Geliebten. Da ward der Junker ein Kreuzfahrer. Er zog mit vielen Genossen in das heilige Land, um dort gegen die Türken zu kämpfen und Palästina aus ihren Händen zu befreien.

Glücklich hatte Wolf von Lichtenwalde Fahrt und Streit überstanden. Mit Schätzen reich beladen trat er von Joppe aus den Heimweg an.

„Das große, weite Mittelmeer
durchfurcht ein Schiff mit schnellem Kiel;
vom heil'gen Lande kommt es her,
Venedig ist der Landung Ziel.
Wie schwellen die Segel vom Morgenwind,
wie rühren die Ruder sich so geschwind!“

Da begibt es sich, daß das Schiff von einem furchtbaren Sturme überfallen wird.

„Des Meeres Vögel scharen sich
und flattern ängstlich um den Mast;
dumpf rauscht die Flut, und fürchterlich
entladet sich der Wolken Last.
Die Blitze zerreißen den Mantel der Nacht,
der Sturm erhebt sich und heult mit Macht."

Der Kapitän gibt Befehl auf Befehl. Die Mannschaft eilt hin und her. Gebete steigen zum Himmel auf. Aber immer toller wird das Treiben. Jeder sieht dem Untergange des Fahrzeuges entgegen. Totenbleich steht auch Junker Wolf auf dem Verdecke. Seine Gedanken weilen im Vaterlande, in der Heimat, bei der Braut. Sie alle soll er nicht wiedersehn? Da wirft er sich auf die Knie und fleht:

„Gott, Herrscher im Himmel, das Meer ist ja dein!
Gebiete den Fluten! Erbarme dich mein!

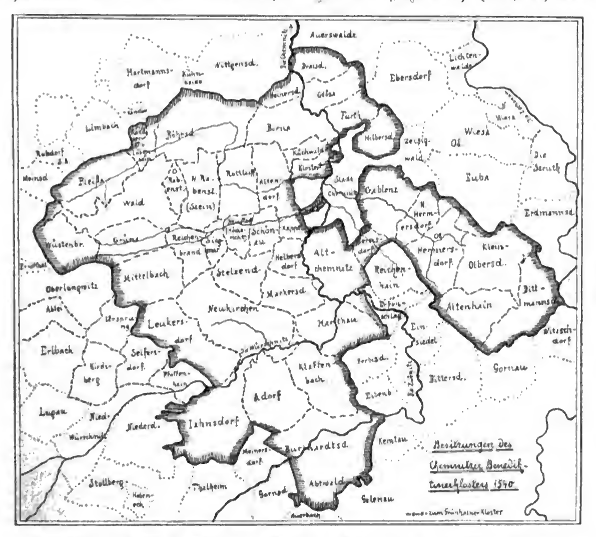
Und dazu gelobt er: „O heilige Jungfrau, deren Bild wir in Ebersdorf so oft geschaut, rette mich! So ich aus dieser Todesnot befreit werde und in mein Ahnenschloß zurückkehren darf, will ich dir ein Schiffchen mit Gold weihen, und sollte ich auch mein ganzes Eigentum dabei aufwenden". Und siehe! Der Sturm legt, die Wogen glätten sich, und ein günstiger Wind treibt das Schiff schnell und glücklich in den sicheren Hafen. Gesund trifft der Ritter daheim ein. Da aber vergißt er seines Gelübdes nicht. Von einem geschickten Bildner läßt er ein Schiffchen bauen und füllt es mit Gold. Als nun der Hochzeitstag erscheint, nimmt er das Kleinod mit sich in das Gotteshaus und legt es am Altare nieder, wo es vom Priester zugleich mit dem jungen Paare feierlich gesegnet wird. — Seit dieser Zeit bewahrt die Kirche das Erinnerungszeichen. Der Goldschatz freilich ist verschwunden. Ein früherer Herr von Lichtenwalde soll ihn an sich genommen haben, dabei aber auch für seine Nachfolger die Verpflichtung eingegangen sein, das Gotteshaus dauernd zu unterhalten.

Des Klosters Macht erweitert sich nach allen Seiten.

Zwar war bei der Stiftung des Klosters ausgesprochen worden, daß ihm ein Gebiet im Umkreise von 2 Meilen gehören solle. Damit hatte indes nicht gesagt sein können, daß der Abtei alles Land innerhalb dieses Ringes verliehen sei. Über so manchen Ort, der im Bezirke gegründet worden war, verfügten ja bereits andere Herren. Aus der ältesten Zeit, ungefähr dem Jahre 1200, wissen wir denn auch nur von 9 Dörfern sicher, daß sie an die Mönche Abgaben zu entrichten hatten. Es waren Kappel, Klaffenbach, Adorf, Neukirchen, Altendorf, Altchemnitz, Gablenz, Stelzendorf und dazu ein sonst unbekannter Ort, der als „Dorf des Abtes", vielleicht Burkhards (S. 4), bezeichnet wird. Dazu trat noch die Bürgerschaft von Chemnitz selbst. Das Verzeichnis der Orte mag unvollständig sein. Die Benediktiner mögen schon von Anfang an die Herrschaft über einen größeren Kreis von Ortschaften ausgeübt haben. Aber zu dem Reichtume an Dörfern, Wäldern, Teichen, Bächen, Mühlen usw., wie wir ihn aus späterer Zeit kennen, haben es damals die Klosterbewohner noch nicht gebracht gehabt. Dazu hat es erst vieler späterer Erwerbungen bedurft. Sie zu machen, haben es die Äbte nicht fehlen lassen, nachdem sich ihr Besitztum von den Verwüstungen erholt hatte, die ihm bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts widerfahren waren. Wo nur ein Besitztum feilstand, da griffen die geistlichen Herren zu. Ward es ihnen doch dadurch möglich, den Einfluß auf die Bewohnerschaft zu stärken, die Einkünfte des Stiftes wesentlich zu erhöhen und dadurch sich und den Mönchen ein sorgenfreieres Dasein zu sichern.

Mit der Erwerbung von Getreidezehnten zu Reichenbrand und Grüna wurde 1263 der Anfang gemacht. 1288 und 1290 kamen die Mühle zu Borna, sowie die Dörfer Hilbersdorf und Oberhermersdorf in den Besitz des Klosters. Im Jahre 1300 ward der Zehnte zu Schönau, 1311 ein Gut zu Altchemnitz den Benediktinern zugeeignet. Unter keinem Abte aber wurde des Klosters Macht so erhöht wie unter Udalrich oder Ulrich II. und Heinrich von Tonin. Brachte doch u. a. Ulrich 1317

das Dorf Altenhain, 1318 Getreidezins zu Hilbersdorf, den größten Teil von Altchemnitz und das Dorf Streitdorf (s. letzten Aufsatz), 1322 die Dörfer Dittmannsdorf, Olbersdorf, 1330 das Kirchlehn zu Glösa, 1337 Röhrsdorf und ein Gut zu Blankenau, 1338 das Gut Blankenau selbst und die nach ihm als Blankenauer Dörfer benannten Orte Glösa, Furth, Borna, Draisdorf und Heinersdorf an die Abtei. Vielleicht wurde unter dem Abte Ulrich, der den Beinamen „von Crimmitschau" trug, auch das Gehölz an der Leipziger Straße erkauft, dessen Name „Crimmitschauer Wald" dann heute noch an Ulrich erinnern würde. Heinrich von Donin aber erwarb im Jahre 1375 von Johannes dem Älteren von Waldenberg und seinen Söhnen Johannes und Unarkus die mächtige, weitausgedehnte Herrschaft Rabenstein. 12 Dörfer und Flurbezirke: Reichenbrand, Grüna, Stein oder Rabenstein, Helbersdorf, Höckericht (Neustadt), Löben-



hain, Röhrsdorf, Rottluff, Schönau, Kändler, Siegmar und Pleißa kamen damit neben der Burg selbst auf einmal ganz oder teilweise in die Hand des Klosters und führten ihm neue Weideländereien, Fischwässer, Jagdgehege, Gerichtsabgaben, Zinsen usw zu. Nun war das Klostergebiet auch nach Westen zu weithin ausgedehnt.

Aber selbst nach der reichen Rabensteiner Erwerbung ruhten die Äbte nicht. Der sogenannte Winckler Forst bei Neukirchen, das Dorf Jahnsdorf (1412) und endlich Gornsdorf „in der Pflege zu Stollberg" (1457) wurden erkauft oder dem Kloster von frommen Herren zu ihrer Seelen Seligkeit geeignet.

Dem allen gegenüber fiel nicht ins Gewicht, daß gelegentlich kleinere Verkäufe erfolgten. Das meiste blieb für die Dauer bis in die Zeit erhalten, da die Aufhebung des Stiftes vollzogen wurde. Über 41 Dörfer mit großen Einkünften verfügte bis dahin das Kloster. Die meisten der Dorfschaften haben wir erwerben sehen. Aber von verschiedenen redet die ganze Klostergeschichte kaum ein Wort. Man weiß nicht,

wann sie den Benediktinern untertänig geworden sind. Doch genug: sie halfen den reichen Besitz des Klosters bilden, der sich von Draisdorf im Norden bis nach Burkhardtsdorf und darüber hinaus im Süden, von Wüstenbrand im Westen bis nach Dittmannsdorf bei Zschopau im Osten erstreckte. Die kleine Karte, die wir beifügen, mag weiteres davon erzählen.*)

Die Rabensteiner Fehde.

Durch den Erwerb der Herrschaft Rabenstein war das Benediktinerkloster auf den Gipfel seiner Macht gehoben worden. Kein Chemnitzer Abt hatte noch auf größeres Gebiet, auf reichere Einkünfte zu blicken vermocht als Heinrich von Donin. Und doch lag gerade in dem mächtigen Zuwachs an Land der Grund für eine schwere Bedrängnis, in die das Kloster schon nach wenig Jahren geraten sollte.

Johannes von Waldenberg, von dem das Kloster die Herrschaft erkaufte, hatte zum Schwiegersohn den Herrn von Rochsburg und Penig, den Burggrafen Albrecht IX. von Leisnig. Der war, wie wir annehmen dürfen, mit dem Verkaufe des Rabensteiner Besitzes nicht einverstanden. Er fürchtete vielleicht Rückgang in den Einnahmen seines Hauses und Verminderung des Erbteiles.

Aber auf rechtlichem Wege ließ sich nichts erreichen, denn der Kaufbrief von 1375 war abgefaßt und vollzogen, wie sich's gebührte. Es blieb also nichts anderes übrig, als die rohe Faust walten zu lassen. Das war im Geiste jener Zeit und fiel nicht sonderlich auf. So schickte denn Burggraf Albrecht rundum, Spießgesellen zu suchen, die ihm beiständen, das verkaufte Gut zurückzugewinnen. Und er fand Helfer, die auf guten Anteil an der Beute hoffen mochten. Heinrich von Witzleben, Johannes Wisse und Junghe Tellin von Schonefeld, Renz von Wachow und Heinrich, Franz und Kaspar Kundige, alle „von teuflischem Geiste besessen", ließen sich herbei, einen Zug auszuführen. Ihnen aber schlossen sich Bürger von Zwickau und Öderan an. Warum auch sie? Wir wissen's nicht.

Es war ein heißer Tag im Juli des Jahres 1386. Gewitterschwüle herrschte. Auch die Bewohner des Schlosses Rabenstein, der Vogt und seine Knechte, fühlten sich bedrückt. Sie ahnten, daß Unheil nahte. Ununterbrochen stand der Wächter auf den Zinnen des Turmes und schaute über die dichtbelaubten Baumkronen. Noch lag alles im tiefsten Frieden rundum, und nichts Auffälliges ließ sich beobachten. Nur scheue Vögel flogen unruhevoll umher.

Da halt! Im Walde drüben nach Kändler zu blitzte es am Rande einer Lichtung auf. Gleißende Sonnenstrahlen wurden zurückgeworfen und schossen herüber nach den Dächern des Schlosses. Dann wieder alles wie vorher. Regungslos Baum und Strauch. Jetzt von neuem das Aufblinken weißen Glanzes. Aber näher diesmal! Da gibt es keinen Zweifel mehr. Es sind Feinde. Von ihren Rüstungen sind die Sonnenpfeile zurückgeprallt. Eilig ruft der Wächter abermals hinab in den engen Schloßhof und kündet, was sein Auge gesehen. Sofort stellen sich die Mannen, des Kampfes wenig geübt, mit ihrem Waffenzeug an den Scharten der Mauern auf und senden Pfeile gegen die Reiter, die eben heransprengen. Doch ohne Erfolg. Schon sind die Feinde am Wallgraben, der das Felsennest umspannt. Lanzen, mächtige Steine, Geschoßkugeln fliegen hinaus. Aber alles umsonst. Den Feinden ist es gelungen, das Wasser des Grabens abzulassen! Nun gibt es erst recht kein Widerstehen mehr. Unter der Wucht dröhnender Schläge öffnet sich das Tor. Die Burg ist in der Hand der Gegner. In alle Räume dringen die Gewappneten. Auch die Kapelle wird nicht verschont. Die Türflügel werden aufgebrochen, Schmuck- und Wertstücke, Bücher, Kelche und andere Dinge genommen. Sogar die Heiligtümer und Reliquien, die auf dem Altare liegen, schleppen die Stürmer fort.

*) Vgl. dazu die Übersicht S. 27.

So walteten nun fremde Herren auf dem Rabensteine. Burggraf Albrecht, sein Sohn gleichen Namens und der Oheim Heinrich, genannt der Blinde, hielten das Schloß wahrscheinlich bis zum Jahre 1389 besetzt. Aber auch den Wald ringsum, die Kalkgrube und wohl 9 Dörfer der Umgebung, darunter Stein (Rabenstein), Pleißa und Kändler, belegten sie mit Beschlag. Alle Abgaben aus den Orten mußten dem Burggrafen gezahlt werden. „Bei Strafe des Blutes" verbot er den Bewohnern, dem Abte irgendwelche Zinsen zu entrichten.

Das war ein schwerer Verlust für das Kloster. So tief wirkte er ein, daß der Abt genötigt war, eine Anzahl Mönche in andere Stifte und zu Freunden zu entsenden, weil er ihnen den genügenden Unterhalt nicht mehr verschaffen konnte. In dieser Not wendete sich Heinrich von Donin an den Papst, Urban VI. Ein erfahrener Mönch, der den Federkiel zu führen verstand und mit der Geschichte des Klosters vertraut war, schrieb, was sich ereignet, auf eine Pergamentrolle und trug den Inhalt seinem Herrn nochmals vor. Da dieser alles für richtig befand, unterzeichnete er das Schriftstück und rief den Mönch herzu, den er schon vorher beauftragt hatte, sofort zum heiligen Vater zu eilen. Gehorsam nahm der Benediktiner den Wanderstab zur Hand, empfing den Segen des Abtes und machte sich auf den Weg.

Eine lange Zeit verstrich. Die Raubhähne bezogen weiter aus den unterworfenen Orten die Abgaben, deren das Kloster so nötig bedurft hätte. Niemand wußte um den Ausgang der Sache. Da endlich kam Nachricht, daß die Übeltäter nach Rom berufen worden seien, sich zu verantworten. Aber ob sie der Ladung gefolgt, wissen wir nicht. Die Stadt Zwickau hat zunächst keinen Vertreter entsendet. Dafür und für die Missetat selbst ward sie mit dem Interdikt belegt. Doch auch die übrigen Helfer konnten nicht frei ausgehen. Ihr Unrecht lag zu offen zu Tage. So traf sie von der Seite der Kirche der Bann. Der Markgraf Wilhelm aber, an den sich der Abt auch gewendet, ordnete nicht nur an, daß der Burggraf das Schloß zu räumen und dem Kloster allen Raub zurückzugeben habe, sondern verurteilte alle Teilnehmer zur Aufbringung einer Ersatzsumme von 8000 Gulden. Damit endete der Raubzug, den die Geschichte gemeinhin die Rabensteiner Fehde nennt. Das halbe Dorf Kändler freilich ging dem Kloster dabei doch verloren. Das hatte Veit von Schönburg für sich behalten, der sich gegen den Burggrafen Albrecht gewendet und ihm einen Teil seiner Rabensteinischen Beute, die schon genannten Dörfer Stein, Pleißa und Kändler, wieder abgenommen hatte.

Wahres und Sagenhaftes aus der Hussitenzeit.

In Johannes Huß aus Hussinez in Böhmen verehren wir zwar einen Vorläufer unseres Dr. Martin Luther, einen Mann, der auf Irrlehren und Mißbräuche hinwies, die sich in das kirchliche Leben eingeschlichen hatten. Wir bedauern auch um seiner reformatorischen Tätigkeit willen das Schicksal, das den mutigen Geist in Konstanz getroffen, auf jener Kirchenversammlung, an der auch ein Chemnitzer Mönch teilgenommen haben soll. Aber über das Auftreten seiner Anhänger vermögen wir doch nur Klage zu erheben; denn schwer ist das Unheil gewesen, das durch sie über viele Orte unseres Vaterlandes gebracht worden ist. Freilich, die Zeit liegt zu fern, als daß wir genaue Nachricht über alle jene Auftritte haben könnten. Wahres und Sagenhaftes ist in den Erzählungen bunt gemischt, und nicht leicht läßt sich immer eine sichere Scheidung vornehmen.

Die Kunde von hussitischer Plage hatte auch unser Chemnitz erreicht. Es war eine „wahrhaftige Schreibunge" (zuverlässige Nachricht) eingelaufen, daß zwei Studenten von den Ketzern, den Hussiten, Geld empfangen hätten und schon vor dem Heereshaufen her die Städte in Brand legen wollten. Sorge erfüllte die Herzen. Da bemühte sich der Rat nach Kräften, allen Schaden abzuhalten. Die Mauern wurden untersucht und ausgebessert, die Verschanzungen erneuert. Alle Handwerker, so die Leinweber und Tuchmacher, mußten behilflich sein oder Geld zum Bezahlen der Arbeiten beisteuern. Sogar

Bewohner von Dörfern der Umgegend, wie Erfenschlag, Reichenhain, Einsiedel, Dittersdorf, Lichtenau brachten ihre Beiträge zum Mauerbau, um im Falle der Not hinter den hölzernen Palisaden Unterschlupf finden zu können. Wachtposten wurden ausgestellt. Die Bürger ordneten ihre Wehr und kauften sich aus dem städlischen Zeughause Armbrüste, Panzer, Eisenhüte, Pferde. So hatte Chemnitz des Herzogs Sigismund Befehl wohl erfüllt, der ihr geheißen, alles in guter Acht zu haben. Die Stadt war gerüstet.

Bald nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren, 1429 und 1430, brachen in der Tat die Heereszüge ins Land ein und berannten auch unser Chemnitz. Aber vergeblich mühten sie sich, durch die Tore oder über die Mauern zu dringen. Diese hielten stand, und die innere Stadt blieb verschont. Umso ärger aber trieben es die Horden in den Vorstädten. Ganze Häuserreihen wurden niedergebrannt. Die Johanniskirche sank in Trümmer. Auch das Kloster soll entsetzlich geplündert worden sein. Einer der Hussiten, der dabei in die Hallen eingedrungen war, hatte sich der Sage nach über ein Kruzifix lustig gemacht, das im Gange gestanden. Er mußte einen verzogenen Mund als Strafe davontragen.

In gleicher Weise wie die Stadt mag das offene Land heimgesucht worden sein. Das Dorf Adelsberg und einen Ort bei Wittgensdorf, vielleicht Kienheide geheißen, sollen die Feinde vom Erdboden getilgt haben. Da Adelsberg schon 1548 als wüste Mark bezeichnet wird, könnte man der Nachricht schon Glauben schenken.

Große Ausgaben erwuchsen durch all die Kriegsnot unserem Chemnitz. Es hatte ja nicht nur am Orte selbst den Feind abzuwehren gehabt, sondern mußte auch Mannschaften gegen die Böhmen ins Feld stellen. Unter den Führern Caspar und Kramer rückten sie aus, vom Rate mit Geld, Brot, Mehl und Heringen versorgt. Ob es den Mannen vergönnt gewesen, in siegreicher Schlacht mit zu kämpfen, das überliefert uns leider kein Heldenbuch. Doch das wissen wir, daß die Stadt in jenen angstvollen Tagen genötigt war, bei „guten Freunden" hier und an anderen Orten Anleihen aufzunehmen.

Die Sorge, mit der die Bewohner von Chemnitz einst vor den Fremdlingen gebangt, kommt am besten zum Ausdruck in folgender Sage, die zuerst der Rektor Schneevogel von der Lateinschule erzählt hat: „Bei dem Bürgerwalde, dem jetzigen Zeisigwalde, hat nahe dem Felde des Bürgermeisters Arnold am Fuße eines Hügels eine große, ausgebreitete Fichte gestanden. Daselbst ist eine Höhle gelegen, von außen mit Dornen und Brombeersträuchern bewachsen. Von ihr wird erzählt, daß darin ein großer Schatz von Golde verborgen sei, dieweil die Leute in dem böhmischen Hussitenkriege ihr Vermögen darein versteckt. Solcher Schatz aber wäre besessen. Es hätten einige Schatzgräber denselben heben wollen, aber nichts ausgerichtet."

Mancherlei Schweres hatte die Stadt im Hussitenkriege erduldet. Nach 30 Jahren aber scheint alle Unbill vergessen gewesen zu sein, denn Chemnitz trieb trotz eines Verbotes, das vom Papste Paul II. ausgegangen war, Handel mit hussitischen Ketzern in Böhmen und mußte deshalb erleben, daß mehrere Bürger mit dem Kirchenbann belegt wurden. Erst 1469 scheinen die Gebannten wieder in die Gemeinde aufgenommen worden zu sein. Zum Zeichen dafür durften sie am heiligen Abendmahl teilnehmen. Vorher aber hatten sie beschwören müssen, in ihren Herzen von ketzerischen Ansichten frei und darüber betrübt zu sein, daß sie mit Ketzern gesprochen, gegessen und getrunken hatten.

Ein Goldsucher.

(Sage vom Mönche Erwin.)

Seitdem die Menschen erkannt haben, welch vornehme Eigenschaften das Gold an sich trägt, wohnt in so manchen auch das Verlangen, viel, recht viel von ihm zu besitzen. Goldene Münzen, goldene Ketten, goldene Ringe — das ist ihr Wunsch. Daraus erklärt sich, daß Gold von jeher eine gesuchte Ware gewesen ist, und noch immer hat die Kunde von Goldfunden von allen Seiten Menschen zusammengelockt.

Die haben dann begonnen, die Erde zu durchwühlen oder den Flußsand zu waschen, um die wertvollen Körnchen bis auf das letzte für sich zu gewinnen. Bei solcher Arbeit hätten wir alter Erzählung nach selbst Vorfahren von uns in nächster Nähe treffen können, denn im Kappelbache sollen einst Goldteilchen gelegen haben; und auf Befehl des Kurfürsten August wurde 1576 „zur Eiben unter dem Adelsberge", also im Dorfe Euba, nach Gold geforscht. Andere Bewohner unserer Gegend sind nach fernen Ländern, in das südliche Afrika, nach dem nördlichen Amerika gezogen — auch dem Golde nach. Weder Hitze noch Kälte hat sie abgehalten.

Es gab aber eine Zeit, in der so mancher des Wahnes lebte, Gold brauche nicht nur in der Erde gefunden zu werden, sondern müsse sich auch herstellen lassen. Die das glaubten, waren Alchemisten. Allerlei Gesteine zerstießen, allerlei Kräuter zerrieben sie. Dann mischten sie die Pulver, gossen unschädliche, aber auch giftige Säuren darüber, rührten die Mischung und hofften, daß ihnen bald der Glanz reinen Goldes entgegenstrahlen werde. Aber noch keinem ist solches Glück beschieden worden, wenn auch „auf der Goldsuche" Berthold Schwarz um 1330 das Schießpulver, Johann Friedrich Böttger 1709 das weiße Porzellan erfunden hat. Über einen Mönch unseres Bergklosters aber, der auch von der Goldwut gepackt worden war, hat diese der Sage nach Tod und ewiges Verderben gebracht. Es war Bruder Erwin.

„Die Klosteruhr schlug Mitternacht,
still war's in jeder Zelle,
nur noch der Pater Erwin wacht',
sein Fenster war noch helle.
Er saß noch schlaflos im Gemach
und sann geheimen Künsten nach,
wie er auf leichtem Wege
echt Gold bereiten möge."

Auf langem Tische stand vor ihm ein Becken voll Holzkohlen; daneben drängten sich in buntem Gemisch birnenförmige Glasflaschen mit langem, engem Halse, große Tongefäße mit gebogener Ausflußröhre, Mörser, Glasröhren, Schmelztiegel, Näpfchen, Schalen usw. Dazwischen schoben sich Kästchen mit Pulvern, Beutel mit Erdarten aus der Nähe und Ferne, Stücke von Metallen. Ihrer aller bedurfte der Goldmacher. Bald dahin, bald dorthin griff er, um von den Wässern und Säuren und Salzen und Gesteinen zu nehmen und neue Mischungen herzustellen. Dann bückte er sich, blies das Feuer zu kräftigem Lodern an und schmolz und schmolz, zog auch einmal seinen Rosenkranz von der Wand und betete um Erfüllung seiner stillen, heißen Hoffnungen.

Aber wieder blieb der erwünschte Erfolg aus. Nur wertlose Schlacken füllten den Tiegel, der eben erkaltet war. Da fing der Mönch an, die Heiligen und seinen Gott zu lästern. Den Rosenkranz schleuderte er auf den Tisch, die Evangelien und das Psalmenbuch, die auf einem Pulte aufgeschlagen gelegen hatten, warf er zu und schob sie unwirsch beiseite. Dafür aber nahm er von dem Brette im Winkel ein altes, altes Buch. Wunderliche Zeichen, Kreuze, Ringe, einzelne Buchstaben, abgerissene Sätze standen darin zu lesen. Es war ein Zauberbuch, wie es hieß: vom Teufel eingegeben. Noch nie hatte der Mönch bisher hineingeschaut. Bange Furcht hatte ihn abgehalten. Aber jetzt konnte er nicht mehr widerstehen. „Mach mich zum Meister aller Geister", murmelte er vor sich hin, als er das Buch ergriff. Mit Beben schlug er's auf. Er las und las — lange. Aber Sinn in den wirren Zügen und Kritzeleien zu finden, war ihm nicht möglich. So war auch hier keine Hilfe zu erwarten? Da rieb sich Erwin verzweifelnd die Stirn und rief: „O weh mir Armen! Himmel und Hölle haben sich gegen mich verschworen!" Dann aber erhob er wieder sein Haupt und raunte durch die stille Zelle: „Ha, daß ich könnte Gott, Hölle, Welt und Sternenzelt mit einem Hauch verderben — dann wollt' ich freudig sterben." Aber Ohnmacht, nichts als Ohnmacht fühlte er um und in sich. Müde von dem langen Sinnen und abgemattet von der Qual schlief er endlich ein. Doch er durfte sich keines ruhigen Schlummers erfreuen. Wilde Träume umfingen ihn. Einer Flamme eilte er nach, die vor ihm

leuchtete. Er wollte sie haschen. Aber plötzlich stand er am Rande eines Abgrundes, in den er hinabzustürzen drohte.

In diesem Augenblicke — es war eben die rechte Zeit — erwachte er. Sonnenhelle flutete in seine Zelle, und ein Strahl nach dem anderen küßte ihm die Stirn. Da trat auch schon der Abt mit gnädigem Gruße ein und erinnerte Erwin daran, daß heute Himmelfahrtsfest und er an der Reihe sei, im frommen Spiele den auffahrenden Heiland darzustellen. Verstört noch blickte der Mönch darein. Dann aber erhob er sich, wusch sich, knüpfte die Sandalenbänder und setzte sich den Strahlenkranz auf das Haupt. Unter dem Klange der Glocken schritt er im Zuge zwischen den Brüdern in das Gotteshaus. Fromme Sänge tönten dem Auferstandenen zu Ehren. Rede und Gegenrede der Mönche, des Herrn und der Jünger wechselten. Still lauschten die Versammelten. Jetzt faßte Erwin das Seil, das aus einer Öffnung im Kirchengewölbe herabgelassen worden war. Die Knechte zogen ihn empor. Schon war er an der Decke, dem Verschwinden „in den Wolken“ nahe, da — ein Zucken durch Mitspieler und Zuschauer: Mönch Erwin, der Gottesverächter, war auf den Boden gestürzt. Die müden Hände hatten den Dienst versagt. Tot wurde Erwin von der Stelle getragen.

Eine dunkle Stelle im Steinpflaster, der „Blutfleck“ in der Schloßkirche, hat noch lange den Ort bezeichnet, wo der Zweifler den Tod gefunden.

Der Prinzenraub und die Chemnitzer Gegend.

Als Ritter Kunz von Kaufungen 1455 in der Nacht vom 7. zum 8. Juli in Altenburg die beiden Prinzen Ernst und Albert entführt hatte, da galt es ihm, möglichst schnell die Grenze Böhmens zu erreichen. Südwärts mußte sein und seiner Helfer Weg gerichtet sein. „Kunze setzte also seinen Herren auf ein Roß und führete ihn bei Nebel und Nacht davon, eilete erstlich durch die Leine, welches ein Wald ist bei Altenburg, ferner durch die „Rabensteiner Wälde und gegen Elterlein zu“, berichtet eine alte Schrift. Nahe unserer Stadt wäre demnach der Räuber mit dem Prinzen Albert vorübergekommen. Vielleicht beim Totensteine sehen wir ihn den waldigen Höhenrücken übersteigen, bei Grüna die Talaue des Kappelbaches durchqueren. Bald hatte ihn jedoch das Verhängnis getroffen; denn unweit Grünhain, am heutigen Fürstenbrunnen, fiel er in die Hände des Köhlers.

Enger aber noch als durch die flüchtige Berührung unserer Gegend durch Kunz, den „viel wilden Mann“, ward die Verbindung der Stadt Chemnitz und ihrer Nachbarschaft mit der Geschichte des Raubes dadurch, daß die geretteten Prinzen in Chemnitz das erste Mal wieder mit ihren Eltern zusammentrafen und dann, alter Überlieferung nach, von hier aus die Wallfahrt nach Ebersdorf antraten. „Den 15. Juli ging der Kurfürst mit seiner Gemahlin und den beiden Prinzen, nebst der gesamten Hoffstatt, nach Ebersdorf zur heiligen Maria, damals wegen der Wallfahrt sehr berühmt, hielte allda Gott und der heiligen Jungfrau zu Ehren ein sonderlich Dankfest für die gnädige Beschützung und Erhaltung beider Prinzen und ließ zum Andenken die Kleider der Prinzen, wie auch des Köhlers Kappe, wie sie solche zur selbigen Zeit getragen haben, in der Kirche daselbst aufhängen ... Solche Kleidung hänget noch heutiges Tages in dieser Kirche; sie ist aber etwas zerfallen, und wenn man nicht die alte Beschreibung davon hätte, so könnte man jetzo fast weder Farbe noch Muster erkennen.“ So sagt um das Jahr 1760 der Chemnitzer Chronist Richter. Da seine Mitteilungen im ganzen heute noch zu Recht bestehen, haben sie hier Platz gefunden.

Wir aber fügen hinzu, daß im Jahre 1855 am 15. Juli zur Erinnerung an jenes Ereignis in der Ebersdorfer Kirche wieder ein feierlicher Gottesdienst gehalten wurde, zu dem viele Vertreter von Behörden und sonstige Besucher erschienen.

Der Volksmund verband früher auch den Namen „Fürstenweg“ für einen Pfad, der von Leukersdorf über Neukirchen, Stelzendorf, Kappel nach Chemnitz hereinführte, mit dem Prinzenraub. Auf dem Wege soll der Prinz Ernst von der Prinzenhöhle her nach Chemnitz gebracht worden sein.

Chemnitz erhält zu der Benediktinerabtei ein Franziskanerkloster.

Die älteren Mönchsorden, zu denen die Benediktiner, die Cisterzienser usw. gehörten, hatten nicht überall gehalten, was sich einst ihre Gründer von ihnen versprochen. Hinter den Klostermauern war an verschiedenen Orten nicht bloß Frömmigkeit geübt worden, sondern auch Genußsucht und Geldgier großgewachsen. Die Mönche hatten nicht nur Ackerbau und Blumenzucht, Arzneikunde und Krankenpflege getrieben, hatten in ihren vom Gottesdienste freien Stunden nicht nur Bücher geschrieben und die Jugend unterrichtet, sondern mancherorts ein Leben in Trägheit und Sünde geführt.

Da beschlossen im 13. Jahrhunderte der Italiener Franz von Assisi und der Spanier Dominikus, eine Besserung durch Gründung neuer Orden einzuleiten. So entstanden, nach den Stiftern benannt, die Franziskaner- und Dominikanerorden. Hatten nach den Gesetzen der alten Bruderschaften die Mönche vollkommen abgesondert von den Kindern der Welt leben müssen, so legten Franziskaner und Dominikaner Wert darauf, daß die Angehörigen ihrer Stifter mit dem Volke, besonders mit den Armen, verkehrten. Waren in den alten Abteien Gottesdienste vielfach nur für die Mönche des Klosters gehalten worden, so predigten die Franziskaner und Dominikaner gern für alle Bewohner des Ortes und öffneten darum freudig die Tore zu ihren Kirchen für jedermann. Bezogen die Bewohner der alten Klöster ihren Unterhalt zumeist aus Abgaben und Zinsen, die ihnen Untertanen in Städten und Dörfern zu leisten hatten, und verfügten sie zuweilen über reiche Besitzungen, so sollten sich die Glieder der jungen Orden alles, was sie brauchten, von der Milde der Gläubigen erbetteln und arm bleiben. Nicht Äbte wurden die Leiter ihrer Klöster genannt, sondern Guardiane oder Hüter hießen sie.

Dieselben Übelstände wie in manchen anderen Klöstern hatten sich im 15. Jahrhunderte auch in dem der Chemnitzer Benediktiner gezeigt. Ganz allgemein war es dort, trotz strengen Verbotes gegen die Regel, Brauch geworden, daß die einzelnen Mönche über Geld verfügten und Freunde und Verwandte empfingen und bewirteten. Ein ausgelassenes Leben herrschte. Die einen liebten das Spiel, die anderen den Wein usw.

Vielleicht, daß die Kunde von solchem Treiben weiter gedrungen war, als es die Benediktiner wünschen konnten; vielleicht, daß manche Bürger absichtlich eine Verbesserung des Kirchenwesens erstrebten; vielleicht auch, daß so mancher einen Gewinn für sein eigenes Seelenheil davon erhoffte, daß sich Jünger der neueren Orden in unserer Stadt niederließen — kurzum: Bettelmönche kamen auch nach Chemnitz, mitten herein zwischen die Häuser der Bürger. Es waren Franziskaner. Nicht leicht ward es ihnen, hier festen Fuß zu fassen. Denn unter den Bewohnern fehlte es auch nicht an solchen, die nichts vom Mönchswesen hielten und die fürchteten, es werde die Erbauung eines neuen Klosters nicht zum Segen der Stadt gereichen. Mit allen Kräften widersetzte sich der Pfarrer von Jakobi, weil er meinte, es würden dem neuen Unternehmen Kleinodien und Schmuckgegenstände gespendet werden, die sonst einer anderen Kirche zugefallen wären. Ebenso befürchtete er, die Zahl seiner Beichtkinder möchte zurückgehen, weil die Franziskaner kein Beichtgeld nahmen. Wahrscheinlich hat aber auch der Abt der Benediktiner, Kaspar von Meckau, Hindernisse bereitet.

Endlich waren sie alle beseitigt. So konnte am 15. Juni 1481 der Bau des neuen Klosters begonnen werden. Als Bauplatz wurde ein freier Raum neben der Pforte, die Stätte der heutigen Paulikirche und des Getreidemarktes, gewählt. Herzog Friedrich, als Kurfürst „der Weise" genannt, soll selbst, wie 1487 zum Neubau der Nikolaikirche, den Grundstein gelegt haben. Bürger der Stadt, und unter ihnen Glieder der reichen, aus Augsburg zugewanderten Familie Schütz, sowie das Geschlecht der Neefe, brachten viel zu den Baukosten zusammen. Da der Bau ein stattliches Werk wurde, nahm er nicht weniger denn 4 Jahre in Anspruch. Ein Wohnhaus, eine Kirche, ein niedriger Glockenturm und Wirtschaftsgebäude entstanden. Im ausgehenden Sommer

des Jahres 1485 endlich stand alles fertig da. Und nun erschien ein Feiertag für die Stadt, denn am 9. September hielten die Brüder, 16 an Zahl, ihren Einzug. Aber nicht als dürftige Mönchlein voll Armut schritten sie daher, sondern hoch zu Roß saßen sie der Überlieferung nach. Der Abt der Benediktiner, Schleinitz geheißen, die Geistlichkeit, der Rat und ein großer Teil der Bürgerschaft holten die Franziskaner unter Gesang und Glockenklang ein und geleiteten sie in ihr Heim.

Noch an demselben Tage empfing der neue Guardian die Weihe. Wo vorher Stille geherrscht, da entwickelten nun die Fremdlinge ein geschäftiges Treiben. Sie legten sofort einen Gemüsegarten an und pflanzten Bäume. Den Raum nach der Lohgasse zu bestimmten sie zur Ruhestätte für die Toten. Wechselweise gingen sie mit Korb oder Sack, gleich den Mönchen des Augustinerklosters zu Erfurt, hinaus in die Stadt, Gaben zu heischen. Bald nahmen sie auch ihre Tätigkeit für die Seelsorge auf. Fleißig lasen sie Messen, predigten sie Gottes Wort, hörten sie die Beichte, ermahnten sie zu einem gottseligen Leben. Sie lasen in den sogenannten Horen die Geschichten der Heiligen langsam und mit Ausdruck, sodaß man die Worte zu verstehen vermochte.

So fehlte es nicht, daß sich die Franziskaner bald bei einem großen Teile der Bürgerschaft Beliebtheit erwarben. Die Bewohner beichteten wirklich, wie der Jakobipfarrer vorausgesehen hatte, nicht mehr in der Stadtkirche, sondern im neuen Kloster. In der Johanniskirche, wo die Benediktinermönche Gottesdienste abhielten, fanden sich nur noch wenige ein. Die Franziskaner hatten einen solchen Zulauf, daß sich in ihrer Kirche viele Hörer manchmal mit Stehplätzen begnügen mußten.

Man hielt in der Tat in Chemnitz die neuen geistlichen Brüder für die Bringer des Heiles und glaubte nach der Meinung der Zeit fest, daß die Wirkung der Mönchsgebete und Mönchswerke allen denen zu gute komme, die zu ihnen hielten. Daher erklärt es sich, daß sich Bürger und ganze Innungen in die Bruderschaft einkauften, indem sie Geld zu Bauten, zu Wachs, Licht, Fleisch, Fischen stifteten. Den Anfang machten die Schuhknechte oder Schuhmacher. Dann folgten die Tuchmacher und die Leinweber. Auch die Bruchschützen brachten Gaben. Unter den einzelnen Personen aber steht der Stadtrichter Johann Neefe obenan, der dem Kloster 500 Gulden aussetzte. Für alle die Geschenke versprachen die Klosteroberen reichen Segen. Nicht nur Johann Neefe, sondern auch viele seiner Verwandten sollten aller Gebete, Psalter, Fasten, Kasteiungen, Messen und Vigilien (Abendgottesdienste vor Festen und Heiligentagen) teilhaftig werden, welche die Mönche und ihre Brüder in anderen Gestiften je tun würden. Wenn ein Neefe am Tode liege und dem Kloster solches gemeldet werde, solle ihm geholfen sein wie einem Klosterbruder: er sollte in eine Mönchskutte eingehüllt werden und nun unfehlbar in den Himmel gelangen. Ähnliche Wohltaten wurden den Schuhknechten verheißen. Dazu wurde ihnen aber noch versichert, man bitte Gott, daß er ihren Tod weit hinausschiebe, damit sie noch viele gute Werke schaffen und reichlichen Verdienst haben könnten.

Uns erscheint an solchem Glauben, den die Franziskaner begünstigten, manches wunderlich. Es war ihm auch in unserer Stadt keine allzulange Dauer mehr vergönnt, denn schon im Jahre 1540 wurde das Kloster der Franziskaner oder Barfüßer aufgelöst. Nachdem es u. a. dem Hauptmann Pfefferkorn eine Zeitlang zur Wohnung gedient, hatte es im 30jährigen Kriege Schweres zu erdulden. 1632 verschanzten sich darin die kaiserlichen Truppen gegen die Schweden, die vom Kaßberge herabschossen. Soldaten und auch Bürger, die während der Belagerung starben, wurden in diesem Jahre wie 1638, 1639 und 1644 im Kloster und auf seinem Friedhofe begraben. Im Jahre 1643 ist der Bau ganz verschwunden, denn da brannte er ab. Die Erinnerung daran aber, daß das Kloster der Franziskaner an jener Stelle seinen Platz gehabt, wird noch heute durch den Namen Brüderstraße festgehalten, wie anderseits die Benennung der inneren und äußeren Klosterstraße davon erzählt, daß diese Wege vor Jahrhunderten zum Kloster der Benediktiner geführt haben*).

*) Darstellung v. Franzisk. u. Bened. s. Münchener Bilderbogen 675.

Die Harrassage.

Unterhalb Lichtenwalde ragt auf dem rechten Ufer der Zschopau ein hoher Fels auf. An ihn knüpft sich folgende Sage: Ritter Harras von Lichtenwalde war mit Nachbarn auf dem Schellenberge (jetzt Augustusburg) oder auch zu Sachsenburg in eine Fehde verwickelt worden. In dem Kampfe wurde er mit seinen Knechten zurückgeschlagen und so verfolgt, daß ihm zur Rettung kein anderer Weg übrig blieb, als mit seinem Rosse von der Spitze des genannten Felsens in den Zschopaufluß herabzuspringen. Das Wagnis gelang. Da das Wasser an der Stelle sehr tief ist, nahm der Ritter keinen Schaden. Wohlbehalten kam er wieder zu den Seinen. Bald darnach ging Harras nach Ebersdorf, dankte dort für seine Rettung und stiftete zum Gedenken ein silbernes Hufeisen. Das silberne Hufeisen ist nicht mehr vorhanden. Aber ein Grabmal wird noch gezeigt, das dem „Springer“



Harraseiche und Harrasdenkmal bei Lichtenwalde.

gelten soll. Es trägt die Umschrift: „Anno dni (domini = des Herrn) 1499 am tage primi und feliciani starb der gestrenge her Ditterich von Harras Ritter dem god genade.“ Andere Zeichen der Erinnerung an die kühne Tat sind aber noch die mächtige Harraseiche am linken Zschopauufer und der 1801 aufgestellte Stein dabei, an dem zu lesen ist: „Harras, dem kühnen Springer.“

Chemnitz, die feste.

Was in dem Ausspruche Herzog Georgs: „Leipzig die beste, Chemnitz die feste, Freiberg die größte, Annaberg die liebste“, von unserer Stadt gesagt wurde, hatte seine Richtigkeit. Chemnitz war in der Tat eine Stadt im Meißner- und Sachsenlande, deren Wehr und Waffen sich sehen lassen konnte. Von starker, bereits im Jahre 1264 erwähnter Mauer und breitem Graben war es im Kreise umschlossen. Ja, es ist in den ältesten Zeiten zum Schutze der äußeren Stadtteile ringsum sogar noch ein „Holzzaun“, eine Art Palisade, errichtet gewesen. Nach Pinthers Chronik hat man ihn 1376

in eine zweite, niedrigere Mauer umgewandelt. Dabei dürfte der zweite Schutz nahe an die Hauptmauer gerückt worden sein, sodaß sich ein Doppelwerk um die Stadt zog. Den Raum zwischen ihm nannte man Zwinger, und die Zwingergasse trägt noch heute den Namen davon. Über die Mauerumwallung erhob sich eine stattliche Reihe von Türmen, groß und klein: 25 an Zahl. Im Stadtgraben, der den äußeren Kreis bildete, spiegelten sich die trotzigen Gesellen mit ihren meist spitzen Dächern und goldglänzenden „Knöpfen" und Wetterfahnen.



Roter Turm mit Wehrgang an der Stadtmauer, von der inneren Johannisstraße aus gesehen.

Wer den Zug dieser Befestigungswerke verfolgen will, der muß die Theater- und Poststraße durchschreiten und den Johannisplatz mit in seinen Rundgang aufnehmen. An der Innenseite dieses Ringweges haben sich einst Mauer und Graben hingezogen. 4505 Ellen ist die Mauer lang gewesen. Auf 18 Ellen wird ihre Höhe, auf 3 ihre Stärke angegeben. Zahlreiche Schießscharten öffneten sich in ihr nach allen Richtungen und lugten hinaus, dem Feinde entgegen, „spieen auch Tod und Verderben", wenn die Bürger von den an der Innenseite der Mauer hinlaufenden, durch Treppen und Leitern ersteigbaren Wehrgängen ihre Büchsen abfeuerten. Gedeckt waren die Mauern mit außerordentlich dickem Schiefer. Proben davon bewahrt das Geschichtsmuseum heute noch auf.

Die wichtigsten der Türme, die sich aus den Mauern reckten, waren jedenfalls die, welche die 4 Haupttore der Stadt, das Johannis-, Chemnitzer-, Nikolai- und



Das Johannistor. Links äußere Johannisstraße, Mitte vorwärts jetzige Poststraße.

Klostertor, krönten. Nach den 4 Himmelsgegenden schauten sie: gegen Morgen der Turm des Johannistores, gegen Mittag der vom Chemnitzer Tore, gegen Abend der Turm des Nikolaitores und gegen Mitternacht der Klostertorturm. Über die Namen der

Tore erzählt der Geschichtsschreiber A. D. Richter: „Das Johannistor hat seinen Namen von der Kirche vor diesem Tore, welche dem Johanni heilig. Das Chemnitzer Tor wird also genennet, weil man durch dasselbige hinaus nach Altchemnitz gehet,



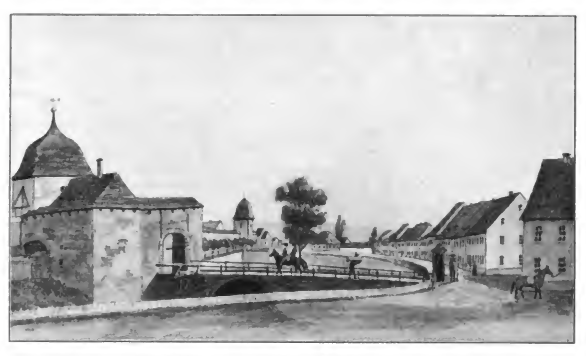
Das Chemnitzer Tor. Rechts beim Meilensteine Anfang der Annaberger Straße.



Das Nikolaitor. Haus ganz rechts (halber Giebel) Stelle der jetzigen Albertsburg.

welches Dorf, wie es der Name zeiget, eher als Chemnitz selbst ist angebaut gewesen. Das Nikolaitor heißet also, weil man durch dasselbige hinaus in die Nikolaikirche gehet. Das Klostertor hat seinen Namen von dem ehemaligen Bergkloster bekommen, weil man dadurch hinaus auf das Kloster gehen mußte."

Mit diesen Bestimmungen ist auch die Lage der alten Schutzbauten angedeutet: Wo die innere Johannisstraße auf den Johannisplatz stößt, beim Tietzschen Warenhause, ragte das Johannistor mit seinem Turme auf. Das Haus, das auf dem Bilde an der Ecke gegenüber zu sehen ist, steht auf der Stelle des Homschen Geschäftsgebäudes Poststraße 1. Das Chemnitzer Tor hielt die Wacht am südlichen Ende der



Das Klostertor. Rechts Eingang zur äußeren Klosterstraße, geradeaus Theaterstraße.



Die Pforte. Rechts Paulikirche ohne Turm, links Eingang zum Pfortenstege.

Chemnitzer Straße, auf der freien Stelle, die von der Hauptpost und dem Landbauamte gesäumt wird. Das Nikolaitor haben wir uns am westlichen Ausgang der Langestraße, beim Zusammenstoß von Post- und Theaterstraße, jedoch noch einwärts von ihm stehend, zu denken. Das Klostertor endlich spannte mit seinen Flügeln von der nordöstlichen zur nordwestlichen Ecke der inneren Klosterstraße; kurz vor dem Stadttheater erhob es sich.

Wann die ersten Tore und ihre Türme erbaut worden sind, wissen wir nicht. Selbstverständlich ist, daß sie ihre Entstehungszeit mit der der Mauer teilen. Etwas später als die übrigen war das sogenannte Pfortentor ganz nahe der jetzigen Paulikirche und nach dem Pflugbeilschen Geschäftshause zu, erstanden. In früherer Zeit hatte dort — schon 1472 wird es mit genannt — nur ein Pförtchen durch die Mauer geführt, wahrscheinlich den Gerbern, Färbern, Tuchwalkern und Bleichern zu lieb, die auf diesem Wege am leichtesten zum Wasser gelangen konnten. Der Pfortensteg kann uns noch heute an den Ausgang erinnern.

Neben diese Tortürme traten ihrer Erscheinung nach zwei andere: der sogenannte **Bretturm** und der **Rote Turm**, der erstere beim Bau des Rathauses Poststraße 12 1889 mit verschwunden, der andere als Zeuge längst vergangener Zeiten heute noch an der Herrenstraße aufragend. Bretturm und Roter Turm — beide mögen von ihrer baulichen Gestaltung her ihre Namen bekommen haben: der eine vielleicht von dem Bretterbeschlag, der andere von der Färbung der Ziegelmauer. Es ist indes für den Roten Turm, der 1486 erbaut worden sein soll, darauf hingewiesen worden, daß die Bezeichnung, die auch in anderen Orten wiederkehrt, auf die Verwendung des Bauwerkes zu Gerichtszwecken hindeutet. Den Bretturm nennt Richters Chronik auch den „breiten Turm.“ Sonst sind uns dem Namen nach nur noch der „dreispitzichte“ und der „sechsspitzichte“ bekannt. Der Volksmund indes hatte sich mit den amtlichen Bezeichnungen nicht überall begnügen lassen. Von ihm waren vielmehr für verschiedene der Türme Spitz- oder Spottnamen erfunden worden. Sie sollten darauf hindeuten, daß manche Türme auch als Aufenthaltsort für Gefangene benutzt wurden. So hieß ein Turm nahe der Lohgasse die „**Bürgerlust**“, ein anderer das „**Hundehaus**“, ein dritter „**Wolfspelz**“. Dem Turm auf dem Chemnitzer Tore aber war lange Zeit der Name „**Bürste**“ eigen, „weil oben über dem Knopf statt der Fahne eine Bürste aufgesteckt war.“

Wenig ist uns vom **Graben** bekannt. Von einem Wehre aus, das in der Chemnitz wohl oberhalb der jetzigen Auebrücke errichtet worden war, wurde er durch einen Seitengraben gefüllt. Auch der Bernsbach, von dem ein Arm die heutige Reitbahnstraße hereinlief, den Stadtgraben in einer Rinne kreuzte, die Kronenstraße (früher Bachgasse) durchrann und dann an der heutigen Theaterstraße mündete, lieferte Wasser.

Über den Graben geleiteten von den Toren heraus und zu den Toren hinein Brücken. In der ersten Zeit waren sie hölzern und konnten als Zugbrücken mit ihrem äußeren Ende nach oben geschlagen werden. War das geschehen, dann erfüllte der Graben erst recht seine Schuldigkeit. Später ersetzten die Bürger die hölzernen Zugbrücken durch Bauten von Stein. Die erste, die auf diese Weise hergestellt wurde, scheint die Brücke beim Klostertor gewesen zu sein. 1581 wurde sie aus Werkstücken errichtet. Als aber 1683 die Türken ins Land zu brechen drohten, mußten der Vorsicht halber die Steinbrücken wieder beseitigt und Zugbrücken an ihre Stelle gesetzt werden. Die Änderung war glücklicherweise überflüssig gewesen, denn der Friede blieb unserer Heimat bewahrt. Mit aller Sorgfalt vermochte nun der Rat den Stadtgraben wieder als Karpfengehege in seine Obhut zu nehmen, denn in der Tat tummelte sich im Graben neben Schwänen die Menge der feisten Gesellen. Ward er gefischt, dann gab es ein Fest für jung und alt, insbesondere aber für die Ratsherren, denen die Fische gespendet wurden. An das Fischen schloß sich das Schlämmen an. Doch als der Stadtgraben in der Hauptsache zur Fischzucht Verwendung fand, war die Zeit seiner eigentlichen Bedeutung vorbei, die Zeit, da Chemnitz noch war: die feste.

Die Stadtmauer ein Schutz für die Dorfbewohner.

Wo nur immer von Heinrich I., dem „Vogelsteller“, erzählt wird, da gedenkt man auch der von ihm ausgegangenen Gründung von befestigten Orten und spricht man davon, wie die Bewohner des platten Landes zu Kriegszeiten den Schutz dieser neuen, mauerumgürteten Anlagen aufgesucht und gefunden haben.

Hat es nun auch zu Heinrichs Zeiten unsere Stadt noch nicht gegeben, so hat sie doch — zu ihrem Ruhme sei's gesagt — den umliegenden Dörfern dieselben Dienste wie ihre älteren Schwestern geleistet.

Schon 1331 hatte der Abt Ulrich zum Nutzen seiner Untertanen in den Dörfern, der sogenannten Gotteshausleute, niederschreiben lassen: „Und so, was Gott verhüten wolle, ein Landgeflüchte würde, so sollen unsere Gotteshausleute, die da helfen die Stadt umzäunen, in die Stadt fliehen; die sollen auch die Bürger verteidigen, so sie am besten mögen ohne Arglist. Würde aber die Stadt zu voll Leute, so sollen unsere Gotteshausleute zwischen der Stadtmauer und demselben Zaune liegen."

Nach dieser Bestimmung ist lange, mindestens bis gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts, gehandelt worden. Wenn wieder einmal Krieg das Land überflutete, dann riefen Väter und Mütter in unseren Nachbardörfern ihre Kinder herbei und erzählten ihnen, daß es nötig sei, jetzt das Haus und den Heimatort zu verlassen und einstweilen mit in die Stadt zu den Bürgern zu ziehen, die mit ihren Pfeilen, Lanzen, Schleudermaschinen und Büchsen die Feinde davonjagen würden. Denen wollten sie helfen bei ihrer schweren Arbeit. Dann ging die Hausfrau noch einmal in den großen Wohnraum, suchte aus einer Eichentruhe, die in einem finsteren Winkel stand, das Geld, ihre Goldreifen und Spangen hervor und verbarg alles unter ihrem Gewande. Der Vater betrat mit dem Knechte den Stall. Dort banden sie die besten Rinder los. Und nun ging es fort — ein langer Zug in eiligem Schritte. Als er vor dem Tore der Stadt ankam, da fand er es schon verschlossen, denn auch die Bürgerschaft sah mit Bangen auf die kommenden Zeiten. Aber der Torwart öffnete, weil er so manchen der Bauern kannte. Ohne Säumen eilten jetzt Männer, Frauen, Kinder, Knechte herein in die Gassen, banden ihre Tiere an und wohnten mit bei den Bürgern, bis wieder Ruhe einkehrte. Manchmal mußten aber, wie wir gehört haben, die Flüchtlinge schon zufrieden sein, wenn sie nur hinter die Holzumzäunung oder die äußere Mauer kommen durften.

Beispiele für solche „Landgeflüchte" ließen sich mehrere aufführen. Wir greifen einmal zwei aus der Zeit des 30jährigen Krieges heraus, die uns die Pfarrer von Ebersdorf und Reichenhain in ihren Kirchenbüchern überliefert haben. Die Ebersdorfer Nachricht sagt: „Agnita, weiland Valentin Hamels zu Lichtenwalde nachgelassene Wittib ist den 29. April (1639) zu Chemnitz, als man vor dem schwedischen Kriegesvolk dahin hat fliehen müssen, begraben." Der Pfarrer von Reichenhain hat niedergeschrieben: „Den 18. Aprilis (1642) wurde getauft in Chemnitz, dahin wir wegen der marschierenden kaiserlichen Völker fliehen mußten; den 22. Mai wurde abermals daselbst getauft" usw. Viel Not und Elend spricht aus solchen Worten. Welche Wohltat aber mag es doch für die bedrohten Bauern und Häusler gewesen sein, wenn sie zu so „fährlichen Zeitläuften" hinter das schützende Mauerwerk fliehen konnten! Dann ward die Sorge geringer.

Wie weit reichte nun der Kreis, aus dem die Hilfesuchenden kommen durften? Im Jahre 1655 schreibt der Rat, daß sich nach Chemnitz viele tausend Menschen hätten retten können. Also kann die Zahl der Ortschaften nicht gering gewesen sein. Aus der Hussitenzeit haben wir schon Orte nennen hören. Ein viel vollständigeres Verzeichnis aber liegt aus dem 16. Jahrhunderte vor. Darnach waren die schutzberechtigten Gemeinden Gablenz, Nieder- und Oberhermersdorf, Wittgensdorf, Leutersdorf, Altendorf, Pfaffenhain, Neukirchen, Jahnsdorf, Burkhardtsdorf, Stelzendorf, Schönau, Kappel, Klaffenbach, Adorf, Altchemnitz, Markersdorf, Mittelbach und Altenhain, zusammen 19 Gemeinden. Und nicht nur Orte aus dem Sprengel des Benediktinerklosters lagen in dem Kreise. Pfaffenhain, das mit erscheint, gehörte ja den Grünhainer Cisterziensern. Von dem ihm benachbarten Seifersdorf hören wir, daß sich seine Bewohner nur mit gutem Willen der Bürger hinter die Befestigungswerke von Chemnitz bergen durften. Die Bauern von Lichtenau aber mußten darum, weil sie keinen rechtlichen Anspruch auf Aufnahme in die Stadt erheben konnten, schon zur Hussitenzeit eine weit höhere Summe an die Schützerin entrichten als andere Gemeinden.

Nicht immer aber ward der Schutz mit Geld erkauft. Wir vernahmen schon, daß die Gotteshausleute als Gegendienst die hölzerne Schutzwehr mit zu errichten und zu bewahren hatten. Dabei blieb es auch, bis Chemnitz eine zweite Mauer erhielt. Jetzt ward es Pflicht der Dörfer, sie und wahrscheinlich auch die ältere und stärkere Schwester mit in gutem Zustande zu erhalten. Da fuhren denn die Bauern Steine und Kalk für das Gemäuer, Holz für die Wehrgänge, Schiefer für die Bedachung herzu. Die Häusler hingegen besserten mit ihren Händen, mit Kelle und Hammer aus, wo die Mauer schadhaft geworden war.

Ob alle gern gekommen? In den ältesten Zeiten gewiß. Je mehr sich aber die Geschütze vervollkommneten, desto mehr erwies sich, daß auch die stärksten Mauern nicht mehr sicher schützten. Dann konnten die Landleute in ihrer Heimat bleiben. Sie taten es. Wenn aber kein Vorteil mehr zu ersehen war, wer sollte da noch Lust haben, Arbeiten für die Stadt zu leisten? Die Dörfler befreiten sich von ihren Verpflichtungen. Wann und wie es geschehen, wissen wir nicht.

Als es noch kein stehendes Heer gab.

Heutzutage unterhält unser deutsches Vaterland jahraus, jahrein ein mächtiges Heer. In unserem Chemnitz selbst „liegen", wie der Volksmund sagt, zwei Regimenter Fußsoldaten und ein Regiment Reiterei. So steht im ganzen Reiche dem obersten Bundesfeldherrn jeden Augenblick eine starke und dabei wohlgerüstete Macht zur Verfügung. Und wenn der Kaiser in ernster Stunde wieder einmal rufen müßte, so würden ihm sofort weitere Streiter von allen Seiten zuströmen. Es bedürfte keines Fragens und Unterhandelns. An ihren Sammelplätzen aber fänden die Mannschaften, was sie brauchten an Uniformen, Geschüh, Waffen, Patronen, Kugeln usw.

Weit anders früher! Erst, „wenn es die Notdurft erforderte", wenn ein Krieg drohte, suchten die Landesherren eine bewaffnete Macht zu sammeln, indem sie Städte und Lehnsleute zur Heeresfolge entboten oder auch selbst Mannschaften anwarben. Und ein zweiter Unterschied: die Kriegsherren verfügten nicht einmal über genug Handwaffen und grobes Geschütz; sie besaßen weder die nötige Anzahl Pferde, noch eine genügende Menge Wagen. Es fehlte an jeglichem Vorrat. Daher kam es, daß sich die Fürsten dann und wann bei den Städten, Klöstern und Herrensitzen vergewisserten, mit wieviel Mann sie bei einem Heereszuge Folge zu leisten vermöchten.

Solche Anfragen waren auch 1537 in „Kempnitz" eingetroffen. Da versammelte denn der Rat die Bürger nach den Stadtvierteln um sich und besichtigte sie. 300 Männer wurden innerhalb der Mauern, 500 in den Vorstädten gefunden. Diese Zahlen aber als bindend an den Landesherrn zu melden, hielt der Rat nicht für gut; denn unter den Bürgern waren nicht wenige leibesschwache, „verlebte" Leute. Er erklärte sich deshalb für unzuständig, genaue Angaben zu machen, wie er ähnlich auch 1474 verfahren war. Da hatte er seiner Meldung hinzugefügt: Die Stadt lebe gerade in einer Zeit, da Gott sie — vermutlich durch die Pest — strafe. Wohl von manchem Bürger hätten sie geglaubt, er werde mit in den Krieg zu ziehen vermögen; aber durch den Willen Gottes sei er nun doch verhindert worden.

Mit der bloßen Angabe der Mannschaftsstärke war indes nicht genug gedient. Den Fürsten kam es darauf an, auch über die Rüstung der Gefolgschaft unterrichtet zu sein. So erstreckte der Rat seine Umschau auch darauf. Von Haus zu Haus gingen Abgesandte und ließen sich den Waffenvorrat zeigen. Da standen denn in den Höfen Handkarren, hingen an den Wänden Harnische, lehnten in den Winkeln Hellebarden und Langspieße. Es waren nicht alles „tüchtige" Stücke, denn aus der Hand eines Besitzers waren sie in die des Nachfolgers übergegangen. Aber sie zählten mit. Zu gleicher Zeit wurde die Zahl der Pferde oder „Klepfer" aufgenommen. Nur 40 Stück brachte man zusammen. Und dazu meint der Rat, es würde kaum die Hälfte tauglich sein, eine weite Reise zu überstehen. Solche Nachricht kam an den Herzog Georg. Ob

der Rat auch die Stärke des sonstigen städtischen Vorrates angegeben, wissen wir nicht. 1474 hatte er's getan und dabei angezeigt, daß Chemnitz neben 4 Reisigen, den Trabanten und gebührlichen Fußknechten 10 Wagen und 3 Steinbüchsen senden könne.

Das andere Schreiben des Landesherren war an den Abt der Benediktiner gerichtet. Er sollte Auskunft über die Waffenfähigkeit des Klosters und seiner Untertanen erteilen. Da die Berichte, die er daraufhin eingereicht, wichtige Nachrichten enthalten, nehmen wir auch in sie Einsicht. Der Bequemlichkeit halber verfügen wir uns gleich hinauf ins Kloster, wo die Handschriften liegen. Der Amtmann hat sich bereit erklärt, uns Einblick zu verschaffen. Er geleitet uns nach der Bibliothek. Ehe wir aber dahin gelangen, läßt er uns einen Blick in einen dunklen Raum tun und erzählt uns, daß er das Gelaß gern des Klosters Rüstkammer nenne. Wir schauen uns um: 24 Vorderteile von Harnischen, an den Wänden reihenweise aufgehängt, 1 eisernen Hut, 2 Armschienen und 2 Hellebarden zählen wir. Unter dem Fenster fällt uns eine Pauke auf. Von der Decke aber hängt ein seidenes Fähnlein herab, und das Leinenzeug, das im Winkel liegt, gehört nach des Amtmanns Erklärung zu einem „Gezelt". Mancherlei weiß unser Führer von den Fahrten zu erzählen, an denen die Stücke teilgenommen. In uns aber regt sich die Frage: Sind auch die Mönche mit ins Feld gezogen? Wir legen sie dem Amtmanne vor. Der aber entgegnet: „Nein, die Rüstungen und Waffen sind für unsere Knechte und für Untertanen auf den Dörfern bestimmt. Auch die Streitkarren, darauf man die Hakenbüchsen fahren kann und von denen wir einen Teil im Wirtschaftsgebäude aufgestellt haben, sind zu gleichem Zwecke vorhanden."

Unter solchen Gesprächen sind wir an der Tür der Bücherei angelangt. Wir treten ein. Mächtige Bände, in Schweinsleder gebunden, ragen in den Schragen an der Wand auf. Ihrer einen nimmt der Amtmann zur Hand und blättert darin. „Hier ist, was Ihr sucht." Gewiß, da erfahren wir alles. Fast Punkt für Punkt ist aufgezeichnet, was uns über die Kriegsleistungen der Klosteruntertanen wissenswert erscheint.

„Wolf von Schönberg", so steht geschrieben, „hat zu Lehen bei 22 Bauren, in den Dörfern Reichenbrand und Grune gesessen, davon er dem Kloster mit einem Pferde und gewappenten Knechte dienen muß. Hans von Aurswalde hat 2 Lehengüter zur Glösa, davon er 2 Lehenpferde halten muß. Greger Thumer zur Glösa 1 Pferd. Tirpen zur Glösa 1 Pferd. Greger Fischer zum Furth 1 Pferd. Gerstenberg zu Hermersdorf 1 Pferd.... Sonst ist je 2 Lehen oder Hufen auferlegt, einen Sattel, einen Zaum und eine Halfter zu schicken, welchs eine itzliche Gemeine bei sich auf einen Vorrat halten muß.... So findet man allezeit auch also viel Pferd aufm Eigentum des Klosters, die da zur Folge tüchtig... Es muß ein itzlicher Bauer in seinem Hause mit einem Schweinspieß aufs wenigste gerüstet sein... Es muß auch das Kloster dem Landesfürsten einen Rüstwagen und 4 Pferde schicken."

„Eine ganz stattliche Leistung", sagen wir. „O, es kommt noch mehr, hier seht." Wahrhaftig! Da vernehmen wir, daß Klosterleute auch noch 5 bespannte Heerfahrtswagen stellen, wobei die Ortschaften wie folgt zusammengeschlagen sind: 1. Wagen: Leukersdorf, Neukirchen, Adorf, Markersdorf, Stelzendorf; 2. Wagen: Altchemnitz, Gablenz, Helbersdorf, Kappel, Schönau, Mittelbach; 3. Wagen: Röhrsdorf, Blankenau, Hilbersdorf, Altendorf; 4. Wagen: Burkhardtsdorf, Jahnsdorf, Klaffenbach, Harthau, Bernsdorf; und endlich 5. Wagen: Ober- und Niederhermersdorf, Altenhain, Olbersdorf, Dittmannsdorf und Rottluff.

„Wie groß aber ist nun wohl die gesamte Leistung des Klosters zur Heeresfolge?" Auch hierauf antwortet uns der Amtmann freundlich, indem er sagt: „Um uns selbst jederzeit über die Pflichten der einzelnen Orte Gewißheit verschaffen zu können, habe ich neulich auf Geheiß des Herrn Abtes eine genaue Übersicht aufgestellt, die über die Zahl der Fußknechte, der Spieße, Pferde, Zäume und Sättel Aufschluß gibt, welche wir stellen können. Daß gleichzeitig die Zahl der besessenen Mannen und Hausgenossen für die einzelnen Orte mit verzeichnet ist, wird Euch hoffentlich nicht unwillkommen sein."

„Im Gegenteil. Nur zu größerem Danke fühlen wir uns verpflichtet.“ Damit ergreifen wir den neuen Band, der uns vorgelegt wird, und überschauen das folgende: Anno 1537.

Orte		Besessene Mannen	Haus-genossen	Fuß-knechte	Spieße	Pferde	Zäume und Sättel
Adorf		30	9	4	30	7	4
Alde Kempnitz		36	19	8	36	11	11
Aldendorf		9	2	2	9	4	3
Aldennhain		18	13	3	18	2	6
Bernßdorf		6	7	1	6	2	2
Blanckenau	Borna					8	
	Droßdorf					1	
	Fortt	64	43	8	64	1	20
	Gleßaw					5	
	Heinersdorf					1	
Burckerßdorff		41	18	6	41	9	9
Classenbach		28	20	4	28	4	6
Dittmarßdorff		30	14	5	30	4	9
Gabelenntz		30	9	5	30	4	10
Hartt		14	9	2	14	1	5
Helberßdorff		9	2	2	9	2	3
Hilberßdorff		15	7	2	15	2	5
Hockericht		9	2	—	9	2	—
Jhanßdorf		42	18	7	42	7	13
Kappell		6	1	1	6	2	1
Kennler		22	14	1	22	5	3
Lebenhain				2			—
Leuckerßdorf		27	17	4	27	2	11
Marckerßdorff		15	6	2	15	1	5
Mittelbach		34	13	3	34	8	10
Neukirchenn		55	29	8	55	1	20
Niderhermßdorff		18	11	3	18	6	5
Oberhermßdorff		21	7	3	21	3	5
Olberßdorff		21	15	3	21	2	6
Pleißa		33	22	4	34	2	16
Reichenbrantt			3		7	3	
Grune		28	6	3	11	4	5
Sigemer			3		10	3	
Rurßdorff		49	15	8	49	8	16
Ruttloff		19	9	3	19	3	8
Sanct Niclas Gaßße		33	6	—	32	—	—
Schonaw		7	3	1	7	3	2
Steltzenndorff		15	4	2	15	3	2
Stein (Niederrabenstein)		23	13	3	23	4	6
Steiner gasse (Oberrabenstein)		11	2	—	11	—	—
Wustenbrantt		22	6	1	22	3	6
Gerttener under dem closter		3	—	—	4	—	—

„Das ist nun doch noch etwas ganz anderes, als wir vorhin dachten!“ „Ja, unser gnädiger Abt ist ein reicher Herr auch im Kriege“, erwidert ein wenig stolz der Herr Amtmann. „114 Fußknechte, 143 Pferde, 233 Zäume und Sättel und 844 Spieße vermag er im ganzen zu Hilfe zu senden. Einen Teil davon habe ich vor Jahren

mit eigenen Augen beisammen gesehen. Das war ein Leben, als Berittene und Fußknechte von allen Seiten ankamen, als die Hakenbüchsen auf die Karren gelegt und Steine und Pulver verladen wurden. Unten auf dem Markte vereinigte sich unser Zug mit den wehrhaftigen Knechten und den Gespannen, die die Stadt stellte. Nun ging es die Freiberger Straße hinaus nach Frauenstein zu. Denn von Böhmen her nahten Feinde. Verhüt's Gott, daß so bald wieder der Friede gestört und eine neue, „eilende Folge" nötig wird." Damit entläßt uns der Amtmann freundlich, wir aber danken ihm für seine Auskünfte und wenden uns dem heimischen Herde zu, wo wir noch lange über das nachdenken, was wir erfahren haben. Doch, wohin sind wir mit unseren Gedanken geraten? Was wir zuletzt erzählt, ist ja ein Traum gewesen. Aber einer, der uns ein Bild der Wirklichkeit gemalt hat, der Zeit, da es noch kein stehendes Heer gab. Noch ein Jahrhundert etwa, bis in den 30jährigen Krieg hinein, hat es gedauert, ehe eine Änderung eingetreten ist. In Sachsen hat sie der Kurfürst Johann Georg I. herbeigeführt. Aber auch, als das Land schon über eine ständige Truppenmacht verfügte, erhielten sich noch Anklänge an die alten Zustände. Denn noch im 18. Jahrhunderte war die Bürgerschaft in Fähndeln, Rotten und Korporalschaften eingeteilt, wurden noch Waffenmusterungen abgehalten. „Gottfried Mühlpfort hat kein eigen Gewehr; Martin Müller bedarf eines neuen Ladestockes; bei Jakob Rühl mangeln Deckel und Schloßschraube", mußte dann wohl, wie 1702, in die Bürgerrolle eingetragen werden. Aber Bedeutung für den Felddienst hatte die Bewaffnung nicht mehr. Nur zum Schutze der Stadt diente sie.

Eine Wanderung durch das alte Chemnitz.

Die Sonne war längst aus dem Wolkenschleier hervorgetreten, als wir von der „Zwickischen" Straße her über die Brücke auf das Nikolaitor zu schritten. Die Glocken, die zur Messe riefen, grüßten auch uns. Im Schlacht- oder Kuttelhofe*) hatten die Fleischer schon ihre Arbeit begonnen, und eben wurde wieder ein feister Stier hinein in den unheimlichen Raum geführt, der sich links zum Wasser hinabsenkte. Gleichzeitig mit uns traf ein mächtiger, von 6 Pferden gezogener Lastwagen ein. Unter dem Bogen des Tores machte er Halt. Der Torwart trat heraus und fragte nach der Art der Ladung. „Wein aus Franken haben wir gebracht", gab ihm der älteste der drei Fuhrknechte zur Antwort. „So sind 10 Heller als Zoll zu entrichten. Daß Ihr außerdem noch das Geleitgeld zahlen müßt, ist Euch wohl bekannt?" Der Knecht nickte. Bald war das Geschäft abgemacht, und das Gefährt setzte seinen Weg fort, in die Langegasse hinein.

Wir bogen nach links ab und gingen den Stadtgraben entlang, der vom Wege durch eine Mauer getrennt war. Nach der Pforte beim Franziskanerkloster waren wir als Handwerksburschen gewiesen. Als wir dort angekommen waren, fiel meinem Freunde ein steinernes Bildnis in der Mauer auf. Gern erzählte ich ihm die mir von früher her bekannte Sage, daß in dem Steine das Angesicht einer Jungfrau verewigt werde, die schwere Sünde begangen habe und zur Strafe gezwungen worden sei, die 5 Türme zwischen der Pforte und dem Nikolaitore erbauen zu lassen.

Ein Steg führte uns über den Graben. Eine kurze Strecke nur hatten wir zurückgelegt, da kamen wir an die Brüder- oder Barfüßergasse. Eben schritt einer der Franziskaner vom Roßmarkte daher. Der gefüllte Korb in seiner Rechten redete laut davon, wie freigebig sich die Bürgersleute wieder einmal erwiesen hatten. Über die Lohgasse hinweg und durch das enge Gäßchen geradeaus gelangten wir bald zu der großen Jakobikirche; hinter ihr, nach links zu, hatte sich eine Schar spielender Kinder auf dem ehemaligen Friedhofe versammelt. Wir wendeten uns rechts, nach dem Markte. Dort gab es einen großen Auflauf, denn am Turme des Rathauses stand eine Frau

*) Jetzt Platz der Albertsburg.

am Pranger, den Hals und die Hände in ein Eisen gelegt und jedermann zu Spott und Schimpf, weil sie üble Rede verbreitet hatte. Auch wir zogen mit an ihr vorüber, schauten dabei aber auch einmal hinein in den Raum unten im Rathause, wo die Ratswage untergebracht war. Große Ballen Wolle wurden eben gewogen. Hier beobachteten wir auch, wie vornehme Herren in den Weinkeller des Rates traten, über dessen Tür ein Eichenkranz zur Einkehr lud. Aber auch weiter drüben herrschte lebendiges Getriebe. Wagen mit Getreide und mit Hopfen aus Böhmen waren aufgefahren. Bäcker und andere Bürger standen dabei, um ihren Bedarf an Backvorrat und Braunwürze zu decken, ehe ihnen etwa fremde Käufer zuvorkommen konnten. Es gab auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren, sonst wurde der Strohwisch, der an einer Stange aus dem Rathause hervorspießte, eingezogen, und der Handel war für alle freigegeben. Unser Weg führte uns weiter den Markt dahin, an Krämerbuden vorbei. Schnallen zum Schmuck der Schuhe, Krüge von Zinn, große und kleine Wachs- und Talgkerzen wurden ausgeboten. Aus den Brotbänken unter den Lauben, wo die Bäckerjungen mit lautem Geschrei ihre Waren ausriefen, trugen die Bürgerfrauen Gebackenes, von den Fleischbänken daneben saftige Stücke für den Braten heimwärts.

Da wir vom Wege und vom Schauen ermüdet waren, stärkten wir uns erst in der Garküche links um die Ecke. Lange litt es uns indes in dem engen, menschengefüllten Raume nicht. Bald waren wir wieder im Freien. Immer noch war alles in Bewegung. Aus der Lateinschule hinter der Kirche, dem Lyceum, eilten die Schüler nach Hause. Ein Benediktinermönch drängte sich durch die Menge. Fuhrleute und Kärrner, die Salz geladen hatten, zogen an uns vorüber. Da die Sonne heiß schien, traten wir in die Lauben, die sich unter dem sogenannten Gewandhause (s. S. 128) hinzogen, und schlenderten links hin, der Johannisgasse zu. Wir ließen sie jedoch seitwärts liegen, und wendeten uns nach Süden, nach einer Gasse, die „bei der Bach" genannt wurde. Hier rann uns ein kleines Wasser frei in der Straße entgegen. Eben war eine Frau damit beschäftigt, vor der Tür ihres Hauses in dem Gerinne Hausgeräte abzuscheuern. Wie da der Weg aufgeweicht erschien; denn Pflaster gab es in der kleinen Nebengasse nicht! Aber gerade hier mußten wir einkehren, denn in der linken Häuserreihe hatte die Baderei ihren Platz — und ein Bad sollte uns erfrischen.

Gestärkt setzten wir am Nachmittage unseren Weg fort. Wir gingen die Langegasse hin, wo eben ein Böttcher, eingehüllt in dichten Rauch, Fässer auspichte. Die enge Bretgasse brachte uns wieder nach dem Markte zurück. Schon ließ der Marktmeister den Platz säubern, denn Käufer und Verkäufer waren von dannen. Nun bot sich uns auch erst recht Gelegenheit, das lebendige Bild der nördlichen Marktseite zu betrachten. Links vor uns ragte das schöne steinerne Rathaus, ein fast neuer Bau, mit seinem Turme auf. Daran schloß sich nach Osten zu eine Reihe von stattlichen Wohnhäusern. Weiter rechts drüben strebte der mächtige Giebel des Gewandhauses empor, dessen Fenster von kunstvollen Verzierungen umrahmt waren. Unter all den Gebäuden hin aber reihte sich ein Bogen an den anderen und half die Lauben bilden. Ein Mauerturm schaute neugierig über das Dach des Eckhauses zur Rechten herüber. So standen wir und prägten uns das Bild ein. Dabei erst wurden wir auch des Brunnens gewahr, dessen Wasser gar nicht weit von uns in den hölzernen Bottich plätscherte. Doch jetzt ward es Zeit, uns weiterzuwenden, wenn wir noch mehr von der Stadt sehen wollten. Wir suchten den Holzmarkt und den Roßmarkt auf und freuten uns über die Erker, die an verschiedenen Häusern vorgebaut waren. Merkwürdigerweise aber fanden wir nur wenig Gebäude, deren Obergestock über das untere Geschoß hervorgeragt hätte. Und doch war das einst anders gewesen.

Hin und her führte uns noch der Weg, sodaß kaum eine der engen Gassen übrig blieb, die wir nicht betreten hätten. Schon brach der Abend herein. Behäbige Bürgersleute hatten auf den Steinsitzen unter dem Tore ihrer Häuser Platz genommen und plauderten mit einander. Wieder läutete die Glocke. Da suchten wir unsere Herberge in der Lohgasse auf. Hier ging es lebhaft zu. Die ehrsamen Meister der Tuchmacher-

zunft waren zum Abendtrunke bei einander und erzählten an Holztischen mit kräftigen gekreuzten Beinen von ihren Wanderfahrten und vom Gange der Geschäfte. Einige Bauern, die vom Markt her zurückgeblieben waren, brachen eben auf, um noch „vor Torschluß" aus der Stadt zu kommen. Aber auch für die übrigen Gäste währte der Aufenthalt nicht mehr lange, denn um 9 Uhr läutete wieder die Glocke und gab das Zeichen, daß der Schank für heute zu Ende sei. Sofort verfügten wir uns in unsere Kammer und genossen guter Ruhe. Erst der Gesang der sogenannten Kurrende, die durch die Straßen zog, weckte uns am Morgen.

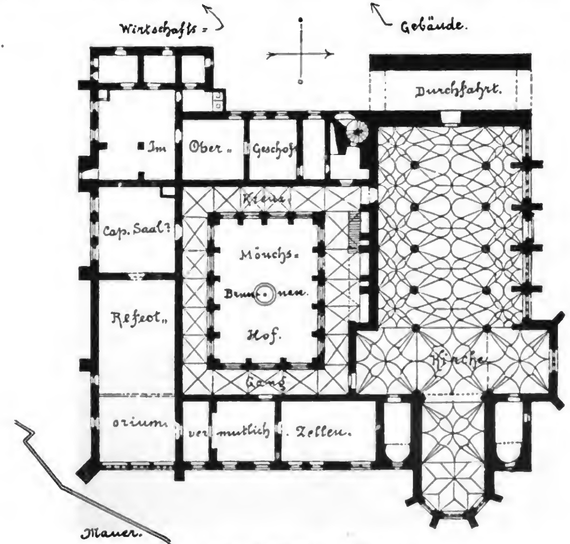
Was der alte Mönch Hubertus aus seinem und des Klosters Leben erzählen konnte.

Ich war noch jung, als ich meine Vaterstadt Hameln verließ, hatte aber schon den festen Entschluß gefaßt, mein Leben ganz dem Dienste Gottes zu weihen und in ein Kloster einzutreten. Da mir Kemnitz empfohlen worden war, wendete ich mich dahin. Mit einem Verwandten, der in der Stadt wohnte, ging ich nach der Höhe zu, auf der sich die Benediktinerabtei erhebt. Schon von weitem grüßten mich die alten Gebäude des Stiftes. Durch einen Hohlweg, in den starke Mauern herabschauten, gelangten wir auf den Berg. Oben verwehrte uns ein finsteres Tor den Eingang. Mein Begleiter, der mit der Einrichtung bekannt war, ergriff sofort den eisernen Hammer in der Mitte des Torflügels und ließ ihn mehrmals gegen das Eisenbeschläge niederfallen.

Da öffnete sich das Tor, die Worte „Deo gratias" (Grüß Gott) klangen uns entgegen, und ein würdiger Greis, der Pförtner, ließ uns ein, nachdem er nach unserem Begehr gefragt. Sofort wurden wir in das Gastzimmer und vor den Prior, den Vertreter des Abtes, geführt. Der machte mir allerdings wenig Mut. Auf alle Weise stellte er mir vor, wie schwer der Mönchsstand sei. „Denke dir nicht", sprach er, „daß du sofort ein Glied unserer Gemeinschaft oder unseres Konventes mit allen Rechten der älteren Brüder wirst. Erst hast du als sogenannter Novize (Neuling) einzutreten und eine Probezeit zu bestehen. Eine der obersten Pflichten ist, allen denen, die schon länger im Kloster leben, Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen. Du wirst", fuhr er fort, „gleichsam aller Knecht. Nicht für dich, sondern für das Kloster wirst du fortan leben. Du hast die Glocke zu läuten, so oft Gottesdienste abgehalten werden, mußt den Brüdern die Füße waschen — ohne Murren. Und nun denke: Während die Bürger unten in der Stadt ruhig ihren Schlummer genießen, bis der Morgen dämmert oder gar die Sonne schon hell in die Straßen scheint, mußt du dich hier bei uns mitten in der Nacht von deinem Lager erheben und die Brüder zu den Metten oder Matutinen wecken und die Wachslichte in den Gängen und im Gotteshause anzünden. Begehst du Fehler, besonders beim Gottesdienste, so kannst du von den Mahlzeiten ausgeschlossen werden, bei Wasser und Brot im Gefängnisse sitzen, sogar Schläge erhalten. Und weiter", fuhr der Prior fort, „stelle dir unsere Kost nicht zu reichlich vor. Fleisch gibt es auf unserem Tische nicht, sondern meist nur Gemüse, Erbsen, Rüben, Klöße usw. Eier sind ein besonderer Leckerbissen, und auch Fisch wird uns nicht gar so oft gereicht, trotzdem, daß wir soviel Teiche besitzen. Selbst der Käse ist nicht immer gut. Dazu muß ich dich auf die Fastentage aufmerksam machen, an denen nichts oder nur sehr wenig genossen werden darf. Auch Spaziergänge wirst du häufig vermissen. Wer hier im Kloster lebt, der hat meist im Gotteshause oder in seiner Zelle zuzubringen und zu singen, zu beten, zu lesen. Also, junger Freund, überlege wohl, ehe du dich entschließest. Damit du aber über alles unterrichtet bist, was für das Leben im Kloster gilt, sei dir die Hauptsache aus den Regeln des heiligen Benedikt selbst vorgelesen, nach denen wir uns zu richten haben." Sofort zog der Prior an einer Glocke, und als nun einer der Mönche erschienen war, beauftragte er ihn, den Band mit den alten Schriften aus der Liberei (Bücherei) herbeizuholen. Was mir der Prior daraus bekannt gab, bot mir indes nicht viel Neues mehr.

Freilich, verlockend klang keiner der Sätze. Aber irre machten mich die Worte in meinem Entschlusse auch nicht. Ja, nur noch mehr Lust zum Klosterleben erwachte in mir, als ich mit einem Novizen, den mir der Herr Prior zum Begleiter gegeben, einen Rundgang durch einen Teil des Stiftes unternommen hatte.

Zuerst wurde ich in das Schenkstübchen geführt, wo ich einen Trunk Klosterbier vorgesetzt erhielt. Das mundete außerordentlich gut. Nebenher erfuhr ich auch, daß in den Kellern, die sich unten in den Berg zögen, noch viele Tonnen lagerten. Nun richteten sich unsere Schritte nach dem Kreuzgange, der hinter dem Gotteshause im Hofe unter Säulen rundum führte. Eben gingen einige Mönche in ihren schwarzen Kutten, die durch eine Schnur zusammengehalten wurden, darin auf und ab. Sofort



Teile vom Grundrisse des Klosters.

fiel mir der schön gefaßte Brunnen in der Mitte des Hofes auf. Auf der einen Seite floß das Wasser aus einem Löwenrachen, auf der anderen aus einem Menschenkopfe. Aus dem Hofe traten wir in den nordwärts gelegenen Lustgarten, in dem allerhand wohlriechende und heilsame Kräuter wuchsen. Dort stand auch das steinerne Kreuz aus der Hussitenzeit. Jetzt kehrten wir in die Gebäude zurück. Lange Gänge führten uns an den Stuben und Kammern des Priors und der Mönche, an der Badestube, der Barbierstube, dem Brotgewölbe, der Siechen- oder Krankenstube vorüber. Durch ihre Größe zeichnete sich die Konvent- oder Versammlungsstube aus, in der eine lange Tafel, Sessel und Bänke standen, während ihre Wände von 2 Hirschgeweihen geziert wurden. Weniger gefiel es mir in der düsteren Klosterkirche; doch um ihres Alters willen flößte sie mir Ehrfurcht ein. Aus ihr traten wir vor das Kloster in den hübschen Baumgarten und sahen nun hinauf nach den Fenstern der Fürstenstube

und der Abtwohnung. Auch die Werkstätte der Schneider und Schuster, der sogenannten Laienbrüder, die Scheune und die Ställe im westlichen Teile lernte ich kennen. Auf dem Hofe, dem dritten, erfreute ich mich besonders am Anblick der Hühner und Pfauen, die sich dort tummelten. Immer besser gefiel mir's hier oben. Nun konnte mich niemand mehr von meinem Vorhaben abbringen. Gern bat ich noch zweimal um Aufnahme.

Beim dritten Male führte mich der Prior dem Abte, Herrn Kaspar von Meckau, zu. Da ward mir bänglich um das Herz. Aber mein Begleiter wußte alle Verzagtheit zu verjagen, indem er mir sagte, daß der Abt gar mild und freundlich sei. So war es auch. Als dem hohen Herrn vom Prior erzählt war, wie er mich auf alle Beschwernisse des Mönchslebens aufmerksam gemacht habe, wie ich aber trotzdem standhaft bei meiner Bitte verblieben sei, willigte er darein, mich aufzunehmen. Dann aber ließ er die Glocke läuten, damit sämtliche Brüder in dem sogenannten Kapitelsaale zusammenkämen, in dem alle wichtigen Klosterangelegenheiten verhandelt wurden. Bald waren sie beisammen. Ich wurde mitten unter sie gestellt und mußte nun vor dieser Versammlung meine Bitte um Aufnahme wiederholen. Aller Augen waren auf mich gerichtet. Mich umzusehen, hatte ich kaum einen Augenblick Zeit. Aber das weiß ich noch, daß schon damals die 5 langen Tafeln dort aufgestellt waren und daß von der Decke der messingne Leuchter herabhing. Nun fragte der Prior jeden einzelnen Mönch, was er über meine Aufnahme meine. Niemand erhob seine Stimme gegen mich. So konnte mir der Prior mitteilen, daß ich zum Noviziat zugelassen sei.



Die Brüder werden zusammengerufen.

Und wie er gesagt, verliefen die Tage. Es war mir eigen zu Mute, als ich mich auf des Weckers Ruf das erste Mal nachts 2 Uhr vom Lager erheben mußte, als wir dann bei Kerzenschein aus dem Schlafhause durch den Kreuzgang*) hinüber nach der Kirche zogen. Als wenn es erst heute morgen gewesen wäre, so steht mir der ganze Verlauf dieses ersten Gottesdienstes noch vor der Seele. Zunächst erhob der Lektor seine Stimme und rief: „Herr, sei meine Hilfe", und wir alle antworteten: „Gloria patri et filio et spiritui sancto" (Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist). Dreimal wiederholte sich dann das Gebet „Herr, öffne meine Lippen, und mein Mund wird Dir Lob verkünden". Jetzt wurden Psalmen verlesen. Wieder ertönte unter Orgelbegleitung das Gloria; der Ambrosianische Lobgesang (Te Deum laudamus) erschallte. Dann spendete der Abt den Segen. Einer der Brüder trug drei Bibelabschnitte vor, und das Glaubensbekenntnis, das Halleluja und Kyrie eleison (Herr, erbarme Dich) machten den Schluß. Dann wurde es wieder still in den Hallen.

Auf demselben Wege, den wir gekommen, wandelten wir zurück. Aber streng verboten war es, uns wieder niederzulegen. Die Stunden, die folgten, hatten wir dazu

*) Reste mit schönen Trag- und Schlußsteinen sind noch heute hinter den Gasträumen der Schloßwirtschaft zu sehen.

zu verwenden, im Psalter oder in einem Gebetbuche zu lesen oder auch über göttliche Dinge nachzudenken. Noch sechsmal, gewöhnlich um 6 und 9 Uhr vormittags, um 12 Uhr und um 3, 6 und 9 Uhr nachmittags, wurden ähnliche Gottesdienste abgehalten. In der Zwischenzeit hatte ich allerlei Dienste zu verrichten. Ich säuberte die Räume, wusch Geräte, trug für die Küche herzu usw.

Bald war das Probejahr verstrichen. Es war eine strenge Zeit. Aber gleichwohl hatte ich sie nicht als Last empfunden. Nun kam der Tag, an dem ich für dauernd in das Kloster aufgenommen werden sollte. Feierliches Glockengeläute erschallte. Wieder versammelten sich die Bewohner des Stiftes. Die Regeln, die der heilige Benedikt gegeben, wurden verlesen. Und als ich nun noch einmal die Frage bejaht hatte, ob ich willens sei, hier dem heiligen Gotte zu dienen, schwur ich es, schwur ich, dem Herrn und den Gesetzen der Kirche unbedingt zu gehorchen, keinen eigenen Besitz zu haben und keusch in Gedanken, Worten und Werken zu leben. Gesänge hatten die Feier eröffnet, Gesänge und Segenssprüche schlossen sie. Damit war ich Bruder geworden.

Mehr denn 40 Jahre habe ich seitdem hier oben verlebt. Manche stille Stunde ist an mir in der Zelle vorübergeflossen. Ein manches Mal bin ich den Kreuzgang dahingezogen, habe ich lange Zeit dabei verbracht, Meßbücher mit schönen Bildchen am Anfange neuer Abschnitte zu malen. Wie oft hat mich vorn im Baumgarten unter dem Apfelbaume die Aussicht erfreut, wie oft haben wir dort auch beisammengesessen und uns davon unterhalten, wie einst auch die Stadt Chemnitz dem Kloster untertänig gewesen ist. Und wie vielerlei erlebte ich sonst hier oben auf dem Klosterberge! Bald nach meinem Eintritte starb der Abt Kaspar von Meckau, der sich dadurch besondere Verdienste erworben hatte, daß er das ausgebrannte Schloß Rabenstein wieder hatte herrichten lassen. Ein neuer Herr, Heinrich von Schleinitz, kam auf. 1483 wurde er eingewiesen. Was der alles schuf! Den ganzen Klosterbau beinahe hat er umgestürzt. Droben im böhmischen Walde war Silber fündig geworden. Die Städte Schneeberg und Annaberg entstanden. Wer zum Betriebe der Bergwerke Geld zuschoß, konnte hohen Gewinn erzielen. Abt Heinrich erkannte die günstige Gelegenheit und half mit. Und das Glück war ihm hold. Reiche Ausbeute brachte ihm eine hohe Verzinsung seiner Anteile. So mehrte sich des Herrn Reichtum zusehends. Damit aber konnte er eben die Änderungen vornehmen, die ich schon andeutete. Unten im Tal legte er den großen Teich an. Hier oben aber ließ er Stück für Stück der alten Bauten niederreißen und neue kunstvollere an ihre Stelle setzen. So wurde 1499 erst die Laurentiuskapelle, darnach durch den Bischof von Naumburg der Chor der Kirche geweiht. Im Jahre 1514 aber begann Heinrich den Bau einer fast vollständig neuen schönen Kirche mit dem prächtigen Gewölbe. Auch einen mächtigen Turm sollte sie erhalten. Sogar in Glösa drüben hat er eine Kapelle und andere



Mönche in der Bücherei.

Bauten aufrichten lassen. In welchem Ansehen der Abt bei Hofe stand, das haben wir am besten daraus ersehen, daß er den Kurfürsten Friedrich im Jahre 1493 nach Palästina begleiten durfte. Auch diese Gelegenheit benutzte er schon, seiner Liebe zu Kunst und Pracht Genüge zu tun; denn er brachte allerhand kunstvoll gearbeitete, mit Edelsteinen besetzte Kleinodien und silberne Heiligenbilder mit. Und was könnte ich sonst noch von diesem Abte rühmen! Unsere Bibliothek, die früher nur aus Erbauungsschriften bestand, vermehrte er um wissenschaftliche Werke, wenn sie auch teuer waren. Den Heinrich Faber veranlaßte er, Schriften des Albertus Magnus herauszugeben, damit wir Mönche uns daran bilden könnten. Mit größter Freigebigkeit kam er dem Bruder Paulus Lange entgegen, der auch in unserem Kloster nach Werken über deutsche Geschichte forschte. Aber auch anderen gegenüber ließ er stets Gastfreundschaft walten. Wohl 30 Betten standen in den Kammern zur Aufnahme Fremder bereit. Ich lobe auch diesen Zug an ihm; denn unsere Regel sagt, daß Gäste so freundlich aufgenommen werden sollen, als wenn Christus selbst käme. Manche meiner Brüder wollten indes dem Herrn Abte seine Freigebigkeit zum Vorwurfe machen, weil sie meinten: was die Gäste erhielten, würde ihnen entzogen. Ich bin nicht der Meinung, daß sie recht haben, denn es gebrach uns an nichts. Wie gut uns nur der Herr Kellermeister mit Wein versorgte, und Fleisch von vierfüßigem Getier durften wir ja seit 1516 auch genießen. Sollte ich aber etwas gegen Heinrich von Schleinitz vorbringen, so wäre es dies, daß er sich bei seinem Abgange im Jahre 1522 doch eine zu reiche Pfründe sicherte. Jährlich 400 rheinische Gulden, die Pfarren zu Glösa und Hilbersdorf samt allen Einkünften, Holz aus der „Kohlung“, die Fischerei in einem Stücke der Chemnitz und in einem Teiche, Lieferungen an Brot, Getreide, Bier, Wein, Geflügel, Wildpret, dazu die Gestellung von Rossen und Wagen — das schien mir doch zu viel.

Nun haben wir wieder einen neuen Herrn. Hilarius ist er geheißen. Ich werde nicht lange unter ihm leben, da meiner Tage nur noch wenig sein werden. Aber begierig bin ich immerhin, zu erfahren, wie sich unter ihm unser Leben gestalten wird.

Reiche Einkünfte des Benediktinerklosters.

Es waren köstliche Zeiten im Benediktinerkloster, wenn die Tage Lichtmeß, Invokavit, Walpurgis, Pfingsten, Johannis, Jakobi, Bartholomäi, Michaelis, Martini erschienen, wenn Weihnachten begangen wurde. In reichem Strome floß da von allen Seiten herein, was die Untertanen aus den zahlreichen Ortschaften an kirchlichen Gefällen zu entrichten hatten. 489 Schock Groschen, vielleicht 12000 bis 13000 M. nach unserem Gelde, brachten die Bauern oder ihre Vertreter. Mit schmunzelndem Gesichte strich der „Amtmann“ die Silberstücke auf der Tischplatte zusammen. Die Braugelder der Richter von Burkhardtsdorf, Jahnsdorf und Pleißa, Fischwasserzinsen von der Würschnitz, vom Kappel- und Pleißbache folgten oder gingen gleichzeitig ein.

Aber mit Geld allein war es nicht getan! Jetzt war die Ernte, war der Ausdrusch vorüber. Wagen auf Wagen fuhr da in den Klosterhof ein. Und jeder brachte Gaben. Von dem Segen der Felder mußten auch die Mönche ihr Teil haben. 353 Scheffel Korn, 341 Scheffel Hafer und 123 Scheffel Gerste konnten von den Klosterknechten entgegengenommen und als Zinsgetreide auf den geräumigen Böden aufgespeichert werden. Die Dörfer Altchemnitz, Gablenz, Altendorf, Kappel und Schönau durften sich mit der bloßen Lieferung von Körnern nicht einmal begnügen. Sie brachten die vollen Garben, Halme und Früchte. Hochbeladen schwankten ihre Wagen durch das Tor. Hatten sie den Platz geräumt, erschien schon wieder ein Gefährt, das mit Flachs beladen war.

Auch damit war der Zug der Geber nicht abgeschlossen. Aus 12 Dörfern, aus Altchemnitz, Neukirchen, Markersdorf, Leukersdorf, Gablenz, Klaffenbach, Schönau, Oberhermersdorf, Adorf, Stelzendorf, Altendorf und Kappel, hatten die Bewohner immer die siebente Gans abzuliefern, während Bauern von Altchemnitz, Rabenstein,

Rottluff, Röhrsdorf, Löbenhain, Kändler, Pleißa, Wüstenbrand und Oberhermersdorf verpflichtet waren, für die Mönche Käse zu bereiten. Andere der Klosteruntertanen oder Lehnsmänner, so Hans von Auerswalde und Greger Fischer zum Furth, die Richter zu Röhrsdorf, Mittelbach, Reichenbrand, schickten alljährlich Kapaunen in bestimmter Zahl. Vom Richter zu Pleißa traf ein Kuchen, von dem zu Dittmannsdorf ein Pfefferkuchen ein. Damit im Kloster auch Weihnachten die gebührende Auszeichnung erfahre, durfte es an Christbroten nicht fehlen. Die Gemeinden Altchemnitz, Helbersdorf, Neukirchen, Markersdorf, Stelzendorf, Adorf, Klaffenbach, Glösa und Rabenstein hatten sie nach alter Gewohnheit zu senden. Wenn aber im Schwarzwalde zu Olbersdorf die Haselnüsse gerieten, dann fehlten auch sie im Kloster nicht, denn jeder Bauer mußte ein Achtel dahin „überantworten".

Zu diesen reichen Gaben legten die großen Waldungen ringsum das Ihrige hinzu. Nicht allein, daß sie Holz in Fülle spendeten, welches in den zahlreichen Mühlen des Klosters von den Untertanen zu Brettern geschnitten werden mußte, sondern sie erwiesen sich auch durch ihre Jagderträgnisse als Freudenbringer. So bekam der Abt für die Überlassung der Jagd von den Richtern zu Olbersdorf, Altenhain, Ober- und Niederhermersdorf, sowie Harthau jährlich einen Hasen. Die Rabensteiner Holzungen wieder waren als vorzügliches Rehgehege geschätzt.

Aber auch über Hochwildbahnen verfügte das Kloster. Die beste lag bei Burkhardtsdorf. Gern mögen daher die Äbte dort, zuweilen mit fürstlichen Gästen, durch den Tann gestreift sein und Hirsche und Sauen zur Strecke gebracht haben. Der Name Abtwald erinnert noch heute daran.

Selbst für die Fastentage war gute Fürsorge getroffen, denn das Benediktinerkloster hatte der Teiche eine große Zahl, über ein Viertelhundert, erworben oder anlegen lassen. Fast überall im Gebiete, so zu Borna, Furth, Altendorf, Pleißa, Rottluff, Rabenstein, Grüna, Harthau, waren sie verstreut. Karpfen und Hechte wurden darin gezogen. Andere Leckerbissen aber boten die fließenden Gewässer. Aus der Würschnitz und dem Kappelbache brachten die Pächter kleine Fische oder Schmerlinge. Der Bach im Schwarzwalde bei Kleinolbersdorf gab Forellen. Den Pleißbach ließ das Kloster um Lohn selbst fischen und gewann dadurch Schmerlinge, Forellen und Weißfische. Den reichsten Segen aber schüttete ein Stück Oberlauf der Chemnitz, der heutigen Zwönitz, aus; denn nicht weniger als 8 Schock Forellen, 10 Schock Krebse und 4 Kannen Schmerlinge schickte jährlich der Richter zu Burkhardtsdorf von seinem Fange. Mit solchen Bissen auf der Tafel ließen sich auch lange Fasten überstehen. Was hätten sich Abt und Bruderschaft noch wünschen sollen?

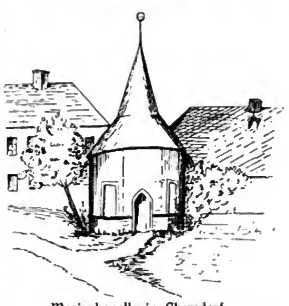
Chemnitz noch durchaus katholisch.

Als man das Jahr 1500 schrieb, war Chemnitz noch eine durchaus katholische Stadt. Die Kirchen zu Jakobi, Johannis und Nikolai ragten als Stätten der Gottesverehrung auf, in denen Gottesdienste nach katholischer Art gehalten wurden. Zu ihnen traten Kapellen, die in den Vorstädten erbaut waren. Da traf der Blick auf die Georgenkirche, die mit dem Hospitale St. Georg verbunden und dem heiligen Georg, dem Drachentöter, geweiht war. An der äußeren Johannisstraße, nahe der Brückenstraße, hatte sie ihren Platz. Eine zweite Kapelle stand in der Nordstadt vor dem Klostertore und war „zum heiligen Geiste" getauft. Die dritte endlich, die Ottilienkapelle, gehörte dem südlichen Teile der Stadt, der Gegend der Annaberger Straße, an.

Da tönten die Glocken so manches Mal am Tage und mahnten bald hier, bald da zu Kirchgang, Gebet und Buße. Und die Bürger und Bürgerinnen folgten. Während die einen in der alten Stadtkirche ihre Andacht verrichteten, schritten die anderen hinaus nach der Kapelle zum heiligen Geiste, wo die Benediktiner alltäglich Messe lasen. In der Jakobikirche wurde seit 1436 jeden Tag das „salve regina" (Sei gegrüßt, du Himmelskönigin) gesungen. Darnach setzte ein Wechselgesang ein,

während die Glocken das „pacem“ läuteten und damit Frieden in die Seele senken wollten. War das Salve beendet, dann gingen die Besucher mit brennenden Kerzen vor den Altar des heiligen Kreuzes und sangen: o crux gloriosa, o crux adoranda (o du hochrühmliches, verehrungswürdiges Kreuz), bis endlich ein Gebet gesprochen wurde.

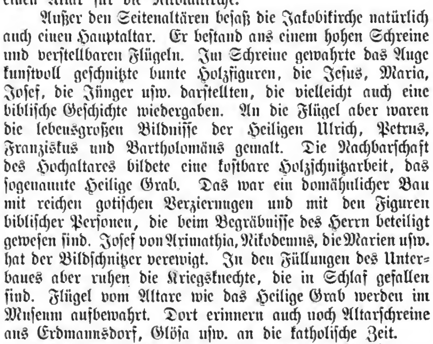
Wie anders schauten auch die Kirchen aus als jetzt! In Jakobi reihte sich die Wände entlang Altar an Altar, der eine genannt nach „unserer lieben Frauen“, der Mutter Jesu, der andere nach der heiligen Dreifaltigkeit, der dritte dem heiligen Bernhardin, ein vierter den Märtyrern Nikolaus und Sigismund errichtet usw. Eben trat eine fromme Beterin zum hintersten Altare und steckte zwei stattliche Wachskerzen in die silbernen Leuchter. Es sollte ein Dankopfer für Hilfe sein, die die „Mutter Gottes“ in schwerer Krankheit gesendet. Gebrechliche wallfahrteten wohl auch nach Ebersdorf zur Marienkapelle. Ward ihnen Heilung beschert, dann legten sie dort Krücken und Stöcke zum dauernden Gedenken für jedermann nieder. Auch an Rompilgern fehlte es nicht, wie wir's vom Bleichrichter Eckhart wissen. Die Altäre in den Kirchen waren meist Geschenke frommer Bewohner. Den Fronleichnamsaltar z. B. hatte 1412 eine Vereinigung von Bürgern, die Kalandbrüderschaft, gestiftet, um durch gegenseitige Hilfe das Heil der Seele zu fördern; denn jedes Gebet und jede Gabe des einzelnen Mitgliedes ward auch den übrigen Brüdern und Schwestern zu gute gerechnet. Dieselbe Vereinigung beschaffte später auch noch einen Altar für die Nikolaikirche.



Marienkapelle in Ebersdorf.



Der heilige Ulrich.

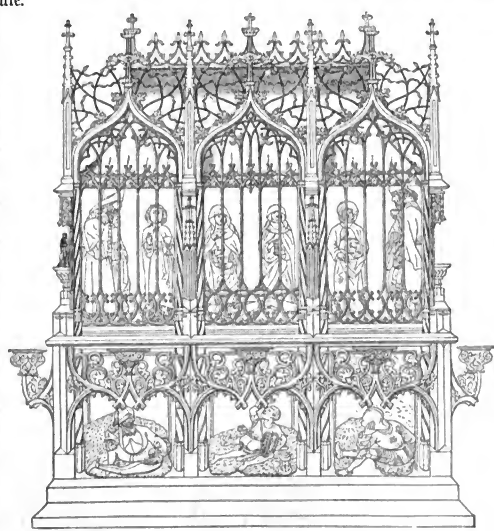


Außer den Seitenaltären besaß die Jakobikirche natürlich auch einen Hauptaltar. Er bestand aus einem hohen Schreine und verstellbaren Flügeln. Im Schreine gewahrte das Auge kunstvoll geschnitzte bunte Holzfiguren, die Jesus, Maria, Josef, die Jünger usw. darstellten, die vielleicht auch eine biblische Geschichte wiedergaben. An die Flügel aber waren die lebensgroßen Bildnisse der Heiligen Ulrich, Petrus, Franziskus und Bartholomäus gemalt. Die Nachbarschaft des Hochaltares bildete eine kostbare Holzschnitzarbeit, das sogenannte Heilige Grab. Das war ein domähnlicher Bau mit reichen gotischen Verzierungen und mit den Figuren biblischer Personen, die beim Begräbnisse des Herrn beteiligt gewesen sind. Josef von Arimathia, Nikodemus, die Marien usw. hat der Bildschnitzer verewigt. In den Füllungen des Unterbaues aber ruhen die Kriegsknechte, die in Schlaf gefallen sind. Flügel vom Altare wie das Heilige Grab werden im Museum aufbewahrt. Dort erinnern auch noch Altarschreine aus Erdmannsdorf, Glösa usw. an die katholische Zeit.

Aber noch andere Bilder aus jenen Tagen müssen vor uns aufsteigen. Nicht nur Benediktiner und Franziskaner zogen um das Jahr 1500 durch die Straßen, sondern auch Augustiner aus Grimma und Dominikaner aus Freiberg, die ihre Sammelstellen oder Termineien hier unterhielten, belebten die Wege. Von einem Hause am Roßmarkte aus, wahrscheinlich dem linken am Eingange zu Schützens Hof, traten

die Augustiner mit Korb und Sack ihre Rundgänge an und baten um milde Gaben. Ein Gebet war der Dank für die Spenden. Um solcher Fürbitte willen wurden die Chemnitzer nicht müde zu geben. So zahlten die Leinweber an Mönche beinahe ein Schock Groschen, damit in der Adventszeit Licht angezündet, den frommen Brüdern nach dem Dreikönigstage Fleisch gekauft werden könne. Die Fleischer brachten Unschlitt (Talg), Vorstadtbewohner Wachs zu Kerzen dar. Immer noch wurden Gelder zur Einrichtung neuer Messen ausgesetzt. Andere Bürger opferten zu einem Seelbade. Sie stifteten Summen, aus deren Erträgnissen Arme in der Baderei an der Bachgasse (jetzt Reichshof) unentgeltlich ein Bad genießen konnten, wofür dem Spender himmlischer Lohn zu teil werden sollte.

Am schärfsten aber zeigte sich unser Chemnitz als katholische Stadt, als es — wie 1452 den Bußprediger Johannes Capistrano — den Ablaßhändler Tetzel empfing. Die kurzen Berichte, die darüber vorliegen, sagen allerdings nur, daß „ein großer Zulauf des gemeinen Volkes war und daß Tetzel auf einen Tag 300 bis 400 Gulden löste". Doch dürfen wir annehmen, daß sich der ganze Vorgang bei uns ähnlich wie in anderen Orten, etwa wie in Annaberg oder Leipzig, abgespielt hat. Mit Kreuzen, Fahnen und brennenden Kerzen zogen eines Tages im April 1509 Priester, Mönche, Ratsmannen, der Schulmeister oder Rektor, seine Lehrgehilfen, die Schüler und zahlreiche andere Bewohner aus Chemnitz hinaus, dem Manne entgegen, der die Herzen wieder fröhlich machen, der die Sünder zum Himmel führen sollte. Endlich kam er, und helfende Mönche und ein Gespann mit eisenbeschlagenem Kasten mit ihm. Da fiel alles auf die Knie, und als der hohe Herr vorüber war, schloß sich ihm ein langer Zug von Heilsuchenden aus Stadt und Land an. Es ist nicht bekannt, wo sich der Bote des heiligen Vaters zu Gaste geladen hat. Vielleicht ist eins der Klöster von ihm beehrt worden. Gepredigt haben soll er aber auf dem Roßmarkte; doch ist die Überlieferung, er habe seine Stimme aus dem Erker des jetzt Klemmschen Hauses erschallen lassen, ebensowenig beglaubigt. Für wahrscheinlicher ist zu halten, daß Tetzel in der Kirche zu den Gläubigen gesprochen hat. „Liebes Volk", sagte er, „ihr wisset, wie schwer ihr gesündigt habt. Aber die Hilfe ist nicht fern. So ihr dem heiligen Juvenal, den wir zuvor



Heiliges Grab. Im Geschichtsmuseum.

nicht gekannt haben, Ehre beweisen und ihm Opfer auf den Altar legen werdet, so sollt ihr die Unschuld dieses Märtyrers genießen, und die armen Seelen eurer Verwandten, die im Fegfeuer Pein leiden, werden aus der Qual erlöst sein. Jetzt ist der Tag des Heiles. Versäumt ihr ihn, so wird die Gelegenheit vorüber sein, eure Seelen und die Seelen der Verstorbenen zu retten. Kommet herbei — wer weiß, ob die Welt in acht Tagen noch bestehen wird. Und so einer unter euch willens ist, in kommenden Tagen Sünde zu tun, so möge er gleichfalls herzutreten und sich von der Strafe lösen, Gott und dem heiligen Vater zum Wohlgefallen, der eure Spenden nützen wird, den Bau von St. Peter mit Fleiß zu treiben."

Da drängte viel Volk nach dem Zahltische, der aufgestellt war, legte sein Geld auf die Platte und erhielt dafür die Ablaßzettel aus der Hand der Mönche, die mit Tetzel gekommen waren. Mit Freuden sah der Dominikaner den Kasten sich füllen, der unter dem roten Gnadenkreuze aufgestellt war, denn stattlich waren die Beträge, für die die Sünden gelöst wurden. 9 Dukaten*) kostete ein Meineid, 8 ein Mord, während die unzähligen kleineren Vergehen mit Silber gebüßt werden konnten.

Steinbildschmuck an der Schloßkirche.

So schien es, als ob die Bevölkerung von Chemnitz für alle Zeit fest im Glauben der Väter stehe. Auch oben im Bergkloster rüstete man nicht nur für die Gegenwart, sondern ebenso für nachkommende Geschlechter; denn in allen Ecken wurde dort fleißig gebaut und verschönt. Nicht allein der Abt Heinrich von Schleinitz wendete reiche Mittel dafür auf, sondern auch sein Nachfolger Hilarius (1522—1541) opferte stattliche Summen, um das Werk fortzusetzen und zu vollenden, das sein Vorgänger begonnen hatte. Der alte Türbogen, der jetzt in einen Absatz der vorderen Treppe eingefügt ist, die nach dem Schloßgarten führt, die Jahreszahl 1510 an einer Tür des Schloßgebäudes,

*) 1 Dukaten galt zuletzt gegen 10 M.

Inschriften,*) vor allem aber die kunstvolle Türeinfassung**) an der Nordseite der Kirche, sowie die Geißelungsgruppe erzählen genug davon.

Die Reformation meldet ihr Kommen an und setzt sich auf kurfürstlichem Gebiete schon durch.



Geißelungsgruppe in der Schloßkirche.

Das war eine Erregung in den Häusern und auf den Straßen! Schon wieder war neue Kunde von dem Wittenberger Prediger eingetroffen. Erst hatte er an die Tür der Schloßkirche 95 Sätze angeschlagen, in denen er gegen den Ablaß und andere Lehren der Kirche eiferte. Dann hatte man von dem mutigen Auftreten des Mannes auf dem Reichstage zu Worms gehört. Immer neue Schriften von ihm erschienen und wurden auch in Chemnitz bekannt. Wie freuten sich da so viele der Bürger, daß endlich einer es wagte, gegen die Übelstände in der Kirche anzukämpfen. Ihrer genug waren ja auch hier zu beobachten. Da hatte sich der Abt Heinrich von Schleinitz bei seinem Rücktritte von der Leitung des Klosters eine geradezu fürstliche Rente gesichert. Sein Nachfolger Hilarius aber lebte nicht weniger üppig. Geistliche der Stadt waren zu Gastwirten geworden und nahmen den Bürgern ihre Nahrung weg. Das machte

*) Die Inschrift am Tore lautet: „Anno domini MD25 incepta et ad colophonem deducta est hujus templi structura per reverendissimum Dominum Hylarium de Reburgio, hujus monasterii abbate et archidiacono, regiminis sui anno tertio“ d. h.: „Im Jahre 1525 ist angefangen und zu Ende gebracht worden das Schmuckstück dieses Gotteshauses durch den sehr verehrungswürdigen Herrn Hilarius von Rehburg, als er im 3. Jahre seines Amtes als Abt und Archidiakon dieses Klosters stand.“ — Weiter rechts am jetzigen, früher nur geplant gewesenen Turme liest man: „Anno christiane quingentesimo quarto decimo cepta fuit hec structura ad honorem Dei ejusque genitricis Marie per Henricum de Sleinitz abbatem Kemzin“ und: „Ubi hujus turris aedifitium per Dominum Henricum derelictum ibi per Dominum Hilarium anno millesimo quingentesimo vigesimo quinto est prosequutum“ d. h.: „I. J. 1514 ist begonnen worden dieser Bau zur Ehre Gottes und seiner Erzeugerin, der Maria, durch Heinrich v. Schleinitz, Abt zu Chemnitz“ und „Wo der Aufbau dieses Turmes durch Herrn Heinrich liegen gelassen worden ist, da hat ihn Herr Hilarius i. J. 1525 wieder aufgenommen.“ Beim letzten Bau, der der Kirche endlich den Turm beschert hat, ist zu den alten die neue Inschrift gefügt worden: „Turris autem ipsa exstructa est per parochianos MDCCCLXXXXVII“ d. h.: „Der Turm selbst aber ist erbaut durch die Gemeinde i. J. 1897.“

**) Von Nebensachen abgesehen, ist aus dem Schmucke zu lesen, daß er die Verbindung zwischen dem dreieinigen Gott (oben) und der Menschenwelt (unten) durch die Heiligen (Mitte) versinnbildlichen will. Im oberen Felde thront Gott Vater. Vor sich hält er den gekreuzigten Sohn. Auf dem Kreuze steht mit ausgebreiteten Flügeln die Taube, die den heiligen Geist darstellt. Anbetende und musizierende Engel umgeben die Gottheit. Unten sieht man als Vertreter der irdischen Macht einen König und eine Königin (Lothar und Richenza, S. 7) und 2 Bischöfe oder Äbte, wahrscheinlich der Naumburger Bischof von Schönberg und der Abt H. v. Schleinitz, unter denen der größte Teil des Klosterneubaues ausgeführt worden ist. Die Heiligen sind vertreten durch Maria (Mitte), Johannes den Täufer (Lammträger links), Johannes den Evangelisten (Schildhalter rechts), die heilige Anna (ganz rechts) und den heiligen Benedikt (ganz links) als Stifter des Ordens, dem das Kloster angehörte.

böses Blut. Immer weniger Almosen brachten jetzt die Bewohner an den Opfertagen dar. Immer mehr verminderten sich die Einnahmen der Pfarrer. Einer von ihnen, Nikolaus Wendler, hatte sogar sein Amt niedergelegt, weil es ihn nicht mehr nährte. Sine crux, sine lux, ohne Kreuz und ohne geweihte Kerzen, wurden die Toten begraben.

Nur vereinzelt fand die alte Lehre noch ihre Verteidiger. Dann aber kam es zu heftigen Auseinandersetzungen im Ratskeller und in den Schenkstuben der Bürgerhäuser. „Wir müssen das Stadtregiment schärfer halten, wenn sich in unserem Chemnitz die Irrlehren dieses Augustiners nicht festsetzen sollen. Das fahrende Volk bringt's mit von draußen herein, und es täte not, die Tore für alle geschlossen zu halten, so nicht draußen ehrlich ihren Glauben bekennen", rief der Ratsherr Hieronymus Schütz, während ihm Meister Hans Schneider, ein Tuchmacher, entgegnete: „Das geht durch geschlossene Tore und über die Stadtmauern weg". Damit hatte er recht geurteilt. Sogar hinter die Klostermauern hatten Luthers Worte schon zeitig ihren Weg gefunden. Bereits 1522, also nur ein Jahr nach dem Wormser Reichstage, mußte Herzog Georg einen Befehl an den Abt der Benediktiner erlassen, der die neue Lehre betraf. Das Schreiben ist verloren gegangen, sodaß wir seinen Inhalt nicht genau kennen. Indes zu erschließen vermögen wir ihn wohl: es wird eine Warnung vor dem Ketzer und eine Mahnung zu treuem Festhalten am Glauben und an den Einrichtungen der Väter gewesen sein. Das Schreiben erreichte seinen Zweck nicht völlig; denn schon 1523 entfloh ein Mönch, Magnus Groß geheißen, aus dem Kloster.

So war Chemnitz doch nicht mehr die streng katholische Stadt. Äußerlich schien sie's zwar noch; aber die Herzen vieler waren von Luthers Geist erfüllt.

Größerer Fortschritte noch durfte sich das Werk des Reformators bald auf einigen Dörfern der Nachbarschaft erfreuen. Zunächst in Röhrsdorf und Löbenhain. Dort wird bereits 1524 von Lutherschen oder Martinschen Bauern gesprochen. Dort klagt ungefähr zu derselben Zeit der Pfarrer Keppler über Abnahme des Opfer- oder Beichtgeldes. Die Bewohner wollen ihm kein Schutzgeld für die Anrufung der Heiligen um Fürbitte, kein Seelgeld zum Gedächtnis der Verstorbenen mehr geben. Die Röhrsdorfer feiern keine Heiligentage mehr. Sie kommen nur noch selten zur Kirche. Etliche haben schon ein Vierteljahr die Beichte versäumt. Einer von ihnen, Andreas Rüdel, hat wider des Pfarrers Willen und entgegen dem Gebote des Landesherrn sein Weib ohne allen christlichen Brauch begraben.

Wie ging es aber erst in einigen Orten zu, die noch weiter westlich lagen, in Leukersdorf, Seifersdorf, Pfaffenhain, Ursprung usw.! Da zeigten nicht nur die Gemeinden ihren Widerwillen gegen die alten Zustände durch Verweigerung von Abgaben, sondern sie ließen sich das Wort Gottes schon in der neuen Weise predigen und hatten ihren Gottesdienst nach lutherischer Art gestaltet. Zwei gut katholische Pfarrer, Andreas Ackermann zu Wüstenbrand und Jakobus Bretschneider zu Neukirchen, von denen der erstere Ursprung, der zweite Leukersdorf mit Seifersdorf und Pfaffenhain als Tochterkirchspiel (s. Karte S. 11) zu verwalten hatte, haben uns 1531 in Berichten die Vorgänge ausführlich und anschaulich geschildert. Hören wir sie an!

Pfarrer Ackermann schreibt: „Dem Ehrwürdigen in Gott und Herrn, Herrn Hilarius, Abt und Archidiakonus zu Chemnitz, meinem gnädigen Herrn. Ehrwürdiger in Gott . . ., meinen untertänigen Gehorsam und inniges Gebet zu Gott vor Euer Gnaden um lange und selige Regierung allezeit zuvor! . . . Gnädiger Herr, es haben sich die vom Ursprung eines beweibten, lutherischen, verlaufenen Priesters . . . angenommen zu predigen und mir durch ihren Kirchvater ganz verbieten lassen, mit ihrer Pfarr und Kirchen nichts (mehr) zu schaffen . . . So habe ich nichts unterlassen und folgenden Sonntags die vom Ursprung mit dem Richter Paul Rudolf vom Wüstenbrand, Siegmund Regis dem Schöppen und Michel Leuschel dem Altermann als Gezeugen besucht. Und als der lutherische Priester seines Gefallens in der Kirchen zum Ursprung nach seiner Art mit dem Volke das Amt gehandelt, den Richter zum Ursprung und etzliche von der Gemeinde gefordert, solches vorgehalten und angezeigt. Darauf ihre Antwort, daß

solches kurfürstlicher und Seiner Gnaden Schösser zu Zwickau . . . ernster Befehl sei, den sie auch nicht wüßten zu übergehen. . . So bitte ich Euer Gnaden . . ., dermaßen und also dreinzusehn . . . die Leut von ihrem vergessen Gemüt gnädiglich zu weisen und von ihrer lutherischen Lehr abzustehen und sich als fromme Pfarrleute zu halten und zufrieden stellen und fürderes Mutwillens zu enthalten. Euer Gnaden wolle sich hierin in Gnaden bezeigen." Soweit Ackermann!

Und nun die Stimme Bretschneiders über denselben Fall: „Wie sich . . ein verlaufener Apostata (Abtrünniger) mit dem Namen Johann Dörner zum Ursprung eine neue Pfarr aufzurichten und mir neben anderen Priestern . . . unser Pfarrlehen mit seiner falschen ketzerischen Lehre zu verführen und ganz zu entwenden unterstanden hat, werden Euer Gnaden ungezweifelt nicht alles wissen; auch wie derselbige . . . den Bischof des Landes mitsamt Euer Gnaden und anderen Herren unverschämt auf der Kanzel nennt: Spitzhüte und Betrüger des Volkes, und alle niederen Priester und christliche Prediger müssen sein Blindführer . . . Verwirft auch alle Sakramente und Ceremonien der christlichen Kirchen und nimmt wunderliche Weis' in seiner Predigt für, predigt . . . in den Biertabernen, in den Scheunen, in den Häusern und Winkeln, auf dem Felde, auf daß er sein Gift ja gänzlich mag ins arme Volk bringen. Aus was Gewalt er solches tut, kann ich nicht wissen."

Gefruchtet haben die Eingaben der beiden Pfarrer nichts. Die Gemeinden hatten sich entschieden dem Neuen zugewendet und den Gottesdienst nach evangelischer Weise gestaltet. Daß ihnen dies so zeitig möglich war, lag aber daran, daß sie ernestinischem Gebiete angehörten. Die Kurfürsten, erst Friedrich der Weise, dann Johann der Beständige, waren Freunde Luthers und seines Werkes. Chemnitz hingegen wie seine nächste Nachbarschaft stand unter der Herrschaft Herzog Georgs des Bärtigen, der mit allen Mitteln in seinem Lande das Evangelium zu unterdrücken suchte, für den trotzdem Luther nach seinen eigenen Worten „nicht nur einmal gebeten und geweint, daß ihn Gott wolle erleuchten". Aber des Reformators Bitte war nicht erhört worden. So mußte sich das herzogliche Land, mußte sich auch unsere Stadt noch gedulden, und nur heimlich durfte das Licht des Evangeliums leuchten.

Die Reformation wird in und um Chemnitz eingeführt.

Herzog Georg der Bärtige, der Eiferer gegen die Lehre Luthers, war gestorben. Ein Freund des Reformators, Heinrich der Fromme, trat an seine Stelle. Nun war endlich die Bahn für die schon lange ersehnte Neuordnung des Kirchenwesens frei.

Ihr Einzug ließ auch nicht auf sich warten. Vergeblich war es, daß sich der Abt Hilarius vom Kaiser Karl V. im Jahre 1536 noch einmal alle Freiheiten und Rechte bestätigen, daß er anerkennen ließ, das Kloster stehe nur unter kaiserlicher, nicht unter landesherrlicher Oberhoheit. Umsonst war es auch, daß Hilarius den neuen Herrn bat, sein Kloster und die Untertanen in Schutz zu nehmen — Herzog Heinrich wollte sein Land evangelisch sehen.

Bald ließ er deshalb die erste Kirchenvisitation abhalten. Am Abende des 29. Juli 1539, eines Dienstages, trafen die Visitatoren, unter ihnen Dr. Justus Jonas aus Wittenberg und der Superintendent Georg Spalatin aus Altenburg, in Chemnitz ein.

Sofort wurden die Ratsherren, der Abt des Benediktinerklosters, der Guardian der Franziskaner und die Geistlichen der Stadt für den nächsten Tag, wahrscheinlich auf das Rathaus, geladen. Sie stellten sich auch ein, die meisten gewiß in dem Gefühle, gegen die Neuerungen machtlos zu sein. Und nun begannen die Erörterungen. Zunächst wurden vier Punkte vorgelesen, durch welche die Winkelmessen, der Genuß des Abendmahles unter einer Gestalt, die Klostergelübde und die Ehelosigkeit der Geistlichen für unstatthaft und abgetan erklärt wurden. Dann teilten die Visitatoren dem Rate mit, daß zum ersten evangelischen Pfarrer der Stadtkirche Wolfgang Fuß ernannt sei, der früher in Wittenberg Luthers Predigten selbst gehört und vom Reformator eine

gute Empfehlung nach Borna erhalten habe; jetzt komme er aus Leisnig. Endlich richteten sich die Visitatoren an die beiden Klostervorsteher. Über die Verhandlungen mit dem Benediktinerabte wissen wir nichts Genaues. Den Franziskanern aber wurde u. a. folgendes befohlen: Erstlich, sich aller Winkelmessen zu enthalten als eines solchen lästerlichen Gottesdienstes, dadurch das hohe Verdienst Christi zum höchsten verlästert wird.

Zum andern: Niemandes mehr Beichte zu hören, denn der Mißbrauch in der Beichte mit der Erzählung der Sünden sei bei ihnen in vollem Schwang gewest, welche nicht gegründet in der Schrift . . .

Zum dritten: Das hochwürdige Sakrament des wahren Leibes und Blutes Christi weder zu reichen noch zu empfangen unter einer, sondern nach Christi Einsetzung unter beider Gestalt.

Zum vierten: Daß sie keinen Mönch mehr aufnehmen sollen und daß sie einen jeden Bruder frei sollen lassen, nach seiner Gelegenheit sich aus dem gefährlichen und ärgerlichen Klosterleben und Kleid in Ehestand und gemeine Kleidung zu begeben.

Zum fünften: Daß sie auch ihrer Brüder keinem den Ehestand verbieten, sondern auch frei sollen lassen.

Zum sechsten: Daß sie nicht mehr zu Predigten läuten, noch einige öffentliche Zeremonien (Gebräuche) zu Verhütung und Zerrüttung der Kirchen halten sollen; wollen sie aber Gottesdienste unter sich, doch dazu ungeläutet und mit versperrten Kirchentüren in Stille halten, soll ihnen unverboten sein.

Zum siebenten: Keine Meuterei (Zänkerei) mit jemand wider das heilige Evangelium und christliche Zeremonien und derselben Anhänger zu machen, noch übel, spöttisch oder lästerlich davon zu reden, noch jemand davon zu ziehen.

Dieselben Punkte mögen in der Hauptsache auch für die Benediktiner gegolten haben. Aber mit der Verlesung war noch nicht alles getan. Ohne weiteres begaben sich die Visitatoren in das Kloster der Franziskaner und verzeichneten die Besitztümer. Schnell waren sie mit dieser Arbeit fertig, denn sie fanden nur Kelche, reichlich 50 Mönchsornate, Röcke, ein weißes Meßgewand und schwarze, grüne und rote Samt- und Damastoberkleider vor, wie sie den Farben nach von den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres erfordert wurden. Nun durchschritten die Visitatoren die Kirchen und Pfarreien der Stadt und vermerkten, was da an Kelchen und Meßgewändern vorhanden war, und wieviel die Geistlichen an Geld, Holz usw. zu erhalten hätten. Nur zu den Benediktinern scheinen sie vorerst noch nicht gekommen zu sein. Aber lange währte die Zeit der Rücksichtnahme nicht. Im November 1539 trat in unserem Chemnitz selbst ein Landtag zusammen. Auf ihm beschlossen die Stände, alle geistlichen Güter feststellen und regelmäßig verwalten zu lassen, sie namentlich auch zu Kirchen- und Schulzwecken zu verwenden. Schon im April 1540 kamen von neuem Visitatoren und dazu Sequestratoren (Beauftragte, die das Klostergut mit Beschlag belegten) nach Chemnitz.

Sie nahmen alles auf, was Eigentum der Benediktiner war. Das gab freilich längere Reihen als bei den Franziskanern! Was nur an Kleinodien zu verzeichnen war! Bilder der Mutter Marie, des heiligen Benedikt, Johannis des Täufers und des Evangelisten, der heiligen Scholastika und Ursula, ein silbernes Kreuz mit Edelsteinen, zwei Straußeneier in Silber gefaßt, vergoldete und silberne Monstranzen (Gefäße zum Aussetzen des Allerheiligsten), ein vergoldeter Apfel zur Aufbewahrung der Hostien, übergoldete Becher und vieles andere mehr konnte — ganz abgesehen von den teilweise sehr kostbaren Gewändern — in die Listen eingetragen werden. Schon dabei trat der Unterschied zwischen Benediktinern und Franziskanern grell genug zutage. Aber nun erst in dem, was über das jährliche Einkommen des Bergklosters und seinen Besitz an Feldern, Wäldern, Teichen, Bächen, Steinbrüchen, an Hausgeräten in den Stuben, Kammern und Gewölben niederzuschreiben war! Von Wohlhabenheit nicht nur, sondern von Reichtum zeugte alles.

Und davon sollte sich der Abt, sollten sich die Mönche trennen? Wie werden sich zu solcher Forderung die geistlichen Brüder gestellt haben?

Dem Abte der Benediktiner kam es vor allem darauf an, sich dem Kaiser gegenüber gerechtfertigt zu sehen. Er verlangte deshalb eine Zusicherung darüber, daß ihn der Landesherr vertreten werde, wenn er, der Abt, vor kaiserlicher Gewalt Rechenschaft ablegen müsse. Im übrigen aber unterwarf sich Hilarius am 19. April 1540, als die Visitatoren in der Abtei erschienen waren, der fürstlichen Ordnung. Er trat also zur evangelischen Lehre über Jetzt kam die Reihe an die anderen Oberen des Klosters und an die Mönche. Da erklärten der Prokurator Bröck aus Zeitz, Johannes Voitt, Nikolaus Kopeler, Simon Langkisch, Petrus Müller und Kaspar Weinald, sämtlich von Chemnitz, dazu Franziskus Skulteti aus Beschko, Benedikt Krossen und Martinus Flach aus Scharfenstein, ein Gleiches wie der Abt zu tun und ihre Mönchskutten abzulegen. Nur der Prior, der Kantor und 2 Mönche bestanden darauf, ihren alten Glauben nicht aufzugeben und in fremden Klöstern Unterschlupf zu suchen.

Viel erregter verliefen die Verhandlungen im Franziskanerkloster. Als hier die Visitatoren — es war schon am 12. April — einen wie den anderen der Mönche fragten, ob sie sich dem Evangelio unterwürfen, da erklang es, und noch dazu in „mutwilligem“ Tone, wie aus einem Munde: „Nein!“ Insbesondere der Guardian Tiele Werner erwies sich als ein sehr heftiger Widersacher des Evangeliums, als „sehr beißig und widerspenstig“. Öffentlich hatte er gepredigt, und auch vor den Visitatoren erklärte er: Wer das Abendmahl unter zweierlei Gestalt genommen, der hätte den lebendigen Teufel empfangen.

So verschieden wie das Verhalten, gestaltete sich nun auch die Behandlung der seitherigen Klosterbewohner. Der Guardian mußte schon in wenig Tagen nicht nur das Kloster, sondern auch das Land räumen und dazu geloben, nicht wieder zurückzukehren. Seine und der übrigen Franziskaner Heimstätte aber, die Gewänder und Hausgeräte wurden Eigentum der Stadt.

Abt Hilarius hingegen, der sich bald mit der Tochter des Bürgermeisters Heinz vermählte, konnte in der Abtei verbleiben, erhielt sogar die Verwaltung der ehemaligen Klostergüter übertragen. Und so lange führte er das Amt, bis er es — es war im Jahre 1546 — selbst niederlegte. Dann zog er ganz in die Stadt, wohnte dort in dem Hause an der Ecke von Roßmarkt und Brüderstraße (jetzt Klemms Musikalienhandlung) und starb im Jahre 1551.*) Vier Häuser bei der Stadtmauer an der Lohstraße (Seite des Leinweber-Innungshauses), die ihm als Anerkennung für seine Sorge um das Kloster vom Herzog Moritz aus dem Klosterbesitze überlassen worden waren, und die lange Zeit noch „die Abtei“ oder auch — wegen ihrer früheren Befreiung von Steuern — „die Freiheit“ hießen, hatte er schon 1544 an die Stadt verkauft. Dasselbe Entgegenkommen wie der Abt erfuhren auch die evangelisch gesinnten einstigen Mönche. Sie bekamen für die Zeit ihres Lebens im alten Kloster als Wohnung Sommerräume und eine Winterstube, zur Kleidung Rock, Hosen, Wams und Barett, dazu reichliche Kost, Bier, einen „Garten zur Lust“ usw. Zweien, die sich vorgenommen hatten, zu studieren, wurde eine Abfindung von 110 Gulden gewährt. Dem besonderen Wunsche des Landtages von 1539 aber wurde dadurch entsprochen, daß jährlich 120 Gulden von den Einkünften aus dem ehemaligen Kloster dem Rate überwiesen, das Dorf Schönau dem Peter Büttner belassen (s. S. 46), die Orte Burkhardtsdorf, Klaffenbach und Neukirchen 1543 an Wolf Hünerkopf auf Neukirchen verkauft wurden. Der Rat verwendete die 120 Gulden zum Besten der Kirche. Von der Verkaufssumme für die Dörfer aber erhielten auf Befehl des Herzogs Moritz, der bekanntlich aus dem Erlös für eingezogene Klostergüter auch die Landesschulen zu Meißen, Grimma und Schulpforta stiftete, die Städte Annaberg und Marienberg je 2000, Zschopau 1200, Ehrenfriedersdorf 200 und Glashütte 600 Gulden, damit sie davon ihre Geistlichen und Lehrer besser zu bezahlen vermöchten.

---

*) In Glösa besteht noch ein Hilariuslegat, dessen Zinsen dem Pastor dort und der Pfarre von St. Jakobi hier zufließen.

Ähnlich aber wie in Chemnitz gingen die Visitationen auch in allen Orten der Umgegend vor sich, die damals schon Kirchen besaßen. Und überall wurde nun deutsch gepredigt, erklangen deutsche Lieder, ward beim Abendmahl Brot und Wein gereicht.

Ein Kind der Stadt Chemnitz als geharnischter Feind Luthers.

Offenen Herzens nahm die Chemnitzer Bürgerschaft die lutherische Lehre an, wenn sie ihr zunächst auch nur heimlich zugetan sein durfte. Aber ein Sohn der Stadt Chemnitz, der nicht in ihr selbst lebte, wehrte sich „mit Händen und Füßen" gegen die Neuerungen, die von Wittenberg ausgingen. Es war der vorletzte Abt des Cisterzienserklosters Altenzelle bei Nossen, Paulus Bachmann oder lateinisch: Amnicola. Um das Jahr 1466 war er zu Chemnitz geboren.

Wir müssen anerkennen, daß Bachmann in der Zeit seiner Jugend fleißig gelernt und sich in den Schulen ein reiches Wissen erworben hatte. Als einer der Tüchtigsten unter seinen Genossen war er bis zum Jahre 1514 nicht weniger denn 14 mal nach dem Mutterkloster Citeaux in Frankreich entsendet worden, um vielleicht dort Rat zu erholen, Geldgeschäfte zu erledigen usw. Ebenso lobenswert wie sein emsiges Arbeiten finden wir, daß der einstige Mönch „Paulus von Kempnitz" als Abt die Besitztümer seines Klosters eifrig hütete. Aber wie er sich Luther gegenüber gebärdete, das will uns doch heute geradezu als „ein starkes Stück" erscheinen, in seiner Art nur verständlich aus dem Geiste der Zeit.

Von den Tagen an, da sich Luther in Worms vor Kaiser und Reich öffentlich fest zu seiner Lehre bekannt, bis zum Jahre 1538, in dem Bachmann gestorben sein wird, veröffentlichte der Abt eine ganze Reihe von Schriften gegen den Reformator, die schon durch ihren Titel erkennen lassen, mit welchem Feuereifer der Altenzeller Klosterherr wider die Reformation aufgetreten ist. Wir wollen nur einmal folgende nennen: 1. „Martinus Luther, wie es ein Mann sei und was er führt im Schilde, 2. Wider das wild geifernd Eberschwein Luthern, so in dem Weingarten des Herrn der Kräfte wühlet, 3. Ein Schnupftuchlein auf Luthers Geifer, und 4. Wider die Natterzungen, Hohnsprecher und Lastermäuler, so sich itzo eine Zeitlang haben herfür getan, ohne alle Scheu, jeden Stand und Grad zu lästern!"

In allen diesen und zahlreichen anderen Schriften wirkt der Abt natürlich für die Erhaltung der alten kirchlichen Zustände, verteidigt er die Verehrung von Heiligen, insbesondere des Bischofs Benno von Meißen, lobt er das Klosterleben, das Fasten, die Erteilung des Abendmahles in einerlei Gestalt, spricht er für die Beibehaltung der Messe. Aber welche Töne schlägt er in seinen Kampfesliedern zuweilen an! Luther ist ihm der Antichrist, die Lästerzunge, der Teufelsfreund und was sonst der Christenfeinde mehr sind — nichts mehr und nichts minder, alles in allem!

Ob Bachmanns Auftreten von Erfolg gekrönt war? Er war der Meinung gewesen, daß Luthers „vergiftete Lehre" so tief habe wurzeln können, weil die Gelehrten geschwiegen, die Prälaten die Abwehr versäumt hätten. So hatte er selbst den Kampf aufgenommen. Aber seine Werke sind kaum beachtet worden. Es blieb die Wirkung aus. Schließlich gab auch der Verfasser die Hoffnung auf Erfolg selbst auf. Doch tröstete er sich mit den Worten: „Ob ich gleich nicht Nutz schaff', so bezeuge ich doch meinen Eifer und übe meine Pflicht". Und dieses Mühen dürfen auch wir Evangelischen anerkennen, umsomehr, als Amnicola, unser Landsmann, von Freunden gewarnt worden war, „den starken und fast wohl geharnischten Riesen Lutherum anzutasten".

Die Chemnitzer Gegend im Bauernkriege.

Im Mai 1525 traf im Chemnitzer Rathause ein eiliges Schreiben ein. Der Rat zu Annaberg hatte es abgefaßt und bat darin seine Chemnitzer Freunde, sofort einige vornehme Herren nach Joachimsthal zu entsenden. Vielleicht wären sie imstande, Ruhe

stiften zu helfen, sonst möchte auch in anderen Städten und Dörfern „Aufstehen und Empörung" verursacht werden.

Was war dort oben im Gebirge vorgegangen? Es war, wie man weiß, um diese Zeit der sogenannte Bauernkrieg ausgebrochen. Die Bauern, die Luthers Worte „von der Freiheit eines Christenmenschen" teilweise falsch verstanden hatten, wollten von vielen Abgaben und Diensten befreit sein, die sie den Rittergutsherren, den Klöstern usw. zu leisten hatten. Sie wollten freies Holz, freie Jagd, freie Fischerei haben. Sie verlangten, ihre Prediger selbst wählen zu dürfen, und die Verkündigung des lauteren, reinen Gotteswortes ohne fremden Zusatz. Wirtschaftliche und religiöse Forderungen stellten sie demnach. Neben den Bauern zeigten sich aber auch die Bergleute unzufrieden. Ihr Streben ging u. a. dahin, den Lohn weiter bezahlt zu bekommen, wenn sie erkrankt wären, und Anteil an der Ausbeute zu gewinnen.

Da solches Verlangen nicht befriedigt ward, suchten sie ihr Ziel mit Gewalt zu erreichen. So waren die Unruhen in Joachimsthal entstanden, um deretwillen Bürger von Chemnitz durch den Annaberger Rat zu Hilfe gerufen worden waren.

Aber nicht bloß oben im Gebirge und nicht bloß bei den Knappen und Häuern wohnte die Unzufriedenheit, sondern sie hatte sich auch in den Mauern unserer eigenen Stadt und in der nächsten Nachbarschaft niedergelassen. Unausgesetzt lebte deshalb der Rat in schwerer Sorge. Umso größer ward sie, als Chemnitz auf Befehl des Antonius von Cospoth, des Amtmannes von Schellenberg und Annaberg, am 6. Mai 200 Knechte stellen sollte, die im Kampfe gegen die Bauern zu helfen hätten. Der Rat konnte sich unmöglich so vieler Mannschaften und Waffen entblößen. In diesem Sinne fiel auch zunächst seine Antwort aus. Auf besonderes Bitten ließ er sich aber doch noch bewegen, am 8. Mai 200 Mann abzuschicken.

Es ward auch Zeit. Die Unruhen hatten nirgends nachgelassen. Im Gegenteil, der Lärm ward größer. Insbesondere hetzten die beiden Marienberger Bergknappen Wolf Göftel und Andreas Ziener unter den Bauern des Erzgebirges, fertigten ihnen eine „Ordnung" und ließen sie schwören, mit ihnen zusammenzuhalten. „Lieben Leute", sprach Göftel, „wollt ihr mir beistehen, will ich bei euch bleiben, euch Ehre und Gut erwerben." Sein Vorhaben aber und das der anderen Rädelsführer ging dahin, „den Edelleuten die Sitze zu stürmen, alle Obrigkeit zu vertreiben, Wildbret und anderes frei zu haben, die Klöster zu plündern und wenn es ihnen in Grünhain, Wolkenstein und Marienberg gelungen wäre, auch nach Chemnitz zu ziehen". So war denn unsere Heimatstadt unmittelbar bedroht.

Die Ausführung der Pläne begann denn auch. 300 Bauern aus Grünhain, Zwönitz und verschiedenen Dörfern stürmten das Kloster Grünhain. In immer größeren Haufen sammelten sie sich bei Stollberg, sodaß von dort nach Zwickau zu gegen 3000 lagen. Mit Dreschflegeln, Gabeln, Stangen, Flinten bewaffnet zogen sie umher. „Welcher nicht wollte evangelisch sein, den schlugen sie zu Tode, nahmen ihm das Seine, kehrten seine Wohnung um; welcher dann wollte evangelisch sein, den verhefteten sie mit Eiden und Pflichten also festiglich, daß er bei und neben ihnen wollte Leib und Gut lassen." So ging es in der ganzen Nachbarschaft zu. Die Bauern im Amte Schellenberg hatten „ein wenig gerast". Meinersdorf und Jahnsdorf „schwärmten". Die Leute des Abtes Hilarius, die zu Rabenstein wohnten, waren durch Thomas Enke „mit bösen Worten" beredet worden, wider den Schäfer des Klosters für einen Mann zu stehen". Kurzum: von allen Seiten drohte Gefahr. Zum Glück aber lichteten sich die Wolken bald wieder. Die Gefangennahme und Hinrichtung Thomas Münzers scheint den Aufrührern doch Schrecken eingejagt zu haben. So ging auch die Drohung Göftels glücklicherweise nicht in Erfüllung, das Chemnitzer Kloster zu zerstören. Auch die Bürgerschaft selbst, deren Erhebung der Rat gefürchtet hatte, blieb ruhig.

Durch Verhandlungen wurde schließlich die Unzufriedenheit überall geschlichtet. Der Sicherheit halber jedoch legte Herzog Georg je 15 Reisige in die Ämter Wolkenstein und Schellenberg und wirkte bei den Städten Chemnitz, Annaberg und Freiberg

das Versprechen aus, wenn sich „hinfür wiederum Empörung und Aufruhr erheben würden, ihn wider die Ungehorsamen mit Hilfe und Beistand nicht zu verlassen". Glücklicherweise war die Vorsicht überflüssig. Die Ruhe ward nirgends mehr gestört, und alles bewegte sich bald wieder im alten Geleise.

Zum Lohne aber für seine „vielen, getreuen, fleißigen Dienste", die der Amtmann des Benediktinerklosters, Peter Büttner, „in den aufruhrerischen und fährlichen Zeiten" allewege geleistet, erhielt er 1527 das Gut Schönau, das jetzige Rittergut.

Chemnitz im Schmalkaldischen Kriege.

Kaum hatte Luther die Augen geschlossen, da hoben auch jene unseligen Kämpfe zwischen den Anhängern der alten und neuen Lehre an, die zu verschiedenen Malen schwere Not über das deutsche Land und auch über unsere Stadt brachten. Der erste von ihnen war der sogenannte Schmalkaldische Krieg. Evangelische oder protestantische Fürsten, an ihrer Spitze Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige und Landgraf Philipp von Hessen, hatten sich in Schmalkalden geeinigt und dort einander Treue und Hilfe gelobt. Ihnen stand der Kaiser Karl V. gegenüber, der als Bundesgenossen auch den Herzog Moritz von Sachsen gewonnen hatte. Zunächst entfaltete sich das Kriegsleben in Süddeutschland, besonders an der Donau und in Schwaben. Dort standen sich der Kaiser und Schmalkaldener Truppen gegenüber.

Als aber Herzog Moritz, dem am 27. Oktober 1546 zum Danke für seine Hilfe die sächsische Kurwürde zugesichert wurde, in Mitteldeutschland losschlug und das ganze Land seines Vetters Johann Friedrich besetzte, da lohten die Kämpfe auch in unserer Nähe auf; denn der Kurfürst war aus Süddeutschland heimgekehrt und suchte sein Land zurückzuerobern. Es gelang ihm auch bald. Ja er rückte sogar in das herzogliche Gebiet, zu dem Chemnitz gehörte, ein und griff in den ersten Monaten des Jahres 1547 die erzgebirgischen Städte, darunter Chemnitz, an.

Da begann nun die Not für unsere Vorfahren. Es zogen Kriegsvölker durch die Stadt. Um den Feinden Stützpunkte für etwaige Angriffe zu entziehen, ließ der Herzog die Johanniskirche sowie eine neuerbaute Kapelle vor dem Chemnitzer Tore, später auch die Nikolaikirche und die Kapelle beim Hospitale vor dem Klostertore abtragen. Die Tore bestellte man mit Geschützen. Jede Nacht mußte der vierte Teil der Bürger Wache halten. Als aber der Herzog sein Lager nach Freiberg verlegt hatte, berief er den Chemnitzer Bürgermeister Agricola, dessen Rat ihm wohl wertvoll erschien, zu sich. Von dort aus ermahnte nun das Stadtoberhaupt die Bewohnerschaft, ihm und dem Herzoge alles mitzuteilen, was sie über den Feind erführe, und ja die Stadt nicht leichtfertig an die Kurfürstlichen auszuliefern.

Am 7. März hatte der Rat dem Bürgermeister noch antworten können, daß bisher nichts vom Feinde zu bemerken gewesen sei; nur das hätten sie gehört, daß die Kurfürstlichen vor Zwickau lagerten, viele Sturmböcke machten und viel Leute mit Äxten zu sich forderten. Bald aber mußten die Nachrichten anders lauten. Schon am 9. März wurde dem Rate ein kurfürstliches Schreiben überreicht und darin die Übergabe der Stadt verlangt.

So lag Chemnitz zwischen zwei Feuern. Von Freiberg aus forderte der Herzog Verteidigung bis zum Äußersten; der Kurfürst aber verlangte Öffnung der Tore für seine Truppen. Was sollte die Bürgerschaft tun? Sie richtete auf der einen Seite Schreiben um Hilfe an den Herzog, klagte aber anderseits dem Kurfürsten ihre Not und ihre Armut und bat flehentlich um Schonung. Wie lauteten die Antworten? Moritz und Bürgermeister Agricola versprachen Hilfe und ermutigten zu treuem Ausharren, jetzt vor allem dem kurfürstlichen Feldherrn Thumshirn gegenüber, der eben mit 10 Fähnlein und 6 Stück Feldgeschütz in Waldenburg angelangt sei. Von Westen her aber streiften schon feindliche Reiter heran und setzten die Bewohnerschaft in Schrecken. Vor der Hand freilich erfolgte ein ernsterer Angriff nicht, weil sich der kurfürstliche Troß

unter Thumshirn erst auf Annaberg geworfen und diese Stadt wie Marienberg und Joachimsthal eingenommen hatte. Aber bald traf aus dem Lager der Kurfürstlichen wieder ein Trompeter mit der Aufforderung ein, die Stadt zu übergeben und drei der Ratsmitglieder zu Thumshirn zu schicken. Der Rat suchte die Kurfürstlichen hinzuhalten, indem er einmal antwortete, er müsse für seine Abordnung erst die schriftliche Zusicherung freien Geleites haben, indem er das andere Mal schrieb, es habe sich keiner der Ratsfreunde willens gefunden, den Weg ins Lager anzutreten. In der Tat gelang auch die List des Rates: die Feinde geduldeten sich bis Ende März. Dann aber machten sie das Wort doch zur Wahrheit, das sie einem Boten des Rates aufs Herz gebunden: „Sag ihnen, sie sollen rauf kommen, oder wir wollen kommen". Sie rückten vor die Stadt und drohten zunächst dem Rate, der unter das Tor gegangen war, durch einen Wachtmeister, die Vorstädte wegzubrennen und Feuer in die Stadt zu werfen, wenn die Stadt sich nicht ergäbe. Der Rat verspürte noch wenig Neigung, dem Ansuchen zu willfahren. Schon aber ließen sich auf dem Kaßberge Reiter und Knechte blicken, richteten Geschütze ihren Lauf gegen die Mauern. Da ging der Rat auch zu den Befehlshabern, die mit oben auf der Höhe standen und unterhandelte mit ihnen. Was blieb übrig? Hilfe war nicht zugeführt worden, Hunderte von Bürgern hatten mit dem Herzoge ziehen müssen, andere samt ihren Söhnen das Heil in der Flucht gesucht. Sollte ein aussichtsloser Kampf gewagt werden? Der Rat beantwortete die Frage mit „Nein" und übergab die Stadt den Kurfürstlichen. Am Palmsonntage, dem 3. April, zogen sie ein, besetzten die Häuser, die Tore und Türme. Sofort mußte die Bürgerschaft Johann Friedrich als ihrem neuen Herrn huldigen und mehrere tausend Gulden Kriegsgelder zahlen.

So war Chemnitz aus einer herzoglichen eine kurfürstliche Stadt geworden. Aber nur kurze Zeit konnten die Kurfürstlichen Chemnitz behaupten. Von Westen her rückten spanische Regimenter aus des Kaisers Heer vor. Agricola mahnte von Zwickau und Glauchau aus, sich wieder dem Herzoge zu übergeben, wenn die Bürger nicht um Leib und Leben kommen wollten. Sein Wunsch erfüllte sich auch; denn am 14. April wurden herzogliche Truppen Herren der Stadt. Jetzt huldigte die Stadt dem Führer dieser Scharen und damit dem alten Gebieter.

Indes noch immer waren die Unruhen nicht beendet. Verstärkt kehrten die Kurfürstlichen wieder. Und an demselben Tage, an dem die Hauptmacht des „ächterischen" Kurfürsten durch Kaiser Karl und Herzog Moritz bei Mühlberg gebrochen wurde, am 24. April, zogen hier noch einmal Teile vom Heere Johann Friedrichs ein, „nachdem 189 Kanonenschüsse vom Kaßberge herein geschehen". Es muß eine stattliche Macht gewesen sein, die sich den Zugang wieder erzwungen; denn es reichten nicht einmal die Ställe für die Pferde, sodaß manche Reiter ihre Tiere in die Kirche ziehen mußten — ein rechtes Bild des Kriegsgetriebes.

Endlich am 1. Mai, früh zwischen 3 und 4 Uhr, brach der Haufe nach Annaberg auf, nicht ohne die Stadt vor einer abermaligen Übergabe an eine herzogliche Macht gewarnt zu haben. Vergebens aber alle Worte! Schon am nächsten Tage waren Moritzens Truppen wieder da — und damit hatte der Schmalkaldische Krieg für Chemnitz ein Ende genommen. Nur 16 Bürger, die wahrscheinlich dem Kurfürsten zugeneigt hatten, mußten noch ein schweres Gericht über sich ergehen lassen. Sie wurden z. T. auf länger als ein Jahr ins Gefängnis gesperrt, ihre Güter mit Beschlag belegt.

Wie es aber in den Straßen ausgesehen haben mag, das beleuchtet der einzige Satz aus einem geschriebenen Jahrbuche genugsam: „In unserer Stadt war alles so verwildert, daß man auf dem Markt Leinewand hat bleichen können".

Kurfürst August — auch der Chemnitzer Gegend ein sorglicher Vater.

Wohl keinem Fürsten, der in den älteren Zeiten über das Sachsenland geherrscht, hat das Volk ein so treues Andenken bewahrt, wie dem Kurfürsten August, dessen

Regierungszeit in die Jahre 1553 bis 1586 fällt. Der Ehrenname „Vater“, den ihm die dankbare Nachwelt verliehen, lebt ja heute noch fort und kennzeichnet kurz, aber treffend das Walten des hohen Herrn. Und in der Tat! Wie das Oberhaupt der Familie treulich die Geschicke all der Seinen beobachtet und durch Rat und Hilfe zum Besten zu wenden sucht, so schaute Kurfürst Augusts Auge in alle Ecken des Staatsgebäudes, um Verbesserungen durchzuführen und Schäden zu beseitigen. Überall griff er mit ordnender Hand ein, das Wohl des Landes und der Untertanen zu sichern und zu fördern.

Solcher Treue und Umsicht, die sich bis auf das Kleinste erstreckte, sollte auch unser Chemnitz und seine Umgebung auf die verschiedenste Weise inne werden.

Noch gar nicht lange stand August an der Spitze des Landes, da flossen ihm aus der getreuen Stadt Chemnitz Klagen darüber zu, daß die Dörfler die alten, wohlverbrieften Rechte der Stadt nicht genugsam achteten, daß sie sich unterständen, Handwerk und Gewerbe zu treiben und ihre Erzeugnisse an Leinwand, Bier, Gerätschaften usw. nicht nur im eigenen Haushalte und Orte zu verwenden, sondern auch feilzubieten und zu verhandeln. Tatkräftig trat da der Kurfürst auf die Seite der Stadt und ließ 1555 in dem sogenannten Grimmischen Vertrage festlegen, was ihr und was den Landorten zukomme. „Wolf Hünerkopf auf Neukirchen soll fortan seine Brauerei nur für sein Haus halten und kein Bier verkaufen: in seinen Dörfern Neukirchen und Klaffenbach sollen 2 Leinweber sitzen dürfen, doch ist ihnen nur erlaubt, gegen Lohn zu arbeiten. Die 2 Töpfer in Niederlichtenau und der zu Wiesa sollen ihr Handwerk Zeit ihres Lebens noch treiben, doch nach ihrem Tode darf kein anderer zugelassen werden.“

So und ähnlich entschied für viele Ortschaften der Kurfürst. Ähnlichen Spruch fällte er im Jahre 1568, als von Dörfern und Städten der Umgegend Leinwand, Drillich usw. nicht nach Chemnitz zur Bleiche gebracht, sondern in rohem Zustande oder gefärbt ausgeführt worden war. Was hätte aus der Stadt Chemnitz auch werden sollen, wenn sie genötigt gewesen wäre, solche Übergriffe ruhig zu ertragen? Und litt nicht auch die Staatskasse Schaden, wenn die Chemnitzer Bürger infolge geringeren Verdienstes nicht mehr fähig waren, die Steuern in der alten Höhe aufzubringen?

Dieselben Gedanken waren es auch sonst, die des Fürsten Tun hervorragend beeinflußten. August war Volks- und Staatswirt durch und durch. Oder zielte nicht auf Hebung der Wohlfahrt seiner Chemnitzer Bürger die Aufforderung ab, zur Verbesserung der Barchentweberei und des Barchenthandels Weber aus Augsburg herbeizurufen? Schirmte der Landesherr nicht das Fortkommen seiner Untertanen, wenn er 1581 verbot, daß Aufkäufer im Lande herumfuhren und nicht für sächsische, sondern für Augsburgische und Nürnberger Händler die beste Wolle aufkauften, sodaß für die Tuchmacher von Chemnitz — und anderen Orten — nur die schlechte, „untüchtige“ übrigbliebe?

Und welche Aufmerksamkeit wendete der Kurfürst den sonstigen Zweigen der Staatsverwaltung in unserer Pflege zu!

1564 erwarb er die Herrschaft Stollberg, zu der u. a. die Dörfer Meinersdorf, Gornsdorf, Thalheim, Auerbach, Hormersdorf gehörten, aus den Händen der Herren von Schönberg.

Der Zustand des Schlosses Chemnitz und der Vieh- und Feldwirtschaft daselbst bildete ihm einen Gegenstand fortgesetzter Sorge. Bald ließ er durch „verständige Männer“ die Wiesen, Felder, Teiche, den Steinbruch, die Obstgärten, das Röhrwasser, die Schäferei besichtigen und ihren Wert feststellen, um die Pachtsumme genau bemessen zu können. Dann wieder hieß er Berechnungen darüber aufnehmen, für welche Summe das Vorwerk vorteilhaft verkauft werden könnte. Gleiche Nachricht ist uns über die Güter Rabenstein und Lichtenwalde überliefert.

Aber damit nicht genug! „Probieren geht über Studieren“, meinte der Kurfürst. So verpachtete er einmal die Besitzungen, dann wieder ließ er sie selbst bewirtschaften, um genau zu erfahren, auf welche Weise der größte Ertrag zu erzielen sei. Ließ der

Kurfürst aber eigene Wirtschaft unter der Aufsicht besonderer „Befehlshaber“ treiben, dann kümmerte er sich gleich Kaiser Karl dem Großen auch um die kleinsten Kleinigkeiten. Ob die Gebäude in Ordnung, ob die Wildzäune bei Lichtenwalde und Augustusburg in gutem Zustande seien, wieviel Schafe in Chemnitz, in Rabenstein, in Stollberg verkauft werden könnten, das alles wollte er genau wissen. Als er 1569 erfahren, daß „auf dem Rabenstein mit unrichtiger Bestellung der Äcker sehr übel hausgehalten wurde“, da erging sofort Befehl an den Vorwerksverwalter Friedrich von der Ölsnitz, Bericht zu erstatten. Dann wieder ordnete er an, die Wolle, die in Rabenstein gewonnen werde, nach Dresden zu schicken. Ein andermal sendete der Kurfürst frische Tiere für die Schäfereien, um den Wollertrag zu bessern. Die Teiche in den Ämtern Chemnitz und Lichtenwalde, zusammen 59, stellte er unter besondere Aufsicht. Wie er auf die Hebung des Obstbaues bedacht war, das erkennt man daraus, daß er dem Pächter des Vorwerkes Lichtenwalde auftrug, in den Obstgärten junge Stämme zu setzen und der Bäume fleißig zu warten. Bei Augustusburg wieder ließ er Wachholdersamen in großen Mengen nach einer Weise säen, die der Bischof von Speier der Kurfürstin anempfohlen hatte. Vielleicht, daß er dadurch Holz gewinnen wollte, um später daraus in seiner Werkstatt auf dem Schlosse Drechslerarbeiten herzustellen. Als liebes Andenken nahmen befreundete Fürsten dann die Wachholder-„Jagdpfeiflein“ mit von dannen. Was könnte die Augustusburg auch sonst noch alles vom sorglichen Walten ihres „Vaters“ erzählen! Wie er da gesessen und gerechnet, ob Voranschlag und Ausgaben für das Hoflager stimmten — die jetzt so stillen Räume haben es gesehen. Sie sind Zeuge geworden, wie der Kurfürst in den Kaminen versuchen ließ, ob sich die Steinkohlen, die aus den Burgker Werken herbeigefahren wurden, zur Feuerung eigneten. Dann wieder vernahmen sie die Berichte davon, wie es gelungen sei, von einem befreundeten Fürsten eine neue Fischart, rote Urfen, zu erlangen, wieviel Schwierigkeiten aber ihre Pflege dem Fischmeister bereitet.

Überall spürten die Untertanen das Wirken des Kurfürsten. Zu besonderem Danke aber verpflichtete er sich Land und Stadt im Bezirke Chemnitz, als er ihnen zur Zeit der Hungersnot von dem Getreidevorrate zu Zwickau „eine ziemliche Notdurft“ an Korn und Hafer, jeden Scheffel um 2 Groschen (10 %) wohlfeiler als auf dem Markte, abließ. Von neuem erkannten Bürger und Bauern, daß ihr „gestrenger Herr“ doch ein milder Vater sei. Freudig brachten ihm daher bei der Einkehr die Chemnitzer eine Spende Wein zur Verehrung dar, hießen sie ihn zu ihrem großen Schützenfeste von 1556 willkommen.

Kurfürst August kommt zum Vogelschießen nach Chemnitz.

„Lieben Getreuen! Euch ist bewußt, was für ein ehrliche Kurzweil und Übung unsere getreuen Städt mit Anrichtung und Haltung eines gemeinen Schießens unter einander angefangen und zum Teil gehalten. Weil dann die Ordnung nunmehr fast an Euch sein würde, so begehren wir gnädig, Ihr wollet uns berichten, ob Ihr dazu gefaßt seid oder wie bald Ihr Euch allerding hierzu geschickt machen könnet. Alsdann wollen wir Euch Zeit ernennen, wann wir desselben abwarten und eigner Person besuchen mögen. Daran tut Ihr unseren gefälligen Willen und Meinung.

Datum Dresden den 7. Mai Anno 1556.“

Also hatte der Kurfürst August der Stadt Chemnitz seinen Besuch zum Vogelschießen angekündigt.

Sofort setzte der Rat die Gesellschaft der Armbruster in Kenntnis, denn sie mußte das Fest veranstalten helfen. Da rührten sich bald die Hände allüberall. Wo sich am Bogen der Armbrüste, an ihrem Schlosse, ihrer Säule ein Schaden zeigte, da ward er ausgebessert. Gegen den Abend hin und am Sonntage eilten die Glieder der Schützengilde hinaus auf den Anger und übten sich in ihrem Werke. Ein Vorschießen, eine Art Probe, wurde abgehalten. Paul Bidermann lief zum Bildschnitzer Elias Peßler in Freiberg

und bestellte die Adler. Sigemund Wolf, der Schriftenwart, faßte den Schützenbrief ab, der an die Gesellen der benachbarten Städte erging, „neben anderen Herren und guten Freunden herbeizukommen und in freudigem Gemüte die vorgenommene Kurzweil des Schießens vollenden zu helfen". Drei Boten trugen die Einladung ringsum. Der Rat ließ den Keller unter dem Rathause mit rheinischem Weine füllen, beschaffte 7 Schock Bier- und 2 Schock Weingläser, dazu Teller und Schüsseln und was sonst bei frohem Feste an Tafelgezeug erforderlich ist. Den Bruder des Richters von Einsiedel und Wolf Kleingorge zur Pockau beauftragte er mit der Lieferung von grünen und dürren Forellen. Eilend mußte vor dem Hause der Frau Stadtschreiberin, das zur Wohnung des Kurfürsten ausersehen worden war, das Straßenpflaster ausgebessert werden. Die Schneider führten in ihrer Werkstätte mit flinker Hand die Nadel, um für 12 junge Bürger, welche der Rat als Trabanten bestimmt hatte, die gelb und schwarz gestreiften Prunkkleider fertigzustellen. Den Schützen nähten sie neue Wamse mit bunten Einsätzen. Auf dem Anger steckten die Zimmerleute die Schranken ab und richteten Holzplanken und Bretterzelte auf. Alles bestrich der Maler mit bunten, frischen Farben.

So nahte der 14. September, den der Landesherr auf des Rates Antwort hin als Tag seiner Ankunft hatte melden lassen. Freudig erwartet zog Kurfürst August auf festlich geschmücktem Rosse*) durch das Johannistor ein, Hans und Wolf von Lindenau, Christof von der Planitz, Georg von Schönberg, Hans Casper von Rurleben (?), Jochim von Seckendorf und Georg von Federerz samt Dienerschaft in seinem Gefolge. Auch den Hofnarren hatte er nicht daheim gelassen.

Kaum hatte sich der Gast erfrischt, so ging es dem Anger zu. Durch das Klostertor und die Klosterstraße erreichte er ihn, hinter ihm her die Jugend der Stadt und neugieriges Volk.

Ist das ein Gewimmel auf dem grünen Plane! Die ganze Stadt und ihre Umgebung hat sich versammelt, den jungen Herrn zu schauen. Aber heute gewahrt das Auge hier auch noch fremder Gestalten viele. Aus Dresden, Freiberg, Leipzig, Halle, Pegau, Oschatz, Großenhain, Meißen, Pirna, Annaberg, Marienberg, Schneeberg, Joachimsthal, Zwickau, Ehrenfriedersdorf, Frankenberg, Öderan, Mittweida, Weißenfels, Altenburg, Torgau, Mansfeld, Erfurt sind die besten Schützen herbeigekommen und schon vor einer Stunde im Zuge nach dem Anger gewallt. Malerische Trachten wogen durcheinander. Fröhliches Lachen, lautes Begrüßen ertönt allüberall. Da auf einmal Stille in den Reihen und Gruppen! Und nun wieder ein lautes Rufen mit Heil und Hoch: der Kurfürst ist da. Vor dem „Fürstenhause" hält er. Die Trabanten eilen auf und nieder, dem hohen Gaste und seinen Begleitern aufzuwarten. Baltzer Drux und Blasius Salomon aber, die Sänger aus Freiberg, huldigen ihm in ihren Weisen.

Und nun setzt das frohe Treiben wieder ein, beginnt das Spiel der Waffen. Die Armbrüste sind geprüft, die Bolzen mit dem Namen ihrer Besitzer versehen. Der Kurfürst tritt in die Menge. Auf des ehrbaren Rates Geheiß haben die Zimmerleute sogenannte Viertel, Abteilungen oder Stände, eingerichtet und durch Farben von einander abgehoben. Das gelbe und schwarze, das rote und weiße, das grüne und braune unterscheidet man. Überall versucht der hohe Gast sein Glück. Und siehe da: sieben Zweckschüsse oder Treffer an den Scheiben sind der Erfolg, während Sebastian Hofer, der nächstbeste Schütze, ihrer nur 6 erreicht. Einen Becher darf der Kurfürst als Verehrung des Rates mit davon nehmen. Dann geht's hinüber nach jener hohen Stange, auf der ein Korb mit einem Hahne thront. Hier klimmen die Knaben am Kletterbaume empor, um sich den Preis aus seinem Käfige zu holen. Fröhlichen Angesichts schaut der Kurfürst auf ihr Mühen, scherzt er mit den Zaghaften, lobt er die Mutigen. Nun wendet er sich dem Kegelschub zu, der sich nach Norden zieht. Hier hat sich die junge Welt versammelt und läßt die Kugeln über die sandige Bahn rollen. Ein Hallo da!

---

*) Ausstattung s. Bilder vom Fürstenzug am Dresdner Schlosse.

Der ganze Stand der Kegel liegt zur Erde. Michel Klahr hat das Meisterstück vollbracht und die höchste Zahl im Spiel erlangt. Sein ist denn auch der Preis: einen Ochsen kann er als Ehrenlohn für seine Tat davonführen. Ein anderer empfängt einen Bock, der dritte ein Schöps. Drüben wieder ist ein Wettlaufen zu sehen. Auch ihm schreitet der Fürst zu.

Nun aber einmal Halt in dem Umgange, denn die Stadt hat ihren Landesherrn und die Schützengäste zum Ehrenmahle geladen! „Es geht hoch her.“ Nichts ist da gespart, was an Leckerbissen aufzutreiben gewesen. Kapaunen und Gänse, Hühner und „grobe Vögel“, Forellen, Karpfen, Hechte, Schmerlen und Krebse haben schockweise ihr Leben lassen müssen. Ochsenzungen, Schwein- und Hammelbraten duften auf den Tischen. Rehe hat der Herr von Harras zu Lichtenwalde geschickt. Auer- und Haselhuhn locken zum Kosten. Und auch an köstlichen Beigaben fehlt es nicht. Marzipan, Konfekt (Zuckerwerk) und Pfefferkuchen, vom Apotheker geliefert, liegen auf, Weinbeeren und „Limonien“ (Apfelsinen) winken von den Schalen. Die Gläser aber füllen sich wieder und wieder mit blinkendem Rheinwein, mit Freiberger und Kempnitzer Bier. Und dazu Musik, von „fremden Spielleuten“ und den beiden Sackpfeifern Gorge Kurschner und seinem Gesell aus Wolkenburg geboten! Es ist ein Fest, wie es die Stadt noch nicht gesehen.

Wohl erst am andern Tage wird das Schießen fortgesetzt. Mit den Schützen von Leipzig, Freiberg und Chemnitz ringt der Kurfürst um eine silberne Flasche, die den Rat nicht weniger als 8 Schock 24 Groschen gekostet hat. Unterdes entwickelt sich auf dem Platze von neuem ein lustiges Treiben. Schützen und Zuschauer fluten hin und her. Die Pfeifer, Sänger und Spielleute lassen sich hören. Pritschmeister und Hofnarr schütten ihre Spottreden über schlechte Schützen aus. Auch der Kurfürst bleibt nicht verschont, wenn er einen „Weitschuß“ getan, wenn der Bolzen an den Rand der Scheibe geirrt ist. Noch aber thront der Hauptvogel auf der Stange oben. Scharf verfolgen die Siebener, bestehend aus Christof von der Planitz, Bürgermeister Wolf Straub, Geleitsmann Hans Arnold und je einem Schützen aus Zwickau, Leipzig, Freiberg und Dresden, auch heute jeden Schuß, denn sie haben auf Ordnung und Recht zu sehen. Span um Span fällt zur Erde. Auch Szepter und Krone sind errungen. Aber der Rumpf, das Hauptstück, will nicht weichen. Bolzen auf Bolzen prallt an ihm ab. Immer mehr der Zuschauer versammeln sich. Schuß folgt auf Schuß. Die Viertelstunden verrinnen. Schon macht sich vereinzelt die Meinung geltend, daß heute die Entscheidung nicht herbeigeführt werden könne. Da — ein Rufen durch die Reihen, ein Blick aller nach der Stange: sie ist leer, der Körper des Vogels zu Boden gestürzt. Und nun ertönt aus der Nähe des „Fürstenhauses“ und immer weiter ein lautes Jubeln: „Hoch Herr Augustus, Kurfürst und Herzog“; denn er ist der glückliche Schütze gewesen. So ist der Kampf geendet. Dem Kurfürsten selbst gehört der wertvolle vergoldete Credenzer (Becher), den er als Ehrengabe für den Vogelkönig mitgebracht und gestiftet hat. Mit geringeren Auszeichnungen, mit kleinen Bechern, mit Geld, mit Hosentüchern usw. ziehen die



übrigen guten Schützen heimwärts. Aber auch der schlechteste soll nicht ohne Lohn bleiben. Unter dem Gewitzel des Pritschmeisters und dem Lachen der Schützenfreunde wird ihm „die Sau" zu teil, die vom Rate um 42 Groschen erkauft worden ist. So erhielt der unglücklichste Schütze unverdienten Lohn, wodurch er Anlaß zu der heute noch bräuchlichen Redensart gab: „Der hat Schwein gehabt".

Für die Bürgerschaft von Chemnitz lieferte das große Schießen, das der Stadt 537 Schock Groschen gekostet hatte*), noch lange Gesprächsstoff. Zur dauernden Erinnerung an das Fest und an die ganze Regierungszeit des Kurfürsten August errichtete sogar die Schützengesellschaft 1856 am ehemaligen Anger, schräg vor dem Gasthause zur Linde, ein Denkmal mit den Inschriften: „Dem Churfürsten Vater August die noch heute dankbare Stadt Chemnitz" und: „1556 den 14. September nahm Churfürst August von Sachsen an dieser Stelle an dem Festschießen der Bruchschützen Theil. Zur Erinnerung daran und an die großen Verdienste dieses Fürsten um die Stadt Chemnitz ward dieses Denkmal gegründet den 27. August 1856."

Die Leidenszeit des 30jährigen Krieges.

a. Der Krieg naht.

Im Jahre 1618 hatte auf böhmischem Gebiete der Krieg angehoben, den wir als den 30jährigen zu benennen pflegen. Gleichsam, um den Einwohnern unserer Heimat noch Muße zu gönnen, sich auf die kommenden schweren Schicksalsschläge vorzubereiten, hielt sich der Kampf lange Zeit noch fern von unserem Gau. 12, 13 Jahre hindurch war vom Kriege selbst und seinen Schrecknissen in Chemnitz kaum etwas zu spüren.

Wie zu Friedenszeiten konnten das alte Rathaus und die Jakobikirche, die beide 1617 zum kalten Jahrmarkt abgebrannt waren, erneuert, konnte die große Glocke auf das Gotteshaus gebracht werden. Ungestört setzte der Schieferdecker den Wetterhahn auf das Dach der Kirche, den Knopf auf den Rathausturm. Noch 1627 und 1630 hielt der Kurfürst Johann Georg I. mit seiner Gemahlin in unserem Schlosse mehrtägige Jagdlager ab. Noch spielte bei Männern und Frauen die Ausschmückung der Kleider eine große Rolle, fand der Rat 1628 Zeit, eine eingehende Kleiderordnung zu erlassen, die genau nach dem Stande der Bewohner abstufte, welchen Stoffes und welcher Verzierungen sich jedes bedienen durfte. Drei Tage hindurch feierten die Bürgersleute im Juni 1630 in der blumengeschmückten Jakobikirche das Jubelfest des Augsburgischen Bekenntnisses, das 100 Jahre vorher abgefaßt worden war. Kein Feind störte, was begonnen ward.

Und doch fehlten die Anzeichen dafür nicht ganz, daß jenseits des Erzgebirges schwere Zeiten für die Evangelischen herrschten. Das Eintreffen von Flüchtlingen war es zunächst, das an den Krieg erinnerte. Männer und Frauen, die um ihres Glaubens willen von Haus und Hof vertrieben worden waren, stellten sich ein und wurden in Chemnitz wie in anderen Orten fürsorglich mit Gaben verschiedenster Art bedacht. So groß wurden die Ausgaben für diesen Zweck, daß 1626 geklagt werden mußte, es sei das Vermögen des Gemeinen Kastens, einer Art Armenkasse, sehr erschöpft. Da kamen: „ein armer Pfarr, so der Feind seines Amtes entsetzet", „ein krankes Weib, das aus seinem Häuslein verjaget", „drei Studenten, so um der Lehre Luthers willen die Schule verlassen" usw. Viele der Vertriebenen haben sich in Sachsen, besonders im oberen Erzgebirge, niedergelassen, sodaß dort ganz neue Orte entstanden oder alte an Volkszahl wesentlich gewannen. Ein solches Maß nahmen in unserer Gegend die Zuwanderungen nicht an. Aber doch blieb so mancher der Unglücklichen hier. Gerade von Personen vornehmen Standes wissen wir, daß sie sich in oder bei Chemnitz seßhaft gemacht haben. So erhielt Rabenstein den Pfarrer Martin Löscher aus Schlackenwald. In Frankenberg wanderte aus Böhmen als Geistlicher Michael Macht ein. Chemnitz selbst aber

*) Um die Höhe der Summe ermessen zu können, hat man zu bedenken, daß 1556 z. B. ein junges Huhn noch nicht 1 Gr., eine Gans nicht ganz 4 Gr., der Scheffel Korn 21 Gr. kostete.

erhielt 1627 einen Schulrektor, der sich flüchtigen Fußes aus Österreich hatte wenden müssen. Adam Andreä war sein Name.

Viel eindringlicher aber machte sich der Einfluß des Krieges bei uns bemerkbar in dem beständigen Rückgange des Geldwertes und in der Ausprägung von geringwertigen Silbermünzen, des sogenannten Kippergeldes, das um 1621 teilweise sogar in unserer Stadt, in der Klostermühle, geprägt wurde. Eine schwere Teuerung hing mit dem Münzunwesen zusammen. 36 Gulden leichter Münze kostete der Scheffel Weizen, 32 Gulden ein Scheffel Roggen, über einen Gulden ein Pfund Schweinefleisch.

Dann und wann erinnerte auch das Ausrücken von Defensionern, Soldtruppen, an den Ernst der Zeit. Eindrucksvoller aber wirkte auf die Bewohner von Chemnitz eine Himmelserscheinung ein, die am 25. Januar 1630 zu sehen war. Von abend 8 bis morgens früh zogen am Himmel hin feurige, blutrote Schreckgestalten, wie Kriegsheere anzuschauen, die mit einander stritten. Das waren nach dem Glauben jener Tage die sichersten Anzeichen für Kampf und Blutvergießen.

Uns erscheint es, daß ernstere Vorboten jene 10 Fähnlein Tillyschen Fußvolkes bedeuteten, die am 14. September 1631 hier durchzogen. Bald, vom Jahre 1632 ab, sollten die Chemnitzer mehr erfahren.

b. Holcks erster Plünderungszug.

Als Kurfürst Johann Georg 1632 mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf einen Bund geschlossen und seinen Feldherrn Arnim in das kaiserliche Schlesien entsandt hatte, da ward Wallensteins Grimm auf das Höchste erregt. Als Antwort auf die Entschlüsse des sächsischen Kurfürsten schickte er — er weilte damals im Lager bei Nürnberg — sofort seinen Feldherrn Holck zum Rachezug nach Sachsen. Mit „Plündern, Brennen, Viehwegtreiben und sonsten“ sollte er das Land verderben und dadurch den Kurfürsten anderen Sinnes machen. Wohl war Holck allen unnötigen Bedrückungen abhold; aber der Befehl des „Generalissimus“ mußte ausgeführt werden. Dazu kam, daß Holck seiner Scharen nicht immer Herr werden konnte. So zogen sie brennend und raubend von Hof her durch unser Vaterland und näherten sich Chemnitz.

Schon am 10. August erhielt der Oberjägermeister Heinrich von Carlowitz auf Rabenstein durch eilende Boten Nachricht vom Anrücken des Feindes. Sofort sandte er nach allen umliegenden Ämtern, um alles waffenfähige Volk aufzubieten und nach Chemnitz zu bescheiden. Dann eilte er selbst nach der Stadt herein, die Verteidigung vorzubereiten. Aber überall stieß er auf schwere Mängel. Von den sogenannten Defensionern war ein großer Teil entlaufen. Die Bürgerschaft lag im Streite. Es fehlte an Mehl, Fleisch und anderem Vorrate, an schwerem Geschütz und guten Handwaffen. Die Mauern und Tore waren nicht in tadellosem Zustande. Das Erste, was Carlowitz tat, war, daß er durch Trommelschlag die Bürgerschaft zusammenrufen ließ und ihr streng befahl, sich bei einem Angriffe ritterlich und mannhaft zu wehren und ihre Vaterstadt „bis auf das Blut“ zu verteidigen. Dann schritt er die ganze Nacht hindurch mit den Befehlshabern die Mauer entlang von Tor zu Tor und stieg hinauf auf die Wehrgänge und Turmböden, um die Sorgfalt der Wächter zu prüfen Im ganzen sah er der Zukunft mit Bangen entgegen. Dazu trafen wieder Schreckensbotschaften ein. Lichtenstein und Lugau, hieß es, seien von den Kaiserlichen ganz und gar geplündert. Eine Rotte hatte am 15. August Erdmannsdorf ausgeraubt, bei Schellenberg dem Weibe des Wildmeisters einen silbernen Gürtel und Ringe abgenommen. Immer größer ward die Angst der Bevölkerung. Und sie hatte Grund dazu! Denn noch eher, als sie wohl ahnte, zeigten sich die ersten feindlichen Truppen.

Es war am 16. August früh 6 Uhr, als auf den Altchemnitzer Feldern 8—10 Kompagnien Fußvolk und 300 Reiter auftauchten. Fast eine Stunde verhielten sie sich dort. Dann rückten sie über die Zschopauer Straße und Gablenz nach den Herrenteichen zu (s. S. 71), wo sie rasteten. Bange Stunden verlebten indes die Bewohner der Stadt. Eine solche Angst bemächtigte sich vieler, daß sie eiligst zusammenpackten, was

sie erraffen konnten und damit in die Wälder flüchteten. Allein ihr Los ward nicht besser. Die gierig nach Beute ausspähenden Soldaten stöberten die Flüchtlinge bald auf und plünderten sie aus. Da war glimpflicher davongekommen, wer in der Stadt ausgeharrt hatte; denn die Feinde griffen nicht an, sondern brachen nach Lichtenwalde zu auf, wo sie besonders den Amtsschösser Günther hart ängsteten.

Nur zwei Tage später sollte die Stadt Augenzeuge schlimmerer Vorgänge werden. In der Nacht zum 18. August lohte in Markersdorf, Helbersdorf und Kappel Feuerschein auf. Feindliche Reiterscharen hatten dort Häuser und Bauerngüter angezündet. Am Morgen des 18. August aber erschienen sie in den Vorstädten von Chemnitz selbst und begannen nun auch hier ihr grausames Handwerk. Bald schlugen die Flammen zum Himmel empor. Mehrere Vorwerke, die Nikolaikirche, die Nikolaischule, die Mühle und die Scharfrichterei wurden in Schutt und Asche verwandelt. In Altchemnitz entgingen nur 5 oder 6 Häuser gleichem Schicksale. Wilder Ingrimm bemächtigte sich der Bewohner ob solcher Gewalttaten. „Den Feind vertreiben, Rache nehmen", hieß es in der Stadt. Da rottete sich ein Haufe von 150 Bürgern zusammen und stürmte aus dem Johannistore gegen die Reiter, die dorthin geschwenkt waren. Aber die Kühnheit kam ihnen teuer zu stehen. 14 Chemnitzer Bürger bezahlten das Wagnis mit dem Leben, blutige Köpfe trugen andere davon, während eine dritte Gruppe gefangen genommen wurde. Immer größer ward die Sorge. Der Wald, das freie Feld, das einsame Dorf schien den Ängstlichsten größere Sicherheit zu bieten als die mauerbewehrte Stadt. So suchten sie ihr Heil in der Flucht. Mitten in der Nacht fuhren Wagen, bepackt mit der Habe der Flüchtigen, besetzt mit klagenden Weibern und Kindern, zum Tore hinaus. Voran zogen die Adligen der Umgegend, die erst vor wenig Tagen in Chemnitz ihre Zuflucht gesucht hatten. Auch der Amtsschösser Drechsler schloß sich, von dem allgemeinen Schrecken ergriffen, an. Wahrscheinlich hat aber auch der Herr von Carlowitz in jener Nacht die Stadt verlassen, denn nichts ist mehr von seiner Tätigkeit hier zu hören. Niemand hoffte mehr, alles fürchtete nur.

Es vergingen ein paar Tage in Ruhe. Dann erschienen schon wieder kaiserliche Truppen. Sie standen unter dem Obersten Buttler, wandelten aber ganz in den Spuren ihrer Vorgänger. In den Vorstädten setzten sie sich fest und steckten Scheunen und Vorwerke, dazu über 30 Häuser in Brand. Unter den Gebäuden war die Schenke in der Niklasgasse, der heutige Goldene Löwe. An Plündern und sonstigen Grausamkeiten ließen es die Soldaten dabei nicht fehlen. So wurde der Sohn eines Bürgers vor dem Klostertore erschossen, wurden fliehende Bewohner gemißhandelt oder niedergestochen. Schon begehrte Buttler mit seinen Truppen Einlaß in die Stadt. Die beiden Bürgermeister Pfeifer und Horn mußten zu ihm vor das Johannistor kommen. Aber sie wollten sich nicht so rasch entschließen. Und damit hatten sie das Rechte getroffen; denn eben nahte von Freiberg her ein kurfürstlicher Hauptmann mit Hilfstruppen. Wieder entspann sich — es war am 23. August — in der Johannisvorstadt ein hitziges Gefecht. Aber diesmal verloren die Kaiserlichen. Die meisten der Reiter wurden niedergemacht. Die übrigen verzogen sich in die Dörfer und raubten, was sie da noch fanden.

In jenen Tagen war es, als die fremden Horden mehrmals in die Augustusburg eindrangen, Kisten und Kasten zerschlugen, die 5 Bären im Zwinger erschossen, den Kirchenschmuck stahlen, den Amtsschösser Maier fortführten, sein Tochterkind vier Tage lang peinigten; als in Flöha Bewohner erstochen und Häuser und Höfe angezündet wurden. Damals wurden in Burkhardtsdorf 4 Männer „von den Feinden ümbbracht", verschwanden dort 5 Personen, wurde in Kemtau ein Bauer erschossen. Ungefähr in dieselbe Zeit gehört die bewegte Schilderung von der Plünderung des Schlosses Hoheneck: 300 Reiter sprengten hinauf, rissen die Schläge vor der Brücke weg, zertrümmerten das Schloßtor und drangen in alle Räume. Einige richteten sich so häuslich wie nur möglich ein, schlachteten, brieten und ließen sich's schmecken. An Widerstand gegen die wilde Schar war gar nicht zu denken. Fast alle Bewohner Stollbergs und der benachbarten Dörfer hatten sich in die Wälder geflüchtet. Hier führten sie ein Leben in

Sorge und Kummer. In den Einöden sogar wurden sie von den überallhin streifenden Reitern mit großem Geschrei von Spürhunden aufgescheucht und „herfürgebracht“.

Für Chemnitz gestaltete sich die Lage noch bedrohlicher, als einen Monat später Holck selbst zur Belagerung verschritt. Rings um die Stadt, beim Ratsteiche, bei der Scheibe, an der niedergebrannten Kavillerei und zwischen der Zschopauer Straße und Gablenz ließ er seine Mannen Fuß fassen. Er selbst bezog mit 100 Reitern das Schloß, in dem Türen und Tore, Öfen und Gerätschaften zerstört wurden. Einige Male ließ er die Stadt nun zur Übergabe auffordern. Aber vergebens. Da gab es kein Zögern. Er erteilte Befehl zum Angriff. Dragoner machten am 27. September den Anfang, indem sie das Johannistor bestürmten. Allein sie wurden anders empfangen, als sie sich's gedacht haben mochten. Die kurfürstliche Besatzung und die Bürger eröffneten von der Mauer herab ein so scharfes Feuer, daß die Angreifer bald das Weite suchen mußten. Holck ließ sich indessen nicht abschrecken. Es wurden die Geschütze auf den Kaßberg befördert, und als Mitternacht vorüber war, dröhnte von dort oben gewaltiger Kanonendonner. Weit über 100 Kugeln flogen in die Stadt und schlugen in die Häuser. Ein Knabe, der sich im Zwinger aufgehalten hatte, wurde getötet. Bis 8 Uhr am Morgen hielt die Beschießung an. Dann schwiegen auf einmal die Kanonen. Ein Trompeter erschien an der Mauer und überbrachte ein Schreiben Holcks. Die Stadt sollte sich ergeben; anders würde ihr der Garaus gemacht werden; schon sei Gallas mit 10 Regimentern vor Zwickau angelangt.



Die Stadt wird zur Übergabe aufgefordert.

So bedrohlich der Ton des Schreibens aber lautete — der Rat willigte nicht in die Übergabe. Da begann das Schießen von neuem. Aber noch ein anderes Mittel wendete Holck jetzt gegen die hartnäckige Stadt an: seine Soldaten schnitten Röhrwässer ab. Da wurden die Bürger verzagt. Sie gingen zum kurfürstlichen Hauptmann Rabiel und baten ihn, sich zu einem billigen Vergleiche zu verstehen. Lange weigerte er sich. Endlich aber gab er nach. Die Belagerer wurden in Kenntnis gesetzt. Da der Vertrag beiderseitig Zustimmung fand, erfolgte bald die Übergabe.

Ganz und gar nicht im Einklange mit den milden Übergabebedingungen stand aber das weitere Verhalten Holcks. Er verlangte sofort 11000 Taler Kriegsgeld. Kein Weigern und kein Bitten half. Es mußte geschafft werden. 1800 Taler allein schoß der Hauptmann von Vitzthum vor, ein Teil aber wurde in goldenem und silbernem Geschmeide bezahlt. Da gab es manches Wehklagen in der Bürgerschaft.

Endlich nahte die Stunde der Erlösung, denn am 11. Oktober verließen die Truppen, die unter Holcks Befehl standen, die Stadt. Wenn sich nur nicht so bald Ersatz gefunden hätte und Holck nicht selbst im nächsten Jahre wiedergekommen wäre!

c. Wallenstein und sein Heer in Chemnitz.

Das Jahr 1632 brachte die Stadt Chemnitz und ihre Nachbarschaft aber noch einmal in schwere Not. Es war, als Albrecht Wallenstein, der Friedländer, am 16. November bei Lützen durch Gustav Adolf eine schwere Niederlage erlitten hatte und nun den Rückzug nach Böhmen antrat. Schon in den Wochen vorher war die Stadt nicht zur Ruhe gekommen. Erst am 15. November hatten Soldaten den Ratskeller zwischen Kirche und Glockenturm erbrochen und den Wein teils ausgetrunken, teils davongeschleppt. Nun aber setzten die Ein- und Durchzüge von Truppen mit aller Stärke wieder ein. Am 17. November gegen Abend erschienen als Vortrupp 200 kaiserliche Reiter, die sich in den Vorstädten, vom Niklas- bis zum Klostertor, einquartierten. Dann aber drängte sich das Hauptheer die Leipziger Straße herein: ein wahres Gewimmel entstand in den Straßen. 500 bis 600 Wagen wurden auf dem Markte und in den Gassen aufgefahren. Die vielen Pferde, bei 4000, waren in Ställen und Häusern nicht unterzubringen. Da mußte ein großer Teil in den Straßen aufgestellt und gefüttert werden. Auch unter dem Kreuzgange der Jakobikirche hin und auf dem Kirchhofe ringsum wurden sie angekettet. Kein Haus konnte verschont werden. 40, ja 50 Reiter sollen bei manchem Bürger gelegen haben. „Viel gemeine Bürger mußten Grafen und Herren speisen." Unter diesen Herren aber war kein Geringerer, als Herzog Albertus von Friedland. Am 19. November nachmittag hatte er mit etlichen Fürsten und den vornehmsten Kriegsoffizieren seinen Einzug gehalten. Holck, Gallas, Piccolomini stellten sich mit ein. Einer der Hauptführer freilich, der kühne Reitergeneral Heinrich von Pappenheim, hatte nur als Leiche aus dem Schlachtengetümmel gerettet werden können und wurde nun hier aufgebahrt. In der Johannisgasse lag er auf einem Wagen bei Matthes Heinrich. Tag und Nacht brannten die Kerzen. Starke Wachen zogen im Wechsel auf. Täglich hielten Priester die Totenmesse ab. Wallenstein selbst hatte seine Wohnung in Magister Martin Schauens Behausung genommen, und bezeichnend ist, was der Geschichtsschreiber dieser Angabe hinzufügt: „Es ging hier alles mäusestille zu, also, daß auch auf der Schildwache niemand ein lautes Wort reden durfte."

Welch ein Getümmel aber sonst überall! Auf den Straßen ging niemand sicher. Hatte er Geld bei sich, wurde es ihm genommen. Trug er Wertsachen, mußte er sie den Soldaten ausliefern. Alle Winkel der Häuser wurden durchsucht. Brot und Bier waren nicht mehr zu erlangen. Auch an Salz mangelte es beständig. Ward glücklich einmal ein Wagen voll herbeigebracht, dann drängten sich Soldaten und Bürger. Wenn der Abend anbrach, dann lohten in den Gassen die Wachtfeuer auf. Holz nahmen die Soldaten, wo sie es fanden: Bretter, Latten, Bauholz, Fässer und allerlei Hausrat wurden losgebrochen oder gestohlen und in die Flammen geworfen. Am Sonntag ward keine Glocke geläutet, keine Kirche geöffnet, keine Predigt gehalten. „Allenthalben, bei reich und arm, groß und klein herrschte Jammer, Angst und Not, Elend, Herzleid und Betrübnis vollauf und genugsam, fing sich auch schon die Hungersnot bei den meisten Haufen an."

Und wie in der Stadt, so in der Umgegend! Fanden die Soldaten bei den Bürgern nicht, was sie suchten, oder nicht genug, so zogen sie hinaus in die Dörfer und plünderten und „brachten denen Leuten das Ihrige zu schanden". Die Städter mußten ihnen dabei Boten und Wegweiser sein. Schläge, ja Verlust des Lebens bildeten den Lohn für die Dienste.

Endlich am 23. November früh zog Wallenstein ab. Starke Heerhaufen, die von den Dörfern herzuströmten, teilweise auch die Stadt gar nicht erst berührten, folgten ihrem Gebieter. In die Stadt aber rückten sofort andere Mannschaften nach, von Andreas de Contrares befehligt, einem „recht kontrarischen, widerwärtigen, halsstarrigen und tyrannischen Manne", der fast die ganze Bürgerschaft wegen einer Forderung von 4000 Talern vier Tage „wie Hunde" im Rathause einsperren, der

hernach bei der Belagerung durch die Schweden die Vorstädte in Asche legen ließ. Nur der Windstille und Gottes Vorsorge war es nach des Rates Bericht zu danken, daß der Brand nicht weiter griff. Es hätte sonst die ganze Stadt und ihre Bewohnerschaft „wie in einem Fischtigel im Feuer mit auffliegen müssen".

d. Aus der Schwedenzeit.

Fast auf dem Fuße folgten den Kaiserlichen die Sieger, die Schweden. Kaum hatte Wallenstein die Stadt verlassen, da standen sie unter dem Befehle Herzog Bernhards von Weimar auch schon auf dem Kaßberge und beim Schlosse und begannen die Beschießung. Besonders an den Häusern der Brüdergasse wurde mancherlei Schaden angerichtet. 31 Tonnen Pulver sollen von den Belagerern verbraucht worden sein. Nach wenig Tagen mußte sich der kaiserliche Befehlshaber Contrares ergeben, mochten auch die entstandenen Breschen immer wieder durch Schanzkörbe, Woll- und Baumwollsäcke geschlossen werden. Und nun zogen am 1. Dezember die Schweden ein.

Ein eigenartiges Leben hob an. Niemand verstand die Sprache der Fremdländer. Herzog Bernhard, der in demselben Hause wie Wallenstein wohnte, ließ sich dort eine besondere Predigt halten. Gottesdienste in schwedischer Sprache wurden veranstaltet. Nicht Glockengeläute, sondern Trommelwirbel lud zum Beten ein. Der Verkehr aus der Stadt war nur durch das Johannis- und Nikolaitor möglich, denn die anderen Ausgänge blieben verschüttet. Nun erst konnte man die Toten begraben, von denen ein Teil tagelang auf Kaspar Klemms Brandstatt in der Herrenstraße gelegen hatte. 66 Leichen wurden am 8. Dezember, 150 an anderen Tagen beerdigt.

Zumeist suchten die schwedischen Führer auf Zucht zu halten. So sollten z. B. 1633 im Januar zwei schwedische Soldaten auf dem Markte gehenkt werden, weil sie den Bauern Kisten und Kästen aufgeschlagen hatten. Aber es kamen doch, wie wir eben vernommen haben, Ausschreitungen vor. Davon erfuhr auch unser Schloß. Hier wurden die Kachelöfen vollends über den Haufen geworfen, Planken und Säulen umgerissen und verbrannt, Hirschgeweihe von der Wand gestoßen, Leuchter ausgehoben und mit fortgenommen. Den Schloßteich, die Glösaer, Rottluffer und Pleißaer Teiche, den Ziegel- und Sauteich fischten die Soldaten aus. Ja auch die Stadt blieb durchaus nicht verschont. Hier wurden „die Wirte zum Teil übel traktiert und geschlagen, also, daß mancher ehrliche Mann aus seinem Hause weichen, dasselbe ganz und gar zumachen müssen, etliche vor lauter Kummer und Harm dahinsturben". Vielleicht muß man in jene Zeit sogar die Greueltat setzen, die zum Jahre 1633 im Kirchenbuche von Glösa erzählt wird: „Erasmus Zimmer, Richter in Blankenau, ist auch (von den Feinden des kaiserlichen Heeres) sehr übel zugerichtet worden. Sie haben ihn von seinem Krankenbette weggerissen, an den Stangen in der Stube aufgehenket, die Arme auf dem Rücken gebunden und gerattelt, Feuer unter seine Füße gemacht, und als sie ihn wieder herabgenommen, auf die Erde gelegt und ihm mit einer Kandel Wasser in den Hals gegossen, alles zu dem Ende, daß er sollte Geld geben, dermaßen er auch wohl bei 100 Taler gegeben; darauf er endlich nach vielfältiger Marter, so nicht genugsam zu beschreiben, den 29. November gestorben." Erinnert eine solche Nachricht nicht schon an den berüchtigten Schwedentrunk?

Bisher waren die Schweden als Freunde im Lande gewesen. Aber als Kurfürst Johann Georg 1635 mit dem Kaiser den Sonderfrieden von Prag abgeschlossen und sich damit von der Sache der Evangelischen getrennt hatte, erschienen sie als grimmige Feinde. Und nicht bloß einmal. Eine ganze Reihe von Einfällen verzeichnet die Stadtgeschichte. 1637, 1639, 1640 und 1642 bis 1644 waren die Schweden da, immer Schrecken verbreitend — wie alle anderen Feinde. Unter Banér, Torstenson, Königsmarck fielen sie ins Land. Als der schlimmste der Züge wird der von 1639 unter Banér betrachtet.

Mit einem starken Heere war Banér aus Pommern hervorgebrochen. In breiter Entfaltung seiner Streitkräfte rückte er vorwärts, um in die österreichischen Lande

einzudringen und den hartnäckigen Gegner zum Frieden zu zwingen. Am 25. Februar hatte sein Führer Hans Wachtmeister Chemnitz erreicht. Da es ohne alle Besatzung und seine Bewohnerschaft unfähig zum Widerstande war, ergab es sich schon am nächsten Tage. Auf schwedisches Begehren mußten Ratspersonen und Geistliche selbst ins Lager hinauskommen. 5000 Taler Brandschatzung war das Erste, was die Feinde verlangten. Zum zweiten forderten sie „nach ihrer Gewohnheit" die Auslieferung der Glocken. Die ganz verarmte Stadt war nicht in der Lage, das Geld aufzubringen. So mußten alle vorhandenen Waren, Kleider, Haustiere in die Hände der Schweden gegeben werden. Als Wert für die Glocken aber, die die Bewohner nicht feindlichen Händen überlassen mochten, waren 500 Taler zu bezahlen. So unruhig war die Zeit, daß das Handwerk der Leinweber nicht dazu kam, einen Obermeister zu wählen. Vorübergehend zwar rückten die Schweden ab, einmal nach Freiberg, das andere Mal nach Hohenstein zu. Aber stets kehrten sie bald zurück. Als es ihnen gelungen war, am 4. April die Sachsen und Österreicher bei Hohenstein und Lungwitz zu schlagen, da jagten sie hinter ihnen her auch wieder nach Chemnitz herein. Auf dem Kappelanger, ungefähr bei der sogenannten „Drehe", auf der Freiberger Straße und im Zeisigwalde kam es sogar noch zu einem schweren Zusammentreffen. 1500 Gefangene, 26 Fahnen und Standarten, 6 Geschütze und sämtliches Gepäck blieb in den Händen der Sieger und wurde nun beim Wehen der blaugoldnen schwedischen Banner in die Stadt gebracht. Rings um Chemnitz fand man Leichen.

Weithin in das Land streiften jetzt wie vorher die Reiter. Wieder kam eine Abteilung nach dem Schlosse. Sie trieb das Vieh des Vorwerkes, vielleicht 50 Stück, fort, während sich der Amtsschösser mit anderen Bewohnern des Schlosses auf dem Dachboden versteckt hielt. Die Scheunen wurden ausgeleert, alle Holzvorräte fortgeschleppt. Sogar die wenigen Kirschbäume, die um das Vorwerk standen, wurden beschädigt. Scheunen und Ställe lagen voll toter Pferde.

Aber auch alle anderen Gebäude in der Stadt nahmen an solchem Schicksale teil. Und nicht bloß während Banérs Zug, sondern auch während der übrigen Einfälle. In Chemnitz gab es fast kein Haus, wo nicht etliche Kranke gelegen hätten. Mit Mühe waren in den Vorstädten einige Hütten notdürftig wieder aufgerichtet worden. Ein Führer aus Torstensons Heer ließ sie 1643 zum Teil niederreißen. Schon zweimal war die Stadt in der Kriegszeit von schweren Bränden heimgesucht worden. 1643 folgte ein dritter. Ein schwedisches Soldatenweib hatte ihn verursacht. Von der Pforte aus verbreitete er sich über die Loh-, Weber- und Herrengasse bis nach dem Topf-, dem jetzigen Neumarkte. Die Gebäude des Franziskanerklosters gingen dabei mit in Flammen auf. So lag nun auch fast die ganze innere Stadt in Asche. Und auf den Dörfern? In Erdmannsdorf brannten Schweden die Pfarrwohnung und Bauerngüter nieder. Zu Burkhardtsdorf „ward 1639 die Stimme des Bräutigams und der Braut nicht gehört". Ein Bewohner Hilbersdorfs, der von Schweden erschossen worden war, wurde gleich im Garten seines Hauses begraben. So und ähnlich klingen die Nachrichten weiter. Schrecken über Schrecken künden sie. Und jahrelang hielt solche Not an, von den Gegnern der Schweden aber, die zum Entsatze des Landes herbeieilten, nicht minder verschuldet.

e. Kurfürst Johann Georg I. befreit die Stadt.

Dem Treiben der Schweden sollte endlich Halt geboten werden

Mit einer „wohlgefaßten Artillerie" brach der Kurfürst Johann Georg am 21. Juni 1644 von Dresden auf, Chemnitz zu befreien. Am Johannistage schon konnte er auf dem Schlosse Wohnung beziehen. Aus etwa 2000 Mann mit 12 Belagerungsgeschützen, Karthaunen oder Sirenen genannt, bestand sein Heer zunächst. Sofort ging es an die Arbeit. Nahe an der Umwallung hin wurden Laufgräben aufgeworfen, vor den Toren Palisaden aufgerichtet. Man legte Minen.

Die schwedische Besatzung sah natürlich nicht ruhig zu. Unausgesetzt schossen die Verteidiger aus ihren Musketen. Sie warfen Handgranaten in die Gräben. Nach den Palisaden schleuderten sie Pechkränze, um das Holz in Brand zu setzen. Aber wenig erreichten sie.

Tag und Nacht arbeiteten die Belagerer. Der Kurfürst ließ zur Übergabe auffordern. „Er solle in vier Wochen wieder nachfragen lassen“, war die Antwort. So lange wollte sich indes Johann Georg nicht gedulden. Er zog Hilfsvölker heran. Schon war von den Belagerern der Turm des Johannistores stark beschädigt worden. Einige neugierige Späher, die vom Jakobikirchturme nach dem Werke der Sachsen schauen wollten, wurden heruntergeschossen, die anderen verscheucht. 120 Schüsse gaben den Schweden Antwort auf ihr Feuern. Aber noch immer wollte Muhl, der Schwedenoberst, nichts von Ergebung wissen, trotzdem, daß die Bürgerschaft und der Amtsschösser ihn darum baten.

Da ordnete der Kurfürst für den 18. Juli Bresche schießen und Sturmlaufen an. Heimlich wurden Geschütze auf die Gottesäcker bei der Nikolai- und bei der Johanniskirche gebracht. Allein noch einmal mußte der Angriff verschoben werden, weil eine Mine, deren zwischen Niklas- und Johannistor vier gelegt werden sollten, nicht fertig wurde. Aber am nächsten Tage ward der Sturm ins Werk gesetzt. Kaum graute der Morgen, so donnerten die Belagerungsgeschütze und sendeten Unheil über die Stadt. 300 Kugeln wurden in der Zeit von 3—8 Uhr aus den Karthaunen hereingeschleudert. Pfauchend flogen sie vom Niklasberge über die Aue, die Nikolaimühle und den Chemnitzfluß, vom Johannisfriedhofe über die Brandstätten an der Zschopauer- und äußeren Johannisstraße nach den Mauern. Und sie erreichten, was beabsichtigt war. Erst rechts vom Niklastore, dann beim Johannistore stürzten Stücke Mauern zusammen. Ja, beim Nikolaitore barst sogar ein Turm und füllte mit seinem Steinwerke beim Einsturz fast den ganzen Stadtgraben aus. Das Haus der Armbrustschützen und der Städtische Marstall, beide nahe der Nikolai- und Auebrücke gelegen, gingen in Flammen auf. Der Turm beim Johannistore hingegen, der wieder und wieder bestrichen wurde, hielt mit seinem starken Gemäuer aus, obwohl „ein ziemlich Loch darein gemacht“ wurde.

Jetzt mußte doch der Schwedenoberst erkennen, daß eine Abwehr der kurfürstlichen Truppen unmöglich sei. Dazu war das Häuflein seiner Mannschaften zu klein, die Öffnung in der Mauer zu groß. Auch sein Vorrat an Pulver und Musketenkugeln war fast erschöpft. So wartete er klugerweise das Andringen der Belagerer nicht ab, sondern ließ die weiße Fahne aufziehen und fing an zu unterhandeln. Aber erst abend 9 Uhr kam eine Einigung zustande.

Vom Regimente, das bloß noch reichlich 200 Mann stark war, durften die Schweden mit Sack und Pack, mit Ober- und Untergewehr abziehen. Ebenso ließ der Kurfürst den Offizieren Gepäckwagen, Pferde und Diener. Die Überläufer indes waren vom Abzuge ausgeschlossen. Auch gegen 70 Pferde mußten zurückgelassen werden. Am 20. Juli, einem Sonnabende, mittags rückten die Schweden mit eingewickelten Fähnlein und ohne Trommelschlag, die Musketiere mit umgekehrtem Gewehre, nach Erfurt ab. Von den zurückbehaltenen Soldaten erlitten drei als Überläufer bald darnach den Tod durch den Strang.

Die Stadt erhielt nun wieder kurfürstliche Besatzung. Und da bald zwischen Schweden und Sachsen ein Waffenstillstand abgeschlossen wurde, den die Gegner dann verlängerten, genoß fortab Chemnitz wieder ruhigere Jahre. Nur um sich rückständige Kriegsgelder zu sichern, kehrten die Schweden wieder.

f. Eine unheimliche, aber treue Begleiterin des Krieges.

Zu derselben Zeit, da der Krieg genug des Unheiles über unsere Stadt und ihre Umgebung brachte, lief ein schreckliches Gespenst im Lande um. Wen es traf, den faßte es und ließ ihn nicht wieder los, bis ihm das Ende bereitet war. Diese Schreckgestalt hieß: die Pest. Nicht zum ersten Male kam sie während des Krieges nach Chemnitz,

sondern schon in vielen anderen Jahren vorher hatte sie in unseren Mauern gehaust und ein großes Würgen angerichtet. Noch vor kurzem, ehe der Johannisfriedhof nach der Hospitalgasse zu umgestaltet worden war, erzählte dort eine Steintafel aus dem Jahre 1534, daß 842 Personen, die die Pest dahingerafft hatte, in 12 Gruben gelegt worden seien. Auch die Zeiten nach dem Kriege haben unter der grausigen Krankheit gelitten. Aber wir wollen ihr gern nicht überallhin folgen, sondern sie nur in einigen Jahren des 30jährigen Krieges beobachten. Wir werden dann genug von ihrem Treiben wissen.

Ganz heimlich schlich sich die Seuche durch die Tore. Wo die Gassen am engsten und Licht und Luft am meisten abgesperrt waren, da befand sie sich am wohlsten. Dort nistete sie sich ein. Und nun begann sie ihr Quälen und Morden. Wen sie befiel, dessen Leib bedeckte sie mit schmerzhaften Beulen, dessen Kräfte ließ sie zusehends schwinden. Und kaum hatte sie das eine Opfer in ihrer Gewalt, da schritt sie zum Nachbar und zur Nachbarin und pflanzte den Krankheitskeim in sie. War aber erst ein Häuflein der Bewohner auf das Lager gestreckt, dann hatte die Pest gewonnenes Spiel, denn ganz von selbst lief die Seuche von den Kranken zu den Gesunden weiter. So erklärt sich die große Zahl der Opfer, die das Gespenst meist forderte. Erwies sich aber die Krankheit schon in ruhigen Jahren so mörderisch, wieviel mehr mußte sie es in Zeiten des Krieges mit ihrer Unordnung, ihrem Hunger, ihrem Zuströmen von Söldnerscharen, ihrem dichten Zusammensein von Bürgern und flüchtigen Landbewohnern werden? Da blieb sich die Pest erst recht treu. So wissen wir, daß sie im Jahre 1632 in unserer Stadt nicht weniger denn 1200 Personen, das ist der 5. Teil der gesamten Bevölkerung, dahinraffte. Im Jahre 1633 aber fuhr sie fort, ihr Handwerk zu treiben.

Es gab fast kein Mittel, sich vor ihr zu schützen. Strenges Fernhalten von Pestkranken und ihren Wohnungen mag wohl noch am ehesten vor dem unheimlichen Wesen bewahrt haben. Wer konnte, floh daher aus der Stadt, hinaus in die Wälder oder auch auf entfernte Dörfer. So sehen wir 1633 den Tuchmacher Ebling mit Magd und Kindern nach Burkhardtsdorf eilen. Aber nun ward das Unheil nur größer. Die Flüchtigen waren bereits angesteckt gewesen und übertrugen die Krankheit auf die Bewohnerschaft des genannten Ortes, sodaß auch unter ihr ein großes Sterben anhob.

Ähnlich vollzog sich die Verbreitung der Krankheit auch sonst. Wo Verkehr herrschte, wo Soldaten streiften, da bestand auch Gefahr, daß Pestkeime mit fortgeschleppt wurden. So wurde fast kein Ort von der Pest verschont. In der Niklasgasse, in Altchemnitz, Reichenhain, Hermersdorf, Erdmannsdorf, Glösa, Borna, Wittgensdorf usw. hauste sie 1632, 1633 oder 1634. Während in Hermersdorf in gewöhnlichen Jahren 12 Personen zu Grabe zu geleiten waren, betrug die Zahl der Toten dort 1632 das 12fache: 146. In der Kirchfahrt Glösa raffte dasselbe Jahr 267 Gemeindeglieder hinweg und übertraf damit seine Vorgänger und Nachfolger vielleicht um das 15- bis 18fache. Am stärksten aber scheint die Sterblichkeit in Wittgensdorf gewesen zu sein; denn während dort 1627 nur 13 Todesfälle verzeichnet wurden, waren ihrer 1633 mehr als 20 mal so viel, nämlich 274, einzutragen.

So groß war zur Pestzeit in manchen Orten die Sterblichkeit, daß besondere Friedhöfe, Pestgottesäcker, angelegt werden mußten, wie wir's von Neukirchen, Rabenstein und Burkhardtsdorf wissen. Vielleicht haben die Bewohner damit auch der weiteren Verbreitung der Seuche Einhalt tun wollen.

Jetzt ist die furchtbare Krankheit bei uns erloschen. Aber wenn wir am Bußtage die Worte aus der Litanei mitsingen: „Behüt uns Herr, Herr, unser Gott, vor Pestilenz und teurer Zeit“, dann wollen wir uns daran erinnern lassen, wie schrecklich die Pest einst auch in unseren Gemeinden gewaltet hat.

g. Stadt und Land nach dem großen Kriege.

Endlich war am 14. Oktober 1648 der Friede von Osnabrück und Münster zustande gebracht worden. Alles atmete auf. Als nun auch noch die letzten Schweden

ausgezogen waren, die bis zur Erlegung der Kriegsgelder hatten hier bleiben müssen, da stimmte die Bewohnerschaft aus tiefstem Herzensgrunde in die Danklieder ein, die beim Friedensfeste am 22. Juli 1650 erklangen; da vernahm sie beruhigt die Worte, über die der Geistliche predigte: „Wir haben einen Gott, der da hilft und den Herrn Herrn, der vom Tode errettet.“ Auch den Bürgern von Chemnitz hatte Paul Gerhardt aus der Seele gesprochen, der herzbewegt sang:

> Gottlob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort,
> daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
> Wohlauf und nimm nun wieder dein Saitenspiel hervor,
> o Deutschland, singe Lieder im hohen vollen Chor.

Freilich, wohin man schaute, gewahrte man die Verwüstungen des Krieges, und lange, lange Zeit hat es gedauert, bis in Stadt und Land die Spuren der Schreckenszeit verwischt waren. In traurigem Zustande ragten die Mauern und Türme auf. Überall waren sie zerschossen und eingestürzt. Insonderheit die nach dem Kaßberge gerichtete Seite war arg mitgenommen. Und nun der Zustand der Häuser und die Lage der Bewohner! Ergreifend berichten darüber 1686, also 38 Jahre nach dem Friedensschlusse, Haubold von Einsiedel und Salomon Siegel, indem sie sagen:

„Wie wir ... wahrgenommen, ist hiesiger Ort und Stadt durch vormals große ausgestandene Feuersbrünste, Infektiones (Krankheiten), darauf gefolgte Kriegsunruhe, Sterbensläufte und andere vielfältige Bedrängnisse mehr dergestalt enervieret (entkräftet) worden und darnieder kommen, daß nicht allein bis . . . diese Stunde noch an die 400 Häuser und Gärten in und außerhalb der Ringmauer öde, wüst und in der Asche liegen, sondern daß auch kein einziger Bürger eine zinnerne Kanne oder Schüssel, (viel) weniger Betten behalten, ja wohl die Soldaten alles, was noch unter der Erden verborgen und vergraben gewesen, aus- und herfür gesuchet, und daß der meiste Teil derjenigen, so angebauet heißen, bei inwendiger und genauerer Betrachtung befunden, daß (die Häuser) teils sehr ruinös und baufällig, teils nur unter das bloße Dach gebracht, weder Giebel noch Boden beschlagen, viel den völligen Einfall mit der Inwohner Lebensgefahr drohen.“ 78 von den 402 Häusern der inneren Stadt, 261 von den 535 der Vorstädte waren noch nicht wieder aus den Trümmern erstanden.

Und noch aus dem Jahre 1700 erzählt ein Geschichtsschreiber: „Auf der Webergasse, Spitzgasse (westlicher Teil der Herrenstraße), auf dem Plan und am Topfmarkt (Neumarkt) lagen noch viel Stellen wüste. In der Vorstadt waren sehr wenig Häuser angebaut; die mehresten Stellen waren zu Gärten gemacht worden. Vom Johannistor bis zum Klostertor stunden 2 Häuser, vom Klostertor bis zum Nikolaitor 5 Häuser. Vom Nikolaitor bis zum Chemnitzer Tor sah man nur 1 Haus, vom Chemnitzer bis zum Johannistor 3 Häuser . . .“

Gleichzeitig mit den Verheerungen war eine große Verminderung der Volkszahl eingetreten. Kriegsnot und Pest hatten Tausende dahingerafft. Betrug die Einwohnerzahl vor dem Kriege vielleicht 6000 bis 7000, so ward ihre Summe 1645 nur auf 1500 veranschlagt. Das Leinweberhandwerk z. B. hatte 1610 über 246 Mann verfügt; 1646 aber zählte man nur noch 49 Mitglieder der Zunft.

Vielleicht noch elender als die Stadt gingen die Landorte aus dem Kriege hervor. Zwar die Angabe der Lehmannschen Stadtgeschichte, es seien durch den 30jährigen Krieg die Dörfer Adelsberg, Borssen- und Streitdorf ganz aus der hiesigen Gegend verschwunden, stimmt nicht, da Adelsberg bereits 1548 wüste gelegen hat und die beiden anderen Orte schon im 15. Jahrhunderte dem alten Stadtgebiete zugeschlagen worden sind. Aber traurig waren die Schicksale der meisten übrigen gewesen. So hatte Altchemnitz bloß noch 2 oder 3 Bewohner. Nur noch 2 Bauerngüter und wenig Häusler und Hausgenossen waren am Ende des Krieges in Euba vorhanden, so wenig, daß sie nicht mehr vermochten, den Pfarrer zu unterhalten. Infolgedessen mußte Euba bis zum Jahre 1684, ein Menschenalter hindurch, kirchlich von Oberwiesa aus verwaltet

werden. Erst 1725 sind auch an letztgenanntem Orte die wüsten und unbewohnten Güter verschwunden. Überall erzählten Trümmer von Brand und Vernichtung.

Wie hätten sie auch schnell wieder verschwinden können? War doch aller Geldbesitz im Kriege mit verloren gegangen, aller Erwerb zum Stillstande gekommen. Die Stadt ließ zwar 1651 schon veranschlagen, wieviel die Wiederherstellung der Befestigungswerke kosten werde. Aber erst in den 60er Jahren konnte sie dazu schreiten, in größerem Umfange Bauten ausführen zu lassen. Immer wieder mußte der Rat beim Kurfürsten um Gestundung der Steuerschulden bitten. Als er um diese Zeit bei Hofe zu Gevatter geladen worden war, vermochte er nicht, ein würdiges Patengeschenk zu erschwingen. Um 1650 war nicht einmal soviel Geld in den Kassen vorhanden, daß die Löhne an die Boten hätten bezahlt werden können, und 1653 mußte von Haus zu Haus gesammelt werden, um 33 Taler aufzubringen. Ebenso zerrüttet waren die Vermögensverhältnisse der Dörfer. 1649 hatte das Amt Chemnitz von den Gemeinden noch 5369 Scheffel Zinskorn und 1742 Scheffel Gerste aus den Jahren bis 1632 zurück zu fordern. Die Kirchfahrt Niklasgasse, zu der doch eine ganze Reihe Dörfer, nämlich Altendorf, Kappel, Schönau, Neustadt und Helbersdorf gehörte, hatte ihr Gotteshaus 1645 noch nicht wieder völlig hergestellt. Schnee und Regen drangen in das schutzlose Gebäude. Bis in den ersten Teil des Krieges herein hatten die Amtsuntertanen an das Amt sogenannte Zehntgänse abgeliefert. „Weil aber wegen der großen Kriegsunruhen keine Gänse mehr vorhanden, noch aufgezogen worden“, mußten sie einstweilen als Abgaben in Wegfall kommen. Ähnlicherweise konnten in Wiesa der Pfarrer und der Schulmeister zum Grünen Donnerstag die üblichen Eierspenden von den Dorfgenossen nicht erhalten, weil alles Geflügel dem Kriege zum Opfer gefallen war. Auch des Zugviehes mußten die Bauern entbehren.

In welchem Zustande Feld und Wald lagen, das läßt folgende Mitteilung erkennen: das Wild hatte sich so vermehrt, daß die wilden Schweine im Winter die Äcker umwühlten, Hirsche und anderes Wild die Saat auffraßen. Durch die Wälder und Fluren streifte wieder der Wolf, sodaß der Förster Streubel in Kleinolbersdorf und der Oberförster von Löbenhain (Forstgut!) im Jahre 1650 Belohnungen „wegen gefangener Wölfe“ bekommen konnten.

Und endlich noch ein Wort darüber, wie aller Besitz vermindert war oder an Wert verloren hatte! Das Vermögen der Familie Crusius war auf das Drittel, das der Neefe auf das Viertel des früheren Standes, ähnlicherweise das der Familien Treffurth, Hermann, Hösel usw. zusammengeschmolzen. Der Wert der Häuser in der inneren Stadt hatte sich auf $^{2}/_{5}$, in der Vorstadt auf $^{1}/_{5}$ vermindert. Das Rote Vorwerk z. B. wurde auf das Viertel, die Scheibe und die Adlerapotheke auf das Drittel des früheren Preises geschätzt. Und erst der wirtschaftliche Niedergang in den D ö r f e r n! Bettelvolk überall! Alles geraubt, die Kirchen geplündert! Erst 1679 fand sich für die Schenke in der Niklasgasse, die beinahe 50 Jahre wüst gelegen hatte, ein Käufer. Er zahlte 45 Gulden. Fast umsonst wurden Brandstätten in Altchemnitz weggegeben. Bauerngüter in Kleinolbersdorf wurden noch lange nach dem Kriege um einen Spottpreis, um 6 und 14 Gulden oder auch nur für die rückständigen Oblasten und Gefälle wieder an Besitzer überlassen. Das Lehngericht am selben Orte, das 1599, also 20 Jahre vor dem Beginn des Krieges, um 1200 Gulden verkauft worden war, wurde 1644, nachdem es 5 Jahre unbebaut gelegen, um 100 Gulden losgeschlagen.

So klingen die Nachrichten aus jener schweren Zeit. Und wieviel andere ließen sich noch anreihen! Aber ist es nötig, noch mehr zu vernehmen?

Nur das Eine wollen wir als kulturgeschichtlich wichtig hier anfügen, daß die fremden Kriegsvölker, die unsere Stadt durchzogen, doch nicht bloß genommen, sondern wenigstens einmal auch g e b r a c h t haben. Was wir meinen, ist das Tabakrauchen oder „Tabaktrinken“. Schon kurz nach dem Kriege, 1653, bittet der Rat den Kurfürsten, dieser Unsitte, die sich vornehmlich bei jungen Leuten und Handwerksgesellen eingenistet, und die doch so viele Gefahren bringe, entgegenzutreten.

Chemnitz und die Türkengefahr.

Seitdem „der Türk", der „Erbfeind christlichen Namens", mit der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1453 den Boden Europas betreten, zitterten auch die Völker vor den wilden Horden und lebten in beständiger Furcht vor ihnen. Weithin durch die Lande lief ein Lied, das an einer Stelle lautet:

„Der wütend Türk hat große Macht
neulich ins Ungerland gebracht . . .
Aus Hungern ist er bald und schnell
in Österreich bei Tageshell';
Bayern ist ihm gleich zu der Hand,
von dann' er kumbt in andre Land;
dem Rhein mag er bald kommen zu,
damit hab'n wir kein Zeit, kein Ruh."

Schrecken rundum, das war das Zeichen jener Tage. Auch bei uns. Will es nicht genug sagen, wenn unser berühmter Bürgermeister Agricola, der 1555 gestorben ist, aus dem Grunde mit sich nicht entschließen konnte, lutherisch zu werden, weil er fürchtete, daß nach einer Spaltung der christlichen Kirche keine einheitliche Abwehr der Türken mehr möglich sein würde? Und merken wir nicht auch dem ehrwürdigen Superintendenten Zachäus Faber die Furcht an, wenn er zu einer Zeit, da der 30jährige Krieg jeden Tag ins Land zu brechen drohte, anstatt gegen den siegreichen Bund der Katholischen, die Liga, in der Jakobikirche gegen die „Türken und andere zornwütende Blutgurgeln" betete? Es war schon so: alle Welt bebte vor den wilden Fremdlingen. Getreulich zeichneten daher die Geschichtsschreiber unserer Städte und Dörfer jeden neuen Zug auf, den die Muselmänner unternahmen, und überlieferten der Nachwelt, was sie erfahren. So läßt sich 1670 der Pfarrer Andreä in Pleißa vernehmen: „Als man täte 1664 schreiben, hat sich der türkische Kaiser . . . mit vielen tausend Mann erhoben, zuerst in Siebenbürgen die vornehme Festung Großwarde, hernach die gewaltige Festung Neuheußel in Ungern erstiegen und eingenommen, darvon denn nicht allein hier, sondern in vielen Ländern grausamer Schreck und Furcht täte entstehen."

Doch es sind nicht bloß ängstliche Worte, mit denen sich die Bewohner unserer Stadt und der umliegenden Dörfer abgefunden haben und abfinden konnten. Die Türkengefahr griff noch tiefer in das Leben unserer Vorfahren ein. Da galt es vor allem, um des Feindes willen Gelder zu zahlen und Dienste zu leisten. Als besondere Türkensteuer wurden die Abgaben ausgeschrieben. Rückten die Eroberer vor oder drohten sie auch nur damit, so erneuerte sich die Forderung regelmäßig. In so manchem Rechnungswerke unserer Stadt ist die Rede davon. Den Dorfschaften der Umgebung ward noch außerdem, wie wir's vom Jahre 1537 wissen, auferlegt, für den Fall einer Rüstung gegen die Türken „etzliche Mann und Pferde, Sättel und Halftern" in Bereitschaft zu halten.

Aber auch dabei konnte es oft nicht bleiben. Der Pfarrer von Pleißa berichtet uns weiter: „Zur Zeit hat das ganze Römische Reich benebst anderen christlichen Potentaten (Herren) Hilfsvölker herbeisenden müssen, welche dem türkischen Bluthunde frisch und wacker täten entgegengehen, täten auch diesen Hund mit Gottes Hilfe hinein in die Türkei jagen, wenn nicht der Römische Kaiser gutwillig mit ihnen Frieden traktiert hätte". Von diesen Zügen rückte ein Teil sogar nahe an unserer Stadt vorüber. Als niederländische Türkenkämpfer am 17. Juli 1664 bei Lungwitz-Hohenstein hielten, besichtigte sie der Kurfürst Johann Georg II. in Begleitung des Kurprinzen. Auch 17 Chemnitzer „Defensioner" (Verteidigungsmannschaften) waren ausgesucht worden, die Türken mit zu vertreiben. Doch brauchten sie schließlich nicht an dem Ausmarsche teilzunehmen.

Der Zug von 1664 war indes nicht der einzige. Schon der Herzog Moritz hatte sich mit den Eindringlingen, zuletzt 1552, geschlagen. Und dann ist das „große Türkenjahr" 1683 jedwedem bekannt. Harte Kämpfe gab es da gegen die mächtigen und grausamen Gegner zu bestehen, um sie von Wien zu verjagen und auf ihren alten

Besitz zurückzuweisen. Daß bei diesem Mühen, das endlich vom besten Erfolge gekrönt war, auch unsere Landschaft ihre Mannen stellte, darf nicht vergessen werden. Über die Taten der Defensioner, welche die Stadt wieder zu schaffen hatte, meldet die Geschichte nichts. Aber drei anderen unserer Türkenkämpfer widmet sie Worte der Anerkennung und der Erinnerung.

Da ist zunächst jener Hauptmann Peter Pfefferkorn zu nennen, der an der Seite des Herzogs Moritz tapfer kämpfte. Die Überweisung eines Freihauses im alten Franziskanerkloster war sein Lohn für die wichtigen Dienste, die er dem Herrn gegen die Türken leistete. Als zweiten Türkenstreiter lernen wir Georg Dietrich von Schönberg auf Auerswalde kennen. Er erwarb sich in den Kämpfen gegen die Sarazenen die Würde eines kaiserlichen Feldhauptmannes. Der dritte endlich, dessen Name weiterklingen soll, ist der Freiherr Johann Georg von Taube vom Rittergute Neukirchen. So manche Kriegsfahrt in den 70er, 80er, auch 90er Jahren des 17. Jahrhunderts hatte er durchlebt. Aber das wichtigste Unternehmen, an dem er beteiligt gewesen, war und blieb doch die Befreiung Wiens im Jahre 1683. Mit gutem Grunde läßt darum sein Grabmal, das in so vielen Sinnbildern auf das Soldaten- und Kriegsleben des Edelherrn hinweist, auf einer der Fahnen die Worte glänzen: „Vienna ab Turcis liberata." „Dem dies Denkmal gilt und den der Tod 1709 abberufen hat", wollen sie sagen, „der hat Großes vollbracht, denn durch ihn mit ist Wien von den Türken befreit worden."



Grabmal des Freiherrn von Taube im Geschichtsmuseum.

Fürwahr! Ein Alp war von fast ganz Europa genommen. Auch von der Stadt Chemnitz, die auf Befehl des Kurfürsten schon die steinernen Brücken am Johannis- und Klostertor hatte abbrechen, Zugbrücken an ihre Stelle bauen und den Stadtgraben säubern und füllen lassen, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein.

An die sorgenvollen Tage ließen sich die Bürger aber noch lange jedes Jahr wenigstens einmal erinnern: Offiziere hatten erbeutete türkische Zelte von Wien mit nach Chemnitz gebracht. Etliche davon hatte man erhandelt. Kam nun das Vogelschießen, da feierten die Ruhmeszeichen regelmäßig ihre Auferstehung und nahmen auf dem Anger die Schützen und ihre Gäste auf.

Schon längst hat der Türke von seinem einstigen Bestreben abkommen müssen, weiter nach Europa vorzudringen. Wir Chemnitzer haben nun bereits viele Jahre die Fäden unseres Handels bis in die Türkei gezogen. Weiße Webstoffe und gedruckte Baumwollwaren lieferten schon unsere Urgroßväter um das Jahr 1800

dahin. In der Gegenwart versorgt Chemnitz das Reich des Sultans mit Strümpfen und mit Maschinen. Daß man türkische Kaufleute, den roten Fez auf dem Haupte, durch die Straßen unserer Stadt laufen sieht, ist nichts allzu Seltenes. Von Türkengefahr und Türkennot spricht aber niemand mehr.

Vertriebene Salzburger Protestanten ziehen durch Chemnitz.

Unser alter Friedhof, der die Johanniskirche umzieht, ist zwar nicht reich an kunstvollen Werken der Bildhauerei. Aber unter den Grabdenkmälern aus längstvergangenen Tagen sind so manche, die an orts- und weltgeschichtlich bedeutsame Ereignisse erinnern, finden sich viele, die das Andenken an hervorragende Geschlechter unserer Stadt festhalten. Zu den wichtigsten darf man das sogenannte Salzburgerdenkmal zählen, das nach mehrmaligen Versetzungen nun seinen Platz wieder nördlich der Kirche nahe dem Pfarrhause erhalten hat und durch den Kirchenvorstand in sorgliche Hut genommen worden ist.



Salzburger-Denkmal auf dem Johannisfriedhofe.

Wir stehen vor dem alten Steine. Und an ihm lesen wir:*) „Sterbliche, hier sind sonnach vieler ausgestandenen geistlichen und leiblichen Unruhen, zu ihrer vollkommenen Ruhe zwei Pillgrimme aus dem Erzbischoffsthum Salzburg. Thomas Amessern Betandmann im Lande Berggericht Rauris 55 Jahr alt und Simon Schwager Fuhrmann aus Goldeg, welche um der allein seligmachenden evangelischen Lehre mit ruhiger Seele und stillem Geiste ihr Vaterland und zeitliches Vermögen verliessen. Auf solcher mühevollen Pillgrimmschaft, da das Wort Gottes ihre einzige Ruhestätte, Ihrer Füße Vorleuchte und ein Licht auf ihrem Wege war, gelangten sie in Gesellschaft 401 vertriebener Glaubensbrüder mit Kranckheitslast beunruhiget d. 28. Juli 1732 hier zu Chemnitz an, legten durch einen seligen Tod den unruhigen Wanderstab d. 29. Juli a. c. nieder, und sind kommen in die Häuser des Friedens zur stoltzen Ruhe, da weder Schmerz noch Qual sie nicht rühret. Ja der Geist spricht: daß sie ruhen von ihrer Arbeit."

So erzählen uns die Worte von vielen Drangsalen, welche Bewohner des Landes Salzburg um ihres Glaubens willen gelitten. Jeden aber, der die Schöpfungen unserer Dichter kennt, erinnern sie sofort an Goethes herrliches Werk: „Hermann und Dorothea", lassen sie vielleicht Bilder schauen, die Ludwig Richter zu den Sängen des Altmeisters entworfen hat.

In allen denen aber, die mit der Ortsgeschichte weniger vertraut sind, entsteht die Frage: Warum und wie sind jene beiden Salzburger nach Chemnitz gekommen? Es sei ihnen Antwort gegeben: In den schönen Alpentälern Salzburgs wohnten um das Jahr 1730 mitten unter katholischer Bevölkerung viele Tausende evangelischer Christen. Über dasselbe Land aber gebot der unduldsame Erzbischof Leopold Anton Freiherr von Firmian. Sein ganzes Streben ging dahin, die Andersgläubigen zu seiner Kirche zurückzuführen. Er schickte Jesuiten zu ihnen und ließ die Evangelischen mit schweren irdischen und himmlischen Strafen bedrohen, wenn sie sich nicht von ihrer Ketzerei abwendeten. Alle Bücher evangelisch-lutherischer Art, ja gar Bibeln, die in den Wohnungen gefunden wurden, ließ er einziehen und ihre Besitzer mit Geld- oder

*) Die Inschrift ist bei einer Auffrischung etwas geändert werden.

Leibesstrafen belegen. Die Abtrünnigen jedoch gelobten, der lutherischen Lehre treu zu bleiben. Da sie aus den Kirchen des Landes hinausgescholten wurden, versammelten sie sich in den Häusern von Genossen, in den Schankstätten, unter freiem Himmel und hielten ihre Gottesdienste ab. Mit immer drückenderer Härte, mit Öffnung eingehender Briefe, Einkerkerung der sogenannten Landfriedensbrecher, mit Ausweisung aus dem Lande antwortete der Erzbischof.

Wieder erhoben die Lutheraner Klage. Aber vergeblich war und blieb ihr Bitten. Kein Friede ward ihnen vergönnt. Und doch sehnten sie sich aus innerstem Herzen darnach. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als samt und sonders das Land, ihre bisherige Heimat, zu verlassen. Schweren Herzens entschlossen sie sich dazu.

Aber wohin sollten sie ihre Schritte lenken? Sie brauchten nicht lange zu überlegen. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. sagte ihnen auf ihre Anfrage hin gern Aufnahme zu, denn er wollte Ostpreußen, das im Kriege verwüstet worden war, wieder besiedeln. Dort also lag das Ziel der vertriebenen Salzburger, und quer durch das mittlere und nördliche deutsche Land führten ihre Wege. Da Chemnitz an einem davon gelegen war, mußten die Auswanderer auch sein Gebiet berühren.

Es war am 16. Juli 1732, als der Rat ein vom Inspektor Osten aus Hof abgesandtes Schreiben erhielt, in dem gemeldet wurde, daß am 20. Juli über Plauen, Reichenbach, Schneeberg, Grünhain ein Zug von 450 Salzburgern, „so als Kolonisten in das Königreich Preußen zu ziehen vorhabens wären", erscheinen würde. Gleichzeitig bat Osten freundlich, die Unglücklichen geneigt aufzunehmen, ihnen nötigenfalls Vorspann zu beschaffen und sie am 21. als Rastende zu behalten. Sofort gab der Rat diese Meldung bekannt und ermahnte die Bürger, sich liebreich und mildtätig gegen die armen Fremden zu erweisen. Es hätte der Ermunterung nicht bedurft. Freudigen Herzens und mit offenen Händen empfing die Bürgerschaft die Glaubensgenossen. Gleich wurde eine Sammlung von freiwilligen Gaben veranstaltet, die innerhalb weniger Stunden 530 Taler erbrachte. 5, 6, 10 und mehr Taler spendeten einzelne Bürger. Der Kaufherr Johann Christian Crusius gab allein 50 Taler. Als dann aber der Tag des Eintreffens erschien, fuhr der Rat den Ankömmlingen ungefähr $^3/_4$ Stunden weit nach Neukirchen zu entgegen, während die Geistlichkeit, die Lehrer und Schüler der Lateinschule, dazu 4000 andere Personen die Stollberger Straße hinausliefen. Endlich nahten sich die Flüchtigen.

„Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe, die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehene, und die ein guter Wirt umher an die rechten Stellen gesetzt hat ... Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren durcheinander geladen, mit Übereilung geflüchtet. Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke, in dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel ... Und es führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt, schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend: alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig." (Goethe.)

Das war das Bild, das sich den Chemnitzern bot. Und dazu die Salzburger selbst! Gebeugte Greise am Stecken schleppten sich neben frischen Jünglingen fort; der Vater führte seine Söhne, die Mutter ihre Töchter neben sich her; müde gewordene Kinder, schwächliche Frauen saßen auf den Wagen; mit dem Stocke in der Hand trieben die Knechte die Pferde an.

Jetzt hielt die lange Reihe, denn Archidiakonus Cleemann bot den Fremdlingen einen herzlichen Willkommengruß. Als sich dann der Zug, Schule, Geistlichkeit und Ratsherren an der Spitze, der „Steingrube beim Gasthofe zur Laterne", dem jetzigen „Goldenen Löwen" an der Stollberger Straße, genähert hatte, fingen die Glocken von Nikolai und Jakobi an, die Einziehenden zu begrüßen, und geistliche Lieder, wie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten; Ach Gott, wie manches Herzeleid; Ich hebe meine Augen sehnlich auf" erklangen, bis Gäste und Empfangende, an Bürgern im Gewehr vorüber, durch das Nikolaitor über den Roß- und Holzmarkt nach der Jakobikirche gelangten. Dort wurde Betstunde abgehalten. Nach ihr aber erfolgte die Verteilung

der Salzburger. Ein wahres Gereiße entstand, denn jeder hielt es für seine Pflicht, möglichst viele der Vertriebenen in sein Haus aufzunehmen. Ihrer 10 und mehr mußten in mancher Familie mit einkehren.

Den 21. benutzten die müden Wanderer als Rasttag. Ein besonderer Gottesdienst am Morgen sowie eine Betstunde am Nachmittage zeichneten den Tag aus. Gegen Abend aber begaben sich die Gäste auf Ladung des Rates hin nach dem Rathause am Markte, Geschenke entgegenzunehmen. Sie erhielten durchgehends 1 Taler; denen, die des Lesens kundig waren, wurden noch Neue Testamente, Gesangbücher, Katechismen, Psalter, Gebetbücher usw. dargereicht. Damit aber das Andenken an den Aufenthalt in



Gespann der Salzburger. Von Ludwig Richter.

Chemnitz in den Salzburgern lebendig bliebe, hatte der Rat auf vielen Büchern die Worte STADT CHEMNITZ anbringen lassen. Ob ihrer eins noch dort in der Ostmark unseres Reiches vorhanden sein mag?

Herzlich vergnügt und dankbar nahmen die Salzburger die Gaben entgegen. Als sie nun noch einmal die Gastfreundschaft der Chemnitzer genossen hatten, nahte die Stunde des Abschieds. Feierlich wie den Einzug gestaltete die Stadt auch ihn. Vormittag 11 Uhr versammelten sich die Auswanderer auf dem Roßmarkte, wo zunächst Semmeln verteilt wurden. Eine Bürgerwache bildete einen Kreis um die Scheidenden, und aus ihrem Munde erklang das Lied: „Keinen hat Gott verlassen“. Als aber die Schüler herbeigekommen waren, vereinigte sich die ganze Versammlung in dem gemeinschaftlichen Gesange: „Ein' feste Burg ist unser Gott“. Nun erhoben die Glocken von Jakobi ihre Stimmen. Da setzten sich Einheimische wie Fremde in Bewegung und

schritten durch das Klostertor nach dem Anger. Mehr als 10000 Menschen aus der Stadt und ihrer Umgebung hatten sich dort eingefunden, und wieder standen 250 Bürger in Waffen ringsum. Als Ordnung geschaffen war und die ältesten der Gäste auf Stühlen Platz genommen hatten, gab ihnen Superintendent Green noch herzliche Geleitworte mit auf den Weg, indem er über die Worte: „Gehet hin in Frieden" sprach. Ein Trunk Bier bildete die letzte Liebesgabe, die die Fremdlinge in Chemnitz erhielten. Dann ging es weiter nach Frankenberg, Döbeln, Großenhain, der fernen neuen Heimat zu.

Wohl war dieser Zug der erste gewesen. Der letzte indes sollte es nicht bleiben. Denn schon am 28. Juli und dann wieder am 6. August stellten sich abermals flüchtige Salzburger in ungefähr gleichgroßer Zahl hier ein. Und alle wurden sie mit derselben Herzlichkeit wie ihre Vorgänger aufgenommen. In besonders erbarmenswertem Zustande befanden sich die Glieder des zweiten Zuges. Schon vor der Ankunft war gemeldet worden, daß die armen Leute sehr abgemattet und krank seien. Als aber die Gäste eine Nacht hier verbracht hatten, starben sogar zwei von ihnen: Thomas Amesser und Simon Schwager, eben jene beiden, denen der Denkstein auf dem Johannisfriedhofe errichtet wurde. Mit großer Feierlichkeit und wieder unter der Teilnahme der ganzen Bevölkerung, von den Ratsherren bis hinab zum schlichtesten Bürgersmanne, wurden sie beerdigt. Die Handwerke der Leinweber und der Schneider trugen die Toten.

Mit mehr Liebe, als es hier geschehen war, konnten die Fremden nicht aufgenommen werden. 1220 Taler waren in dem damals noch kleinen Chemnitz fast ohne weiteres für sie zusammengeschossen worden. Reichlich hatten die Bewohner ihre Gäste mit Speise und Trank bewirtet. Aber auch was den Salzburgern sonst noch zu des Leibes Notdurft gefehlt, das war ihnen gern dargereicht worden. Sie gingen, wie Diakonus Gühling sagt, „mit mehrern Fracht und Hausrat von hier ab, als sie angekommen; und da sie mit zerrissenen Hemden und Kleidern in erbärmlicher Gestalt angelanget, zogen sie in Kleidern und Wäsche, so ihnen guttätige Herzen auch vom Leibe weggegeben, viel reinlicher und ansehnlicher aus".

Chemnitz hatte ein schönes Gustav Adolf-Werk getan.

Aus dem 7jährigen Kriege.

a. Wie sich der Verlauf des Krieges in der Geschichte von Chemnitz spiegelt.

Mit dem Einmarsche Friedrichs des Großen nach Kursachsen am 29. August 1756 hatten die Feindseligkeiten begonnen, die beinahe sieben Jahre hindurch schwere Not über unser Land bringen und je nach dem wechselnden Kriegsglücke bald die Freunde, bald die Feinde auch in unsere Stadt führen sollten.

Schon den Anfang des Kampfes fühlte Chemnitz deutlich genug, denn bereits am 4. September 1756, kaum eine Woche nach der ersten Überschreitung der sächsischen Grenzen durch preußische Truppen,*) rückte Herzog Ferdinand von Braunschweig hier ein. Über Leipzig, Borna, Penig hatte er seinen Weg genommen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Nachricht von dem Vorrücken die Bürger unserer Stadt. Sofort eilten die Ratsherren zu Sitzungen zusammen. Und ob sie gleich am 3. September erst in später Nacht das Rathaus verlassen hatten, stellten sie sich doch am nächsten Morgen schon um 3 Uhr wieder ein, um wenigstens die Quartierzettel bereit zu haben. Den Feldbesitzern, Bäckern, Fleischern und Brauern war schon am 2. September nach der Ankündigung des Einmarsches streng anbefohlen worden, für allerlei Vorrat an Hafer, Heu, Häckerling, Stroh, Brot, Fleisch, Bier besorgt zu sein, denn 21510 Portionen und 11715 Rationen waren sofort zu beschaffen. Aber noch ehe alle Vorbereitungen erledigt waren, trabten schon Schwadronen Husaren durch die Straßen nach den benachbarten Dörfern und auf Mittweida zu. Bald darnach langten Quartiermeister und Offiziere, langte Ferdinand von Braunschweig selbst an. Vor dem Rathause hielt

*) Trachtenbilder: Münchner Bilderbogen 774.

der Herzog. Dr. Wendt und Dr. Packbusch machten ihm die Aufwartung und wurden gnädig empfangen. Sofort wurde ein Erlaß Friedrichs des Großen unter dem Rathause angeschlagen. Der Braunschweiger bezog Wohnung im mittleren Siegertschen Hause, jetzt Markt 20. Gegen 12 Uhr folgte sein Regiment. Es marschierte auf dem Markte auf und besetzte die Hauptwache auf dem heutigen Neumarkte sowie sämtliche Stadttore. Vier Kanonen wurden auf dem Markte aufgefahren, weitere 14 starke Geschütze nebst 72 Munitionswagen bei der Vogelstange auf dem Anger aufgestellt.

Zwar schien es, als ob die Stadt bald wieder von der Last befreit werden sollte, denn zeitig am nächsten Tage brach der Troß auf. Doch nur zu rasch nahte Ersatz: 12000 Mann Fußvolk und Reiterei, das Hauptheer des Herzogs Ferdinand, zogen ein und rückten in das Lager auf dem Kaßberge. Da gab es kriegerische Bilder allüberall! Etwas später, im November 1756, wurden auf dem Anger Heu- und Strohniederlagen eingerichtet und daher die Ziegelscheune auf dem Platze der heutigen „Waisenschule", das Beilsche Vorwerk und alle daneben gelegenen Scheunen mit Palisaden und „spanischen Reitern" (eingerammten Pfählen) umhegt und von starken Militärposten bewacht.

Zum Glück blieben auch diese Gäste nicht lang, da sie schon am Nachmittage durch die Johannisgasse zum Tore hinaus nach der Freiberger Straße abzogen. Aber einen Vorgeschmack von Kriegsdrangsalen hatte die Bewohnerschaft erhalten. In die sonst stillen Straßen war die erste Kriegswelle hereingeflutet. Bald sollten wuchtigere nachdringen.

Im Frühjahre 1757 suchte König Friedrich eine Entscheidung herbeizuführen. Er rückte nach Böhmen ein — der Schlacht von Prag entgegen, die am 6. Mai geliefert wurde und auch siegreich für die Preußen ausfiel. Da konnte die Chemnitzer Gegend wieder nicht unberührt bleiben. Schon im April marschierten und ritten preußische Soldaten durch unsere Stadt nach Süden. Auf dem Friedhofe zu Burkhardtsdorf z. B. wurden 2 preußische Husaren begraben. Proviant- und Futterwagen, die auf dem Anger aufgefahren gewesen waren, Fuhrwerke mit eisernen Backöfen folgten den Zügen nach. Die letzten Bataillone des Herzog Ferdinandschen und des General Knoblochschen Regiments rückten aus. Soviel der Soldaten aber noch kommen mochten, nur Preußen waren es.

Nach einigen Wochen kehrte sich das Bild! Am 18. Juni 1757 war der König bei Kollin geschlagen worden. Da waren die seitherigen Gäste bald wie „weggeblasen". Aber dafür rückten im August Fremde ein. Österreichische Husaren machten den Anfang. Sie griffen eiligst den preußischen Proviantmeister auf, der noch im Hermannschen Hause (Markt 16) wohnte, und nahmen ihn als Gefangenen mit. Andere Abteilungen, klein und groß, folgten und beanspruchten wieder reichliche Lieferungen, forderten auch das Geld aus den öffentlichen Kassen. Besonders unangenehmer Besuch stellte sich in Kroatenregimentern ein, deren Mannschaften kein Wort zu verstehen war. Mitten in diese Truppen von Freundesseite waren gefangene Preußen, mit Geld beladene Beutewagen, eroberte Geschütze geschoben. Im November (am 11.) berührte auch General Laudon die Stadt.

Eine neue Wendung brachte die Schlacht bei Roßbach. Da hatte am 5. November 1757 dem Volksreime nach der Große Friedrich auf die Hosen geklopft und die Reichsarmee, Panduren und Franzosen in Schrecken versetzt und zur Flucht getrieben. 14 Tage nach der Schlacht, am 19. November, tauchten denn die Verfolger auch in und bei Chemnitz auf: grüne Husaren, die in Gableuz, Grenadiere, die in der Stadt, und Freiwilligenscharen, die in Altchemnitz einquartiert wurden. Hohe preußische Generäle, von Keith und von Itzenblitz, befehligten die Truppen, denen sich bald andere anschlossen, die in Bernsdorf, Reichenhain, Einsiedel und Erfenschlag untergebracht waren. Da gab es wieder starke Besetzung der Häuser und Straßen. Kanonen und Munitionswagen standen auf dem Markte, Pferde unter dem Gewandhause, in das Krippen gebaut wurden.

Während so preußische Truppen noch hier lagen, trafen überaus freudige Botschaften für sie ein: am 5. Dezember hatte Friedrich bei Leuthen wieder einen glänzenden Sieg davongetragen, bald darnach Breslau eingenommen. Da gingen denn die Wogen

im preußischen Lager hier hoch: Jubel bei Offizieren und Soldaten, als Eilreiter mit 6 blasenden Postillonen die Kunde überbracht hatten! Dann Viktoriaschießen auf dem Anger aus Feldstücken und kleinen Gewehren!

Und so ging es im Wechsel unter immerwährenden Durchzügen weiter. Am 19. Oktober 1758 waren die Kaiserlichen an der Reihe, Siegesschüsse zu lösen und Lauffeuer zu entzünden, denn Daun, der im Jahre vorher bei Leuthen geworfen worden war, hatte am 14. Oktober den „alten Fritz“ bei Hochkirch überrumpelt. Die ganze österreichische Abteilung unter General Haddick, die in einer Stärke von 15000 Mann hier zwischen Freiberger Straße und Gablenz lag, rückte an jenem 19. Oktober 1758 gegen Abend aus und nahm Aufstellung. Dann wurde 3mal mit 20 Kanonen gefeuert.

Lange konnten sich indes auch jetzt die österreichischen Truppen nicht hier halten. Die Preußen behaupteten trotz ihrer Niederlage bald wieder das Feld, und als sie gar am 1. Osterfeiertage 1759 am Haßberge nahe Böhmens Grenze einen vollen Sieg errungen hatten, spürte Chemnitz rasch die Folgen. Noch an demselben Tage, dem 15. April, kam ein Bote und meldete, daß alsbald 1800 kaiserliche Kriegsgefangene eintreffen würden. Sofort mußten aufs Rathaus, auf die benachbarte Akzise (Anbau ans Rathaus nach der Klosterstraße zu) und in die Lateinische Schule (bis vor kurzem Poliklinik hinter der Jakobikirche) Stroh geschafft, dazu für einen General und 550 Offiziere Quartiere bereit gehalten werden. Am nächsten Tage trafen auch die Gefangenen ein. Mit fliegenden Fahnen wurden alle in Parade hier eingebracht. Die Preußen gingen zur Seite und die Gefangenen, worunter sehr viele Verwundete waren, in der Mitte. Alle zogen auf dem Markte auf, wo jeder ein Brot erhielt. Glücklicherweise brauchte die Stadt den Truppen, deren Einzug ihr wieder einen preußischen Sieg verkündet hatte, nicht länger denn acht Tage Herberge zu bieten.

Gut kam Chemnitz nach dem Siege Friedrichs bei Torgau (3. November) davon; denn die Stadt erhielt von dem fliehenden Reichsheere nur die Generalität — u. a. den Prinzen von Zweibrücken und den General Haddick —, während die große Masse der Truppen vom 7. November ab auf den Dörfern der Umgebung lag. Erst später mehrte sich das Kriegsvolk, als vom 21. November an die Preußen ein- und wieder einmal ihre Winterquartiere hier bezogen. 20 Mann waren da in den größeren, 10 bis 12 in den kleinsten Häusern untergebracht.

Viel Flüchtige führten auch der 11., 12. und 13. Mai 1762 nach Chemnitz. Auf dem Anger, an der Freiberger Straße und beim Zeisigwalde lagerten sie neben Gepäckwagen und Geschützen. Sie trugen die Uniformen der Kaiserlichen. Was war geschehen? Die Abteilungen waren bei Döbeln geschlagen worden und zogen sich nun nach Böhmen zu zurück — wieder, wie so manchesmal, über Chemnitz, die Zschopauer und die Annaberger Straße hinaus.

So erfuhr Chemnitz fast mit Regelmäßigkeit am eigenen Leibe, was geschehen sollte oder geschehen war, noch bis in die letzte Zeit des Krieges hinein. Denn auch, als am 28. und 29. Oktober 1762 Prinz Heinrich von Preußen bei Freiberg über Reichstruppen und Österreicher einen Sieg davongetragen hatte, wurde unsere Stadt wieder von zahlreichen Heeresabteilungen heimgesucht, die entweder nur vorübergehend oder, wie die Billerbeckschen Mannschaften, für den Winter hier blieben, eine neue Plage für die ausgesogene Stadt.

b. Ein Brief des Feldmarschalls Keith an seinen Bruder, geschrieben zu Chemnitz am 16. Dezember 1757.

Gerade zwei Wochen nach der für Friedrich den Großen ruhmreichen Schlacht von Roßbach (5. Novbr.) erschienen die Preußen in Chemnitz. Der Generalfeldmarschall von Keith und der Generalleutnant von Itzenblitz führten sie. Zwar blieben sie längere Zeit hier. Aber mitten in den Chemnitzer Aufenthalt fiel ein Zug nach Böhmen, von dem sie am 5. Dezember mit reicher Beute an Vieh und Geld zurückkehrten. In der freudigen Stimmung auch über diesen kleinen Erfolg, mehr noch aber über die Groß-

taten der preußischen Truppen bei Roßbach und Leuthen mag der Brief entstanden sein, den Feldmarschall Keith am 16. Dezember 1757 von Chemnitz aus an seinen Bruder schrieb und der folgendermaßen lautet:

Chemnitz, 16. Dezbr. 1757.

„Mein lieber Bruder! Wir liefern hier Schlachten, wie man anderwärts Opern gibt. Im vorigen Monat sind 3 gewesen, von denen wir eine verloren und 2 gewonnen haben; die zuletzt gewonnene scheint mir eine Entscheidungsschlacht zu sein. Ich kann Dir versichern, daß nach allen Berichten, die ich gesehen habe, der Verlust des Feindes sehr groß gewesen ist. Kanonen, Gepäck, alles ist genommen; und an Toten, Gefangenen, oder Desertierten muß der Feind wenigstens 2000 Mann verloren haben. Außerdem sind 9 Bataillone und viele Verwundete in Breslau eingeschlossen, von wo sie unmöglich entkommen können. Lucchesi, der in der ersten, vom Prinzen von Bevern verlorenen Schlacht verwundet wurde, ist unter ihnen. Diese Schlacht war für uns nicht besonders nachteilig; wir hatten nicht über 1800 Tote und Verwundete.

General Zieten ist noch in der Verfolgung der Österreicher begriffen und hat dem Könige geschrieben, daß er den größten Teil ihrer schweren Artillerie bei Strehlen aufgefunden und weggenommen hat; aber wir wissen noch nicht, ob es die der Armee zugehörende ist, oder die, deren sie sich bei der Belagerung von Schweidnitz bedienten. Kurz, der Sieg ist vollständig und kostet uns, wie ich höre, ungefähr 4000 Mann."

Nicht ganz 1 Jahr darnach, am 14. Oktober 1758, fiel Keith bei Hochkirch.

c. Ein schwerer Tag für die Preußen.

Schon 1758 am 17. Oktober waren Kaiserliche und Preußen zwischen Borna und Röhrsdorf in ein Gefecht verwickelt worden, das den Preußen eine kleine Niederlage bereitet hatte.

In ähnlicher Weise standen sich nach der Mitte des Monates Mai im Jahre 1762 Freund und Feind in der Nähe von Chemnitz gegenüber. Kaiserliche Truppen hatten sich bei Lichtenstein versammelt. Auf der Hilbersdorfer Höhe aber sowie in der Stadt hielten Preußen. Zwei Regimenter Infanterie, ein Regiment Kürassiere und ein Regiment Dragoner, zum kleinen Teile in Furth untergebracht, bildeten die preußische Macht.

Eben waren in der Gegend von Lichtenstein kleine Scharmützel vorgefallen, denn preußische Truppen hatten dort den Gegner aufgesucht. Sofort stellte nun der preußische Befehlshaber am 21. Mai seine Streitkräfte in Schlachtordnung auf und führte sie von Hilbersdorf nach dem Roten Vorwerk an der heutigen Emilienstraße sowie nach den Herrenteichen, die sich unterhalb des Waisenhauses nach dem Schlachthofe zu ausbreiteten. Eine Abteilung von mehreren hundert Mann ward nach der Stadt entsandt, um die hier stehende Schar zu verstärken. Die Stadtmauern wurden besetzt, die Tore geschlossen. Auch die Hauptmacht folgte ein Stück nach.

Unterdessen hatten die Dragoner und Husaren, die am Tage vorher aus dem preußischen Lager gegen den Feind entsandt worden waren und eine Schlappe erlitten hatten, auf dem Kaßberge Fuß gefaßt. Sie hatten sich bei der Schanze aufgestellt. Doch ihnen war der Feind dicht auf den Fersen gewesen. Schon ließ er sich auf dem hinteren Teile des Berges blicken, schon besetzten seine Husaren und Geschütze den Nikolaiberg, drängten andere Haufen auf der Zwickauer und Stollberger Straße gegen die Stadt vor.

Und nun begann der Kampf. Die Kaiserlichen griffen sofort das Nikolaitor an, das ein preußischer Leutnant mit 30 Mann und einer Kanone verteidigte. Aber auch auf dem Kaßberge prallten die Gegner auf einander. Zwar eröffneten die Preußen ein starkes Feuer gegen die Feinde; aber es blieb ohne alle Wirkung. Mittlerweile stürmte auch ein Kroatenregiment auf das Nikolaitor und auf die Kaßbergschanze. Der Leutnant wurde verwundet und war genötigt, sich samt seinen Helfern durch das Johannistor aus der Stadt zurückzuziehen. Gleicherweise vermochten sich die Verteidiger

der Schanze oben auf dem Kaßberge nicht zu halten. Sie flüchteten durch das Klostertor hinter die Mauern und ihren Waffenbrüdern nach.

Jetzt stürmten die Husaren nnd Kroaten mit unaufhörlichem Feuern hinter den Preußen her, fielen ihnen vor dem Johannistore noch in die Flanken und zwangen sie, bei der Hospitalkirche, gegenüber dem Anfange der Zschopauer Straße, ein Geschütz zurückzulassen. Mochten sich die Preußen noch kräftiger wehren — es war alles vergeblich. Denn vom Kaßberge her feuerten die Kaiserlichen aus einer Haubitze so heftig über die Stadt weg und unter die preußischen Scharen, daß sich deren vier Regimenter trennen und immer weiter zurückweichen mußten. Dazu drängten die Verfolger in der Nähe.

Bis zum Roten Vorwerke, dem Ausgangspunkte, war die preußische Macht bereits wieder zurückgeschlagen. Noch einmal versuchte sie hier, zum Stillstande zu kommen. Aus 12pfündigen Kanonen schleuderte sie die Geschosse gegen die Verfolger. Aber auch diesmal vergebens; denn immer größer ward die Zahl der Feinde, die von Westen her anstürmten: geraden Weges die Hauptmasse, eine Abteilung von Gablenz herüber, reitende Jäger aber, die hinter dem Schlosse weg ihren Weg gesucht hatten, von Furth her.

Nun war erst recht keines Bleibens mehr. Zwei Kanonen mußten zurückgelassen werden, und eilenden Fußes ging es unter Verlust von vier weiteren Geschützen nach Ebersdorf und nach Flöha. Ein Glück, daß die Brücke dort völlig aus Holz gebaut war. Gern trug sie die fliehenden Preußen noch über die Zschopau. Dann aber mußte sie samt zwei daran gebauten Häusern in Flammen aufgehen. So waren die Preußen wenigstens einstweilen vor weiterer Verfolgung gerettet. Ihre Gegner aber freuten sich, in dem Treffen bei Chemnitz 11 Offiziere, 200 Reiter, 500 Mann Infanterie und 8 Geschütze, dazu Pulverwagen, Pferde, Schlachtvieh und Gepäck genommen zu haben.

d. Friedrich der Große in Chemnitz.

Truppen aller Gattungen zogen während des 7jährigen Krieges in Chemnitz ein und aus. Auch vornehme Herren genug, wie die Prinzen Heinrich*) und Ferdinand und die Generäle von Kleist und von Keith, kehrten hier ein. Der bedeutendste der Gäste war aber der „alte Fritz" selbst.

Vielleicht nicht gerade zum Leide der Stadt war er ihr bis gegen das Ende des Krieges fern geblieben, denn als rücksichtslos hatten die Bewohner ihn und seine Generäle kennen gelernt. Aber — ob die Bürger von Chemnitz den alten Degen gern schauten oder nicht: er kam. Das erste Mal weilte er vom 17. bis 19. März 1761 in unseren Mauern. Eine einfache Kutsche, wie er sie auf seinen Besichtigungsreisen benutzte, hatte ihn von Leipzig hierher getragen. Im Hause des Stadtrichters Dr. Packbusch, jetzt Markt 8, nahm er Wohnung. Als Soldat hatten gewiß die Chemnitzer den König vor allem schildern hören. Als Kriegsherrn sollten sie ihn nun auch näher kennen lernen; denn durchaus soldatisch war des Königs Tun. Schon am Morgen des 18. März ritt er mit General von Linden, der mit seinen Bataillonen den Winter hier verbracht hatte, die Zschopauer Straße hinaus, wendete sich dann nach der Freiberger Straße zu, wo er die Lage der Felder besichtigte, und kehrte um 10 Uhr durch das Klostertor zurück. Die volle Hälfte der Stadt, einen weiten Bogen nach Osten und Norden zu, hatte demnach der Preußenkönig umritten. Wie mag da sein scharfes Auge gespäht, welche Gedanken und Pläne mögen sein Sinnen bewegt haben! Doch mit der Umschau ließ sich Friedrich nicht genügen. Sein Weg führte ihn herein nach dem Markte. Hier hatte sich schon das Militär, sechs Bataillone, versammelt. Der König, dem die Blicke aller aus den Fenstern der Häuser folgten, stieg vom Pferde. Und nun mußten die Mannschaften an ihrem obersten Kriegsherrn

*) Prinz Heinrich zog am 15. Juni 1759 mit einem Regimente von hier nach Dittersdorf, wo er im Edelhofe Wohnung nahm.

vorbeimarschieren. So hielt der „alte Fritz“ auf dem Chemnitzer Markte Musterung über seine Truppen. Am nächsten Morgen verließ er um 7 Uhr die Stadt und fuhr nach Lichtenwalde, von da nach Freiberg.

Noch einmal, reichlich anderthalb Jahr später, am 1. Dezember 1762, hat dann Friedrich der Große unsere Stadt berührt. Aber nur kurze Zeit hat damals sein Aufenthalt hier gewährt; denn nachmittag 4 Uhr war er von Freiberg, wo vier Wochen vorher Prinz Heinrich den Gegner überwunden hatte, eingetroffen; nur eine halbe Stunde nachher aber fuhr er bereits nach Zwickau weiter. Die kurze Ruhefrist brachte er wieder beim Stadtrichter Packbusch zu, in demselben Hause, das ihn im Jahre vorher beherbergt hatte, das damals zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehörte, denn erst 1744 war es vom Kaufmann Seyferth erbaut worden. Das Monogramm seines Namens, das bis 1905 im alten Giebelaufbau thronte, erzählte davon.

e. Die letzten Preußen in Chemnitz.

Unter allerlei Sorgen war das Jahr 1763 herbeigekommen, endlich aber doch der Krieg zum Stillstande gebracht worden. Schon hatte am 17. Februar General Kanitz mit seinen 5 Bataillonen die Stadt verlassen. Da traf am Nachmittage desselben Tages ganz unerwartet noch einmal eine Abteilung ein, die durch ihr Auftreten der Bürgerschaft lebhaft die Leiden des Krieges in die Erinnerung zurückrief. Es waren 600 schwarze Husaren, vom Oberst Belling geführt, die letzten Preußen, die im 7jährigen Kriege hier einquartiert waren. „Sie haben aber noch zu guter Letzt die Leute . . . ganz entsetzlich gemartert und geplagt. Mit Essen und Trinken mußten sie versorgt werden; und wenn sie dies schon bekamen, so waren die meisten damit nicht zufrieden und tribulierten die Bürger, bis sie ihnen besseres schafften und vorrichteten. Und wenn dies nicht gleich geschah, so haben sie die Bürger mit Schlägen und sonsten übel traktiert. Wenn sich gleich die Bürger bei den Offizieren darüber beschwerten und beklagten, so gab es doch keine Hilfe; es hieß bei diesen: „Es ist eure letzte Einquartierung, seht, wie ihr diesmal mit ihnen zurechte kommt“. Ja, sogar die Bürgermeister und Ratsherren mußten ihnen die Stiefel putzen, und was sie haben wollten, auf die Gasse holen. Dieser Oberst Belling hatte den Winter an der böhmischen Grenze gestanden und hat mit Eintreibung der Kontributionsgelder, mit Lieferungen, Brandschatzung und Rekrutierung die Leute bis aufs Blut ganz erstaunlich gemartert und geplagt und dabei ganz gewaltige Expressiones gebraucht. In der Nacht haben sich viele von den Husaren zu 8, 10 auch 12 Mann in ein Haus bei den Ratsherren einquartiert, sich mit Fressen und Saufen versorgt, auch sonst mit übler Aufführung viel Unkosten verursacht und sind bis am Morgen daselbst geblieben, bis der Trompeter geblasen hat. Hernach, früh um 6 Uhr, marschierten sie . . . zum Johannistore hinaus. Dies waren die letzten Preußen in diesem Kriege. Gehabt euch wohl.“ Also schreibt einer, der alles mit erlebt hat.

f. Schwere Lasten des Krieges.

Zwar hat auch schon in den vorhergehenden Aufsätzchen über den 7jährigen Krieg angedeutet werden müssen, wie viele Lasten unsere Stadt Chemnitz in jenen Tagen zu ertragen gehabt hat. Aber die Schwere der Bedrückung rechtfertigt es gewiß, wenn wir aus der großen Menge der Überlieferungen einiges noch besonders herausgreifen.

Was unserem Chemnitz die erste Aufregung bereitete und ihm sodann fortgesetzt unruhevolle Tage bescherte, das waren die Durchzüge — sechs, sieben Jahre lang. Wer wollte alle die Regimenter aufzählen, die da in die Gassen ein-, die aus den Toren hinausfluteten, wer ihre Namen behalten? 3, 5, 10 Tausend „Gäste“ auf einmal, oft weit mehr, als die ganze Einwohnerzahl betrug, waren keine Seltenheit. Nur zu leicht läßt sich da berechnen, daß in jedem Hause ganze Abteilungen Aufnahme finden mußten. Und nicht anders erging es den Dörfern der Nachbarschaft. Es war ein beständiges Hin und Her, ein ewiges Kommen und Gehen der Mannschaften, bald in

Reichenhain, Bernsdorf, Altchemnitz, bald in Neukirchen, Kappel, Altendorf, Hilbersdorf usw. Überall tauchten die Krieger auf. Zuweilen zogen es zwar die Führer vor, nur den Offizieren Wohnungen in der Stadt anzuweisen, die Mannschaften aber auf den Fluren der Umgebung lagern zu lassen. Der Kaßberg, der Anger, der Sonnenberg, die Gegend vor dem Chemnitzer Tore nach dem jetzigen Bernsbachplatze und nach der Apollostraße zu, ja selbst die Wälder der Nachbarschaft wüßten davon zu erzählen. Aber ob sich die Soldaten in den Häusern drängten, ob sie im Freien hausten, ob sie preußische Uniformen oder die der Kaiserlichen trugen — eine Plage blieben sie den geängsteten Bewohnern immer und überall. Es läßt sich kaum berechnen, was die Truppen und besonders einzelne ihrer Führer für sich und ihre Pferde verlangten. Da wollte gleich beim ersten Anmarsche 1756 das Bier nicht reichen, sodaß neuer Trunk aus Frankenberg herzugefahren werden mußte. Als im Winter von 1756 zu 1757 preußische Mannschaften unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig hier lagen, als 1758 das Haddicksche Korps von 15 000 Mann angerückt war, mußten Hunderte von Scheffeln Getreide, dazu Stroh, Heu, Branntwein usw. in Mengen geliefert werden. 1760 trat zu anderen Forderungen die, 37 000 Brote für das Heer des Erbprinzen von Braunschweig zu schaffen. Den Kaufleuten und Gewandschneidern ward alles blaue und weiße Tuch weggenommen und nach Freiberg gebracht. Das Amt Lichtenwalde mußte Speck, Butter, Käse usw. liefern. Dabei wurde nichts geschont. Wo die Gaben nicht freiwillig flossen, da wurde Gewalt angewendet. Die Soldaten brachen die Türen zu Scheunen, Kellern und Ställen auf und führten fort, was sich fortbringen ließ. Besonders zeichneten sich die Mannschaften des Obersten Billerbeck, des „grausamen harten Mannes", hierin aus. Mit so schweren Leistungen wurden durch ihn 1762 die Bauern der Nachbarschaft belegt, daß sie kaum soviel ernten und ausdreschen konnten, wie geliefert werden mußte.

So hatten Stadt und Land vollauf zu tun, das Militär am Orte zu verpflegen, soweit es selbst nicht dafür sorgte. Aber nicht genug damit. Sogar nach fremden Plätzen mußte noch geliefert werden. Da waren nach der Schlacht bei Roßbach 20 000 Brote zu beschaffen, die auf Wagen verpackt und beim Abzuge mitgenommen wurden. Ebenso ging 1758 viel Brot von hier nach dem Lager bei Zschopau. Alle 5 Tage fuhren 50 Wagen dahin. 1759 im November, nach der Niederlage Friedrichs bei Kunnersdorf, fiel der Stadt und dem Amte die Aufgabe zu, auf einmal 100 Rinder, 300 Schafe, über 1000 Scheffel Korn, Gerste und Hafer und 10 000 sechspfündige Brote für das preußische Heer nach Nossen zu liefern. Der General Kleist bestellte bei seinem Abmarsche 1762 2000 Brote, dazu Hafer und Heu nach Zwickau. — Die Lasten wurden natürlich umsomehr empfunden, wenn auch noch Teuerung eintrat und die Geschäfte stockten, wie sich dies 1761 und 1762 traf.

Schwer seufzte die Bewohnerschaft. Aber das Ungemach vergrößerte sich nur; denn zu den Lieferungen gesellten sich besonders in den letzten Kriegsjahren mehr und mehr G e l d f o r d e r u n g e n. Schon Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte bei seinem Abzuge schriftlich und mündlich befohlen, alle einkommenden Kassengelder nicht weiter an des Königs von Polen Majestät zu bezahlen, sondern solche ohne Ausnahme an das Königlich Preußische Kriegskommissariat zu Torgau abzutragen. Infolgedessen zahlte Chemnitz den ganzen Krieg hindurch seine Steuern an Preußen. Aber später stellten sich noch ganz andere Zumutungen ein. Da wurde 1759 der Bürgerschaft ein Befehl verlesen, wonach der König von Preußen 100 000 Taler verlangte, zu je einem Drittel immer innerhalb eines Monates zahlbar. Bis zu 3000 Talern mußten von einzelnen Bürgern eingetrieben werden. Ehe aber diese Zahlung erfüllt war, lief schon eine neue Schreckensnachricht ein: jetzt verlangte die preußische Verwaltung innerhalb sechs Wochen 250 000 Taler. Es war unmöglich, in so kurzer Zeit diese Riesensumme aufzubringen. Alle Bittgesuche um Gestundung und Herabsetzung der Forderung aber fanden kein Gehör — auch beim Könige. Nur schlimmer gestaltete sich die Lage der Bürger. Es kamen Soldaten zur Zwangsbeitreibung ins Haus, 8, 10 unter ein Dach. Und ihnen

war an Essen und Trinken soviel zu geben, als jeder verlangte. Doppelt wurden so die Einwohner gestraft. Aber ob man schon gehofft hatte, mit der Bezahlung der geforderten Viertelmillion der Last ledig zu werden und in der Reihe der Leidenstage den Höhepunkt überschritten zu haben, sollte man doch in arger Täuschung befangen gewesen sein. Jetzt verlangten die Preußen eine neue Viertel-, am 21. Dezember 1762 gar noch eine halbe Million Taler. Das gab Schrecken, das gab ein Weihnachten! „Es waren viele Leute, die das liebe Brot nicht satt zu essen hatten und sollten doch Geld schaffen . . . Es wurde recht sehr erbärmlich, ja fast unchristlich mit uns umgegangen; derer Plagen und Bedrückungen sah man kein Ende. Es ging nunmehr ins 7. Jahr; die Trubeln sind immerfort stärker geworden, und jetzo schien es vollends der Garaus zu sein. Die Teuerung blieb immerfort; man wußte nicht, wie lange man noch in seiner Hütte bleiben konnte; es hatte ein jedes zu tun, daß es sich und die Seinen ernähren konnte, da fast gar keine Nahrung mehr war. Die Fabriken sollten ruiniert werden . . . Die Kaufleute, so noch hier waren, die sollten alle in Arrest. Die Neujahrsmesse war da, die konnten sie nicht beziehen; es wurde gar kein Kaufmannsgut zum Tore hinausgelassen . . . Etliche Bürger sind schon davongegangen, haben Haus und Hof stehen lassen. Die Leute gehen alle betrübt und traurig herum, haben weder Mut noch Sinn und wissen sich weder zu raten noch zu helfen.“ So klingt ein Klageruf aus jenen Tagen.

Und wir werden ihm die Berechtigung nicht absprechen. Kannte doch die Kriegsleitung nicht die mindeste Rücksichtnahme. Liefen die Gelder nicht ein, dann wußte sie ein Mittel, alles in Bewegung zu setzen, bis endlich der Betrag beisammen war: sie nahm den Rat, nahm vornehme Kaufleute, nahm andere Bürger gefangen, verwahrte sie im Rathause, in der Fronfeste, oder ließ sie mit fortführen. Der Bürgermeister Matheśius, die Kaufleute Crusius, Jünger, Lange, Siegert, Treffurth und andere werden uns als Geiseln genannt. Nicht weniger denn 200 Bürgersleute waren auf einmal um Weihnachten 1762 eingesperrt. Ein Glück nur, daß der Friedensschluß einen Teil der Forderungen aufhob!

Einen anderen Grund zu berechtigten Klagen gaben die Dienstleistungen mancherlei Art, zu denen Bürger und Landbewohner fortgesetzt herangezogen wurden. Da mußte die Stadtmauer ausgebessert, mußten 14 neue Treppen zu den Wehrgängen hinauf angelegt werden. Als der Winter von 1756 angebrochen war, hatten täglich 50 Mann aus der Stadt und 200 Mann aus dem Amte das Eis im Stadtgraben aufzuhauen, um den Zwangssoldaten die Flucht zu vereiteln. Anderen wieder wurde befohlen, bei Reitzenhain (1756), in der Nähe des Haßberges (1759), auch bei Furth und Altendorf (1762), Schanzen aufzuwerfen. Als 1759 von der böhmischen Grenze her viele Hundert Gefangene nach Chemnitz gebracht worden waren, da hatten die jungen Bürger die Wache zu versorgen. 1760 aber, nach der Schlacht bei Torgau, mußten 200 Bauern aus dem Amte bei Hilbersdorf und nach den Sechsruten zu für die Österreicher ein Verhau aufführen, während das Handwerk der Schneider 10 Mann als Gehilfen bei der Anfertigung von Uniformen nach Freiberg zu entsenden hatte. Und dazu die Bauten! Da gab es 1756 auf dem Roßmarkte und beim Gewandhause Ställe, an anderen Orten Schuppen für die Pulver- und Proviantwagen zu errichten. 1757 hatten die Bürger die Fleischbänke aus dem Gewandhause herauszureißen, damit dort die Rekruten einexerziert werden konnten. Und ebenso war auf dem Roßmarkte eine lange Exerzierhalle zu schaffen. Wieviel Arbeit dazu an Kranken und Verwundeten! Ganze Häuser, so das der Leinweber an der Lohstraße, der Bruchschützen bei der Nikolaibrücke, wurden nach der Schlacht von Roßbach zu Lazaretten umgewandelt. Auch das Tuchmachermeisterhaus (jetzt Lohstraße 11) war belegt, obwohl es so baufällig war, daß es am 16. April 1758 zusammenbrach. Glücklicherweise waren die meisten Soldaten vorher herausbefördert worden. Zwei indes, darunter einer der Retter, wurden beim Einsturze verschüttet und getötet.

Eine ganz besondere Sorge aber beschworen für viele die preußischen Werbungen herauf. Wehe dem jungen, kräftigen Manne, der sich durch seine Länge auszeichnete!

Er lebte in steter Gefahr, von Häschern gefaßt, mit von dannen genommen und als Rekrut eingereiht zu werden. Zunächst erwies sich das Mühen um neue Soldaten noch harmlos. Als Ende September 1756 Oberst von Mayer hier erschien, um Mannschaften zu gewinnen, da ließ er durch Anschlag an den Toren bekannt geben, daß die Geworbenen gleich den übrigen preußischen Soldaten Löhnung, Brot und anderes Nötige bekommen würden, daß jeder alle gemachte Beute — „und wenn es 1000 Taler wären" — für sich behalten dürfe usw. Ein Lockruf war seine Werbung. So konnte er sich auch guten Erfolges freuen. Es lief ihm arbeitsscheues Gesindel genug zu. Aber die von Mayer angewendeten Mittel verfingen nicht für die Dauer. Da „blies denn der Wind von einer anderen Seite": es wurde Zwang ausgeübt. Man forderte die Bürger, Hauswirte und Hausgenossen, die Gesellen und Lehrlinge auf das Rathaus und wählte nach Belieben unter ihnen aus. Ähnliche Vorgänge spielten sich dann mehrmals ab. Auch davor schreckten die Werber nicht zurück, in die Häuser zu gehen und „Bürger und Burschen" mit Gewalt fortzuführen. Nach Magdeburg, nach Halle usw. wurden die Mannschaften gebracht. Durch diese Haussuchungen und Wegnahmen war in der Bürgerschaft ein solcher Schrecken entstanden, daß sich keine männliche Person mehr auf der Straße sehen ließ und nicht einmal die „Schüler nebst den Kurrendanern noch auf der Gasse gesungen haben". Wehe dazu dem, der die Flucht von Rekruten oder Soldaten begünstigt hätte! Wurden doch gleich 1756 der Ratsherr Dittel und der Bürgermeister Grüllmeyer verhaftet und als Kriegsgefangene nach Magdeburg geführt, weil die Preußen hinter ihnen Warner und Helfer bei Befreiungen vermuteten. Erst 1761 im März erlangte Grüllmeyer die Freiheit wieder. Aber gebrochen an Körper und Geist kehrte er heim, wo er bereits nach drei Wochen starb. Dittel hingegen hatte bis zum Friedensschlusse als Gefangener auszuharren. Keine Bitte seiner Mitbürger vermochte, ihn eher aus den Fesseln zu lösen.

Nicht anders aber als der Stadt erging es den Dörfern ringsum, denn aus Oberhermersdorf z. B. wird uns berichtet, daß der Ort durch beständig abwechselnde Einquartierungen, durch Brandschatzungen, Spanndienste usw. mitgenommen worden sei. Aus Harthau wieder klagt der damalige Pfarrer, daß die Gemeinde wegen der Bedrängnisse des Krieges nicht vermocht habe, einen notwendigen Bau an der Kirche auszuführen usw.

Überall nur Sorge und Not, die selbst dann noch nicht gleich schwanden, als die Friedensglocken geläutet hatten.

Chemnitz und unsere Geisteshelden.

Nicht wie Dresden und Leipzig ist unsere Stadt Chemnitz in der Lage, die Geisteshelden unseres Volkes länger in ihren Mauern gefesselt, sie bei fleißigem Schaffen gesehen zu haben. Und doch bestehen mannigfache Fäden, die zwischen ihnen und unserer Heimat gezogen sind.

Da ist zunächst Gotthold Ephraim Lessing, der Sohn der Stadt Kamenz. Weit ab von uns liegt sein Geburtsort, haben wir die Hauptstätten seiner Wirksamkeit, Hamburg und Wolfenbüttel, zu suchen. Und wie nahe steht uns doch seine Familie! Denn in unsere Pflege führen uns die ältesten Nachrichten über die Ahnen des Schöpfers der „Minna von Barnhelm", des „Nathan" usw., indem sie nach Jahnsdorf, Burkhardtsdorf, Neukirchen und Einsiedel weisen! Aus Jahnsdorf nämlich stammt Clemens Lessing oder Lessigk, der als der erste Vorfahre des Dichters genannt wird. 1525, im Jahre des Bauernkrieges, ist er dort geboren. Von dort aus sehen wir ihn in die Welt ziehen, hat er als fahrender Schüler Joachimsthal aufgesucht, wo Mathesius, der Freund Luthers, als Rektor wirkte, auch unserem Lessigk ein Vermittler der Sprachen des Altertumes wie der freien evangelischen Lehre. In Burkhardtsdorf waltete Clemens Lessigk von 1556—1558 als Pfarrer, und in gleicher Eigenschaft war er bis 1562 in Neukirchen, bis 1595 in Einsiedel tätig, von seinen Vorgesetzten beurteilt als „von guter Geschicklichkeit, in seinem Amte fleißig und eines guten Lebens". Aber auch unsere Stadt selbst hat ihren Anteil am Besitze der Lessingschen Familie; denn hier

lebte einer der Brüder des Dichters, Theophilus geheißen, erst (1778—1805) als Konrektor, dann (bis zum Tode 1808) als Rektor der Lateinschule. Aus dem Briefwechsel dieser Zeit ist freilich nur noch ein einziges Schreiben erhalten. Doch erkennen wir, in wie engem Bunde die beiden Brüder gestanden haben: Theophilus vermittelte für den Bruder Gelder an die Schwester Dorothea Salome in Kamenz, Gotthold aber scheint dem Chemnitzer Konrektor Bücher geschickt zu haben. Eine zweite Verbindung wird vom Dichter nach unserer Stadt herüber dadurch hergestellt, daß G. E. Lessing 1755 die „Kleine Geographie vor die Anfänger" vom Chemnitzer Rektor Hager beurteilte. Daß er einen günstigen Spruch zu fällen vermochte, freut uns umsomehr. „Der Auszug", schreibt Lessing u. a. über das Buch, „ist für die Anfänger ungleich brauchbarer als das große Werk, und man darf nicht glauben, daß es so gar leicht gewesen ist, ihn zu verfertigen." Wollte man endlich den Briefwechsel herzuziehen, der zwischen Lessing und Christian Gottlob Heyne, dem bedeutenden Sohne unserer Stadt, gepflogen worden ist, so würde sich die Zahl der „Brücken" um ein wesentliches vermehren. Doch gehen wir nicht darauf ein, weil Heyne, der berühmte Kenner des Altertums und der alten Literatur, die Briefe von Göttingen aus, seinem Wohnorte, geschrieben, weil er dort auch die Antworten aus Wolfenbüttel usw. empfangen hat.

Von Lessing wenden wir uns zu der zweiten der großen Dichtergestalten, zu Wolfgang Goethe. Hier lassen sich noch engere Beziehungen feststellen; denn der Dichter hat in Person unsere Stadt beehrt, wie er durch Besuche auch den erzgebirgischen Städten Johanngeorgenstadt, Schneeberg, Altenberg und ihrem Bergbau die größte Aufmerksamkeit widmete. In Chemnitz besichtigte er (s. S. 143) die Spinnmaschinen. Sollte es uns nicht weiter freuen, hin zum Dichterfürsten nach Weimar gehen und dort beobachten zu dürfen, wie der Geistesgewaltige beim Anschauen und Untersuchen seiner Mineraliensammlung auch auf „Chemnitzer Stücke" blickt? Vernehmen wir nicht gern auch aus Goethes Mund ein so anerkennendes Urteil über unseren einstigen Bürgermeister Georg Agricola (1494—1555), wie es uns in den Worten vorliegt: „Wir bewundern ihn noch jetzt in seinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Bergbaues, alte und neue Erz- und Steinkunde umfassen und uns als ein köstliches Geschenk vorliegen?" Endlich dürfen wir aber nicht übersehen, daß Goethes „Hermann und Dorothea" für unsere Stadt, die das Elend der vertriebenen Salzburger (s. S. 65) geschaut, zur echten Heimatdichtung wird.

Eine Dichtung ist es auch zunächst, die unser Chemnitz mit dem dritten Gliede des großen Dreigestirnes, mit Friedrich Schiller, verbindet. Wir meinen den „Wallenstein". Nicht, daß wir wähnen wollten, Schiller habe bei der Abfassung dieses Stückes nur irgendwie an Chemnitz gedacht. Aber das darf man sagen: Indem er den Wallenstein geschaffen, hat er unbeabsichtigt auch ein Gemälde entworfen, auf dessen Hintergrunde die Türme unseres Chemnitz aufragen könnten. Denn wer die Geschichte unserer Stadt und ihrer Umgebung kennt und nun den „Wallenstein" liest, dem lebt all das Getriebe in unseren alten Gassen, in den Dörfern auf, das er als zum 30jährigen Kriege gehörig in den Chroniken hat schildern hören. Da ertönt ihm von Westen her das „Holckische Jägerhorn", erscheinen die „Grünröcke mit den sauberen Spitzen, dem Federhut", die von sich sagen:

„Wo wir nur durchgezogen sind —
erzählen Kinder und Kindeskind
nach hundert und aber hundert Jahren
von dem Holck noch und seinen Scharen."

Und wer wollte bestreiten, daß die Worte des Wachtmeisters: „Der Bürger, er nimmt uns ins Quartier und pflegt uns und kocht uns warme Suppen" nicht ganz den Erlebnissen unserer Stadt angepaßt wären? Indes, unser Chemnitz ist in dem Rechte, den „Wallenstein" auf sich zu beziehen, nicht nur auf die Stellen angewiesen, die den Verlauf des unheilvollen Krieges im allgemeinen schildern, sondern es erscheint mit dem ganzen Werke noch besonders dadurch verkettet, daß fast alle Hauptpersonen, die in den

„Piccolomini“ und in „Wallensteins Tod“ auftreten, in seinen Mauern geweilt haben. Wir hören:

> „In Nürnbergs Lager ließ der schwedische König
> den Ruhm — in Lützens Ebenen das Leben.
> Doch wer erstaunte nicht, als Herzog Friedland
> nach diesem großen Tag wie ein Besiegter
> nach Böheim floh, vom Kriegesschauplatz schwand.“

Wie mit einem Schlage werden wir da hineinversetzt in den November des Jahres 1632, als Wallenstein mit Gefolge und mit großen Heeresteilen in Chemnitz einzog, eben auf dem Rückzuge „nach Böheim“ begriffen. Es wandeln leibhaftig durch die Straßen unserer Stadt fast alle die Gestalten, die der Dichter gezeichnet. Und wenn wir daran denken, daß Pappenheim in der Johannisgasse aufgebahrt gelegen hat, dann ist sofort der Anschluß hinüber zu den Schillerschen Worten gefunden:

> „Der Piccolomini, der junge, tut sie jetzt führen.
> Den haben sie sich aus eigener Macht
> zum Oberst gesetzt in der Lützener Schlacht,
> als der Pappenheim umgekommen.“

Aber wie Lessing und Goethe mit Chemnitzer Personen im Verkehr gestanden, so dürfen wir uns eines Gleichen auch Schiller gegenüber rühmen; denn unter den Schauspielern, die des Dichters erste Stücke, „die Räuber“, „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ aufgeführt, erscheint ein Kind unserer Stadt: der hier 1754 als Tuchmacherssohn geborene Johann David Beil. Muß er es verstanden haben, sich in Schillers Werke zu versenken! Wie hätte ihm anders der Dichter nach Aufführungen der „Räuber“ und von „Kabale und Liebe“ das Ehrenzeugnis ausstellen mögen: „Beil, der herrliche Kopf, war ganz Schweizer“ — „Er ist wirklich der große komische Spieler“ — „Er ragt wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten hervor“. Ja, in der Person des Musikus Miller, der in „Kabale und Liebe“ auftritt, hat nach der Äußerung einer Zeitgenossin Schiller mit Treue das Wesen Beils nachgebildet, sodaß wir unseren Landsmann bei jeder Neuaufführung des genannten Stückes wieder zum Leben auferstehen sehen.

Wir hätten nun der Beziehungen Theodor Körners zu unserer Stadt zu gedenken. Doch ist dieser Pflicht an anderer Stelle nachgekommen (S. 92). Aber einen Mann wollen wir nicht übersehen, der zwar an Bedeutung als Dichter hinter Lessing, Goethe, Schiller zurückbleibt, der aber als glühender Verehrer seines und unseres deutschen Vaterlandes für alle Zeiten gepriesen werden wird und muß. Es ist Ernst Moritz Arndt, der Dichter der Lieder: „Was ist des Deutschen Vaterland?, Der Gott, der Eisen wachsen ließ, Was blasen die Trompeten?“ usw. Wie auch er, der Sohn der Insel Rügen, der spätere Bonner Professor, unserer Stadt verbunden sei? wird mancher fragen. Arndt erzählt es uns selbst: ein Chemnitzer ist eine Zeitlang sein Lehrer gewesen. Hören wir, wie er den alten Herrn schildert: „Es war ein kleiner, vierschrötiger Mann mit rundem, breitem Kopfe und buschigen weißen Brauen, unter welchen ein paar blitzende blaue Augen hervorfunkelten, trug immerfort Kamaschen, einen dickbepuderten, mit zwei großen Locken gezierten und mit einem ellenlangen dünnen Haarzopf behangenen Kopf und führte, wenn er spazieren ging, ein langes spanisches Riet (Rohr) in der Hand. Seine Bewegungen waren scharf und eckig, wie auf dem Paradeplatze, seine Haltung strack, seine Stimme hell, sein Blick funklig, sein ganzes Wesen Christlichkeit, Redlichkeit und Zorn. Er unterrichtete uns . . . im Schreiben, Rechnen, Christentum und etwas Geschichte und Erdkunde und einem bißchen Latein . . . Er war ein echter Sachse, wie ich sie im Erzgebirge und Vogtlande später habe kennen lernen, ein ebenso redlicher und gutmütiger als auflodernder und zornmütiger Mann.“

Wie oft nennen wir nicht die Namen eines Lessing, Goethe, Schiller, Körner und auch Arndt, zumal die Stadtbehörde nach jedem der Männer nicht nur eine Straße, sondern auch einen Platz bezeichnet hat! Vergessen wir dann nicht, uns beim Gebrauche der Namen ins Gedächtnis zu rufen, wie eng ihre Träger mit unserer Stadt verbunden sind!

Die Wellen der französischen Revolution schlagen an unsere Tore.

Als seit 1789 in Frankreich die große Revolution tobte, da wurden auch die Gemüter der Bevölkerung unseres eigenen Landes stark erregt. Die freiheitlichen Gedanken, die den Anlaß zu den blutigen Vorgängen im Nachbarreiche gegeben hatten, drangen auch bis zu uns herüber. Am tiefsten aber faßten sie Wurzel in den Herzen der Landbewohner, der Bauern, die schon lange ebenso unzufrieden waren wie ihre Vorfahren zu Luthers Zeiten und wie ihre Standesgenossen in Frankreich.

Sie hatten auch Grund genug dazu. Viele von ihnen gehörten zur Herrschaft eines Rittergutes. Die Gutsherren aber machten den Untertanen ihr Leben nicht leicht. Kam der Frühling ins Land, dann hatte der Bauer selbst „auf dem Hofe“ zu erscheinen oder einen Knecht, eine Magd, auch Pferde dahin zu entsenden, um die Felder des Herrn bestellen zu helfen. Zur Heuernte war er verpflichtet, das Gras zu mähen, wenden zu lassen und einzuernten. Ebenso lagen die Arbeiten beim Getreideschnitt, bei der Herbstbestellung, beim Ausdrusch des Getreides auf seinen Schultern. Ob er selbst sein Feld schon besät, ob er die eigene Ernte unter Dach gebracht, darum kümmerte sich so manche Gutsherrschaft wenig oder nicht. Sie hielt daran fest, daß der Bauer ihr Höriger sei, daß er seine Hoftage mit Sense, Sichel, Gabel und Rechen zu leisten habe. Aber damit war es noch nicht genug. Gab es am herrschaftlichen Gute oder Schlosse zu bauen, dann mußte der Bauer seine Pferde einschirren und Holz, Steine und Kalk herzuführen, während die sogenannten Häusler Handdienste verrichteten. Wollte der Erbherr Getreide mahlen lassen, bedurfte er frischen Brennholzes, verkaufte er Wolle, so wurden die nötigen Fuhren in die Mühle, in den Wald, nach der Stadt den Bauern auferlegt. Verreiste die Herrschaft nach einem Orte innerhalb einer Meile, dann mußten oft die Untertanen ihre Pferde stellen. Dazu zahlten sie Geldgefälle an die Rittergüter und mußten sie sich gefallen lassen, daß der Herr ihre Brachen und Wiesen mit seinen Schafen betreiben ließ.

Die Bauern kannten alle diese Verpflichtungen, denn sie hatten sie von ihren Ahnen überliefert bekommen, und in den Erbbüchern standen sie eingetragen.

Aber die Herrschaften befolgten nicht immer die Verträge. Sie verlangten nicht nur die Leistung der alten Herrendienste oder Fronen, sondern suchten noch neue Lasten hinzuzulegen. So klangen die Klagen jahraus, jahrein weiter, hier so, dort anders. Tiefer Groll saß in den Herzen. Manchesmal schon hatten die Bauern gemurrt, jahrelang die Gemeinden Prozesse geführt. Aber der Erfolg hatte sie nicht befriedigen können. Da kamen die Jahre 1789 und 1790. Es waren Jahre der französischen Revolution mit ihrem Verlangen nach Freiheit und Jahre des Mißwachses mit großem Mangel an Gras, Heu, Stroh für das Vieh. Aber trotz der großen Not, die in den Bauernhöfen herrschte, erschien doch noch der herrschaftliche Schäfer mit seiner Herde. Mit finsterer Miene sahen ihn die Gutsuntertanen kommen, und immer schärfer ward der Haß gegen die Herrschaft, immer größer die Sehnsucht nach Befreiung von den Lasten.

Nur am zündenden Funken fehlte es noch, den Brand zu entfesseln. Da fiel er! Als in einem Dorfe der Riesaer Gegend 1790 um die Mitte des August eines Tages wieder der Gutsschäfer eintraf, da verboten ihm die Bauern den Zutritt zu ihren Fluren. Als er sich aber an die Worte nicht kehrte, mißhandelten sie ihn und jagten sein Vieh in alle Winde. Überdies kündigten sie jeden Hof- und Frondienst auf.

Sofort fand dies Beispiel Nachahmung. Die Flamme loderte weiter. Von vielen Seiten wurde sie ja geschürt! „Aufzuwachen von ihrem Schlummer“, ward den Bauersleuten durch Wort und Schrift ins Ohr geraunt. Und sie hörten.

So begannen schon am 19. August die Unruhen auch bei uns. Die Ortschaften Reichenhain, Erfenschlag, Einsiedel, Weißbach und Kemtau, die sämtlich zum Einsiedlischen Rittergute Dittersdorf gehörten, machten den Anfang. Ihre Bewohner liefen in die Schenken zusammen und berieten lärmend, wie sie sich von dem Drucke befreien möchten. Wer da nur ein wenig Zündstoff noch hatte, trug ihn herbei zum großen Haufen.

Wer sich zum Sprecher berufen fühlte, trat hervor. War aber einer in der Versammlung der Feder mächtig, der ergriff sie und „setzte alles auf“, um mit der Beschwerde geraden Weges vor den Kurfürsten zu treten. Aber bei solchen Beratungen ließen es die Unzufriedenen nicht bleiben. Sie rotteten sich zusammen, zogen zum Herrensitze und verlangten Befreiung von ihren Pflichten.

Fast im Nu hatten die „Widersetzlichkeiten“ auch nach dem Bezirke des Rittergutes Neukirchen übergegriffen, das damals wie das Gut Höckericht der Freifrau Wilhelmine von Taube gehörte. Noch am 20. August brach der Aufruhr in Stelzendorf, Neukirchen, Klaffenbach und Burkhardtsdorf aus. Sofort versuchte der Chemnitzer Amtmann Dürisch, Ruhe zu stiften, indem er mahnte, warnte und schließlich einen Befehl vom Jahre 1726 vorlas, der das Tumultuieren mit der Strafe des Schwertes und mit Abhauung der Hand bedrohte. In allen Rittergütern der Umgegend, so Schönau, Rabenstein, Schloßchemnitz usw., ward die kurfürstliche Verordnung bekannt gegeben. An den meisten Orten blieb auch die Mühe nicht vergebens. Aber in der Herrschaft Neukirchen wollte nichts fruchten. Ja, nur größeren Umfang nahm dort der Lärm an, sodaß der Amtmann am 25. August früh 1 Uhr einen reitenden Eilboten an die Regierung in Dresden mit der Nachricht absenden mußte, daß sich nun die Untertanen in dem Taubeschen Dorfe Neustadt „mit Verübung grober Auftritte ebenfalls zu den Aufrührern gesellt hätten“. Sogar die bisher treuen Amtsuntertanen wären im Begriffe, unruhig zu werden, weil auch bei ihnen Hetzschriften eingeworfen würden. Auf die Chemnitzer Bürgerschaft sei gleichfalls nicht ganz sicher zu rechnen. Doch hätten die Bewohner von Rottluff wieder beruhigt und in Güte zu ihrer Schuldigkeit zurückgebracht werden können.

Eben aber wurde von Neukirchen aus militärischer Schutz erbeten. Ohne Säumen begab sich der Amtmann in die Dörfer der bedrohten Herrschaft. Bald brachte er es auch in Neustadt und Stelzendorf soweit, daß fast alle Einwohner versprachen, sich dem Befehle gemäß zu verhalten und wieder ihre Dienste zu tun. In Neukirchen selbst aber war, wie Dürisch aus Nachrichten schloß, mit Worten nicht auszukommen. Deshalb nahm er dahin 80 Mann Militär mit. Zunächst ließ er es ein Stück vom Rittergute zurück. Als sich aber nach zweistündigen Unterhandlungen die Bewohner immer noch nicht fügen wollten, rief er die Soldaten näher heran. Da endlich verstanden sich die Aufständischen dazu nachzugeben.

Schwieriger noch gestaltete sich die Beilegung des Aufstandes in Burkhardtsdorf und Klaffenbach. Auch hierher kam Dürisch mit Militär. In der Gerichtsstube zu Burkhardtsdorf begannen die Verhandlungen. Als aber der Amtmann den Befehl des Kurfürsten bekannt geben wollte, murrte die Menge, fing an, allerhand ungebührliche Reden zu äußern und wollte davonlaufen. Da ließ er die Eingänge besetzen. Nun hörte die Versammlung ruhig zu. Als aber die Strafandrohungen verlesen wurden, lachte einer der Anwesenden höhnisch. Bald war der Vorwitzige festgenommen. Neue Erregung entstand. Einige versuchten, durch die Wache hinauszudringen. Mit gesenktem Bajonett wurden sie zurückgehalten. Jetzt erhoben sie ein großes Geschrei. Erst als Dürisch die Wache außerhalb der Stube hatte treten lassen, beruhigten sie sich. Aber zu dem Versprechen, ihre Pflichten zu erfüllen, ließen sich die Burkhardtsdorfer nicht herbei: Aufstand und Lärm wollten sie nicht mehr erregen, auch keine Zusammenkünfte mehr halten; doch fronden könnten sie nicht eher wieder, als bis ihre Abgeordneten aus Dresden zurück wären.

Ähnlich, wenn auch nicht so schroff, hatte sich Klaffenbach verhalten. Erst eine stärkere Truppenmacht stellte schließlich den Frieden wieder her.

Aber auch nach anderen Seiten hatte das Feuer gelodert. Es waren, wie Graf Friedrich August Vitzthum von Eckstädt klagte, die Gemeinden Wiesa, Braunsdorf, Lichtenau, Ortelsdorf und Auerswalde aufsässig geworden und hatten sämtliche Frondienste und die Schaftrift aufgekündigt, auch das Zwanggesinde von den Vorwerken zu Lichtenwalde und Niederlichtenau weggenommen. Am schlimmsten indes war es in

Rochsburg zugegangen. Denn dort hatten die beiden Grafen von Schönburg fliehen müssen, und Fenster, Türen, Schränke, Kommoden, Spiegel, Gläser, Porzellansachen, Uhren usw. waren im Schlosse zertrümmert worden.

Mancherlei Strafen mußten natürlich verhängt werden. Die Rädelsführer aus Burkhardtsdorf, Klaffenbach, Neukirchen, Stelzendorf usw. wurden zunächst nach Chemnitz in die Fronfeste, dann aber nach dem Königsteine gebracht, wo sie teils kürzere, teils längere Freiheitsstrafen verbüßten. Dazu hatten die aufständischen Gemeinden den gesamten Aufwand für das Militär zu bezahlen. Umgekehrt ließ der Kurfürst, der sich im ganzen sehr mild zeigte, den ruhig gebliebenen Orten besondere Anerkennung aussprechen. Sie traf in unserer Nähe die Dörfer Glösa, Pleißa und Schönau. Ja, weil Schönau trotz aller Verhetzungen nicht nur treu zu seinem Gutsherrn von Ziegesar gestanden hatte, sondern sogar entschlossen gewesen war, den Aufrührern mit Gewalt entgegenzutreten, bekam es vom Kurfürsten 200 Taler und von den 5 Kindern Ziegesars je 8 Taler überreicht, die vorzüglich zur Erziehung armer Kinder und zur Beförderung des Unterrichts verwendet werden sollten. Auch den Amtmann Dürisch belohnte der Landesherr.

Der Aufruhr war unterdrückt. Die Aufhebung der Frondienste aber, die angestrebt wurde und 1790 leider mit Gewalt erzwungen werden sollte, verzögerte sich noch um etwa vier Jahrzehnte, bis um das Jahr 1830. Da kam eine neue Flutwelle aus Frankreich herüber.

Aus der Napoleonischen Zeit.

a. Wie in Chemnitz ein Hochgericht über englische Waren abgehalten wird.

Es war am 9. Dezember 1810. Da machte sich, wer über freie Zeit verfügte, aus der Stadt auf und pilgerte hinaus hinter das Schloß. Dort gab es einen Platz, der jedermann in der Runde bekannt war: die Richtstelle. Ungefähr da, wo jetzt die Bornaer Straße von der Leipziger abbiegt, lag sie. Schon so manches Mal hatte sich hier neugieriges und schaulustiges Volk zusammengefunden, wenn ein Verbrecher aus dem Amte Chemnitz auf das Rad geflochten, an den Galgen gehängt oder wie sonst von obrigkeitswegen aus dem Leben zum Tode befördert worden war.

Auch heute sollten in dieser Gegend die Gerichte wieder ihres Amtes walten. Aber nicht mit Schwert und Strang, sondern mit Feuersglut. Allüberall in der Stadt war bereits bekannt, was bevorstand. Vor wenig Wochen hatten die Kaufleute, wie schon einmal im Jahre 1806, aufzuzeichnen gehabt, was bei ihnen an englischen Waren, an Garn, Pikee, auch anderen Erzeugnissen, auf Vorrat lag. Für 14 618 Franken hatten sie zusammengebracht. Und ein Teil von dem, was sie da als vorhanden offenbart, war nun von den Gerichtsknechten zusammengefahren und heute hier heraus vor die Stadt befördert worden. Da warteten denn die gierigen Flammen der wertvollen Nahrung.

Hoch auf lohte die Glut. Bund auf Bund fiel ihr zum Opfer . . . Als die Schar der Gaffer wieder heimzog, da glimmte auf der Stätte nur noch ein Aschenhaufen. All die feinen Fäden, die die menschliche Hand und die Kraft der Maschinen drüben in England so kunstvoll zusammengefügt, war wieder aufgelöst in die Stoffe, welche die Baumwollstaude zum Füllen der Samenkapseln gebraucht hatte.

Was aber hier „auf dem Schlosse" geschehen war, das hatte der Amtmann durch seine Untergebenen „auf hohe Anordnung", ja auf **höchsten** Befehl vollziehen lassen. Denn der Mann, von dem das Gebot ausgegangen war, die englischen Erzeugnisse auszurotten und ihren Verfertigern soviel als nur möglich Schaden zuzufügen, war der, vor dem sich fast das gesamte Europa beugte — nur England nicht. Und das bereitete dem Gewaltherrn, dem Kaiser Napoleon I., steten Verdruß und ließ ihn auf Mittel sinnen, dem Inselvolke auf andere Art beizukommen, da er's durch Schiff und Schwert nicht vermochte. So hatte der Franzosenkaiser 1806 am 21. November die sogenannte **Festlands- oder Kontinentalsperre** verhängt, derzufolge keine

englischen Schiffe französische oder deutsche Häfen anlaufen, keine englischen Waren hier eingeführt werden durften. Wurden aber englische Erzeugnisse, die auf Schleichwegen doch Eingang fanden, entdeckt, da sollten sie weggenommen und vernichtet werden. Von der Ausführung dieses Gebotes waren die Chemnitzer eben Zeugen gewesen, die vom Schlosse herein zurückkehrten.

b. Die Jahre der Kontinentalsperre ein „goldenes Zeitalter" für die Chemnitzer Industrie.

Für Chemnitz lag aller Grund vor, sich der Verhängung der Festlandssperre zu erfreuen. Bisher hatte England die führende Rolle in der Industrie gespielt. Aus England kamen die feinsten Baumwollgarne. In englischen Werkstätten entstanden vorzügliche Pikees und feine Kattune mit schönen Druckmustern. England verstand es, leistungsfähige Spinnmaschinen zu bauen. Von all' diesen Erzeugnissen, die Spinnmaschinen ausgenommen, hatte es bis zum Jahre 1806 die schwere Menge herüber nach dem Festlande gesandt und dadurch auch der Stadt Chemnitz den Absatz ähnlicher Waren erschwert.

Jetzt hatte Napoleon die Sperre verfügt. Mit einem Male waren nun für Chemnitz die Sorgen verscheucht. Ein ganz neues Leben hob für den Chemnitzer Gewerbebetrieb an. Darin, daß englisches Garn nicht mehr eingeführt werden durfte, lag die Aufforderung, Gespinste gleicher Güte möglichst am Orte selbst herzustellen. Es war zwar die erste Maschinenspinnerei, die Wöhlersche, schon vor der Zeit der Festlandssperre entstanden. Aber nun mehrte sich die Zahl gleicher Betriebe sehr bedeutend, und die älteren wurden vergrößert. So schuf Ernst Hübner 1807 eine Spinnerei in Erfenschlag, richtete Joh. Aug. Tetzner 1809 neben seiner Färberei (jetzt Hermann Stärker) Spinnsäle ein, baute Chr. G. Becker 1811 das stattliche Werk am Stege bei Sachses Ruhe, P. O. Clauß die Spinnerei in Plaue, entstand 1812 die Spinnerei in Furth. Damit wuchs natürlich auch die Zahl der Spinnmaschinen. In dem einen Jahre 1807 wurden in vielleicht vier Monaten in und um Chemnitz 400 Stück der Bauart „Jenny" neu eingestellt. Und sie brachten es, was eine Hauptsache war und die Chemnitzer Erbauer ehrte, auch dazu, sehr gute Garne zu liefern, sodaß dem englischen Wettbewerb, der auf Umwegen doch noch versucht wurde, schon dadurch die Spitze geboten war. So flott gestaltete sich das Geschäft in den Spinnereien, daß die einheimischen Arbeitskräfte nicht zureichten und Böhmen herzugerufen werden mußten.

Eben so wichtig aber erwies sich der Aufschwung, den zwei andere Zweige der Textilindustrie nahmen: die Weberei und der Kattundruck. Bisher hatte Chemnitz zumeist gröbere Kattune, gestreifte Kattonaden und Kanevasse hergestellt. Nach Eintritt der Sperre aber wendete es sich der Zubereitung feinerer Stoffe, darunter der rohen weißen Kattune und der Pikees zu, von denen es einen großen Absatz erzielte. Ja, es vermochte an Kattunen zeitweilig nicht genug zu liefern, sodaß es genötigt war, sie aus Nachbarstädten zu beziehen. Nun erst konnten die Kattundruckereien voll befriedigt werden, deren Zahl und Umfang sich gleichfalls innerhalb weniger Jahre stark vermehrt hatte. Schon Becker und Schraps allein setzten in einem Sommer (1807) annähernd 100 Tische neu in Gang.

Will man diesen Aufschwung weiter durch Zahlen zum Ausdrucke bringen, so kann es etwa auf folgende Weise geschehen: im Jahre 1806 gab es in Chemnitz nur eine Spinnerei, 1812 aber fanden sich ihrer 26. Die Zahl der Spindeln, die 1806 im Gange waren, belief sich auf 1800, 1812 aber war sie auf 73000 emporgeschnellt. In Harthau war sie von 11000 auf das Doppelte in die Höhe gegangen. Dazu kommt, daß sich auch die Handspinnerei in den ersten Jahren der Sperre einer Blütezeit erfreute. Kattune waren 1805 in Chemnitz 56000, 1809 aber 105000 Stück gewebt worden. Drucktische wurden 1805 319, 1810 indes 442 benutzt. So gab es für alle Hände zu tun. Ganz neue Arten der Beschäftigung, wie die der Maschinenspinner und Maschinenbauer, waren in der Zeit entstanden und breiteten sich aus.

Dabei hoben sich die Löhne und Unternehmergewinne erfreulich. Denn während ein Weber erst vielleicht wöchentlich $1\frac{1}{2}$ Taler verdient hatte, brachte er sein Einkommen nun auf das Doppelte und Dreifache. Wahrscheinlich ist die Zeit der Kontinentalsperre auch die, aus der von Kattundruckern erzählt wird, daß einer oder der andere von ihnen gelegentlich einen Talerschein zum Anbrennen der Tabakspfeife benutzt hätte. Umgekehrt aber fiel während der Sperre, da die Ausfuhr nahezu aufhören mußte, zeitweilig der Preis des Getreides ganz beträchtlich. 1806 hatte der Scheffel Weizen 7, Korn 6 Taler gekostet; 1811 war er für $4\frac{1}{2}$ und $2\frac{1}{2}$ Taler zu haben.

Wie konnte solchen Vorteilen gegenüber, die freilich manchen auch zum Leichtsinn verführten, so sehr in Frage kommen, daß die Baumwolle, die Farbstoffe, die Gewürze und das Holz teurer geworden waren? Die Preise des Garnes, der Webwaren und die erhöhten Löhne boten dagegen nicht nur ein völlig genügendes Gleichgewicht, sondern überwogen bedeutend. Es war in der Tat, wie ein Geschichtsschreiber sagt, eine „goldene Zeit". Da erwachte immer neue Schaffenslust — trotzdem, daß die Kriegsheere durch Europa zogen, daß sie auch unsere Stadt wieder und wieder berührten. Nicht nur gewerbliche Bauten erstanden, sondern auch die Zahl der Wohngebäude wurde stark vermehrt. In der „Neustadt am Anger" wuchs — ein fast unerhörtes Ereignis in damaliger Zeit — allein in einem Jahre eine ganze Reihe auf. Die Jahreszahlen 1810 und 1811 über Haustüren an der Gartenstraße erzählen davon. Wer aber der Geschichte unserer Stadt kundig ist, den erinnern sie damit auch an Napoleon I. und die durch ihn verhängte Festlandssperre.

c. Napoleons Heer auf dem Wege nach Rußland.

Der Frühling des Jahres 1812 nahte. Voll von Hoffnung auf schöne Tage blickte ihm die Stadt entgegen. Aber ein leises Sorgen mischte sich in die Gefühle freudigen Erwartens. War ja bekannt, daß Napoleon gegen Rußland ein Heer gerüstet, wie es bisher die Welt noch nicht gesehen. Davon sollten Teile auch durch Chemnitz ziehen. Zwar, es waren Freunde, deren Kommen angekündigt war. Aber die Beschwernisse, die Truppendurchmärsche mit sich brachten, kannten die meisten Bürger von früher her. Da hätte auch kein Sträuben geholfen. Und wer hätte es wagen wollen, Widerstand zu leisten?

Kurz, sie kamen. Kaum war der März bis zur Mitte vorgeschritten, da rückten durch das Nikolaitor, von Grüna, Mittelbach und Reichenbrand herein, Scharen auf Scharen bunter, vielfarbiger Krieger, die Blüte ihrer Völker, — heute Franzosen, morgen Bayern, dann Italiener, Kroaten und Holländer, zur Abwechselung wieder einmal Franzosen, dann Sachsen und Illyrier, endlich sogar „Schwarze", Neger. Tausend auf Tausend, Regiment auf Regiment folgte. Dazwischen schoben sich lange Züge von Artillerie, Hunderte von Ochsen- und Pferdegespannen, die Vorratswagen, Kähne, Feuerspritzen, Feldhandmühlen, eiserne Backöfen und Sumpfbrücken schleppten, schmucke und stolze Reiter die Menge. Und hohe Herren waren dabei, Marschälle und Generäle, Prinzen und Herzöge. Ganze Seiten einer geschriebenen Geschichte unserer Stadt sind von den Meldungen über diese schier endlosen Durchzüge gefüllt. „Den 25. März kam das Kaiserlich Königlich Französische Dragonerregiment hier an und hielt Rasttag, den 26. Marschall Junot, am 27. — es war der Karfreitag — der französische Artillerie-Train und 5 Regimenter Linientruppen. Der 28. März brachte zurückgebliebene Franzosen, Königlich Bayrisches Geschütz von der reitenden Artillerie und Münitionswagen. Am 29. sah Chemnitz italienische und französische Proviant-Offiziere und viele Handwerker, die zur Armee rückten", heißt es etwa.

Was gab es da zu schauen! Die Jugend konnte nicht müde werden, die farbenreichen Uniformen von neuem zu mustern, die großen Bärenmützen der Garde zu bewundern, die seltsamen Kalbfelle der Sappeure oder Schanzgräber zu betrachten. Da saß sogar ein Eichhörnchen auf dem Tornister eines Soldaten! Wie die Waffen blinkten, als die Reihen durch die sonnenbeschienenen Straßen marschierten! Und welch ein Ohrenschmaus! Pferdegetrappel und Trommelschlag, Männertritt und Pfeifenklang, Fuhrwerks-

gerassel und Trompetenruf — so mischte sich's durcheinander. Jetzt hin zum Markt und Roßmarkt! Eine mächtige Wagenburg erblickt das Auge, Gewehre sind zusammengestellt. Es erfolgt die Verteilung der Mannschaften. 10, 12 Mann werden in ein Haus gewiesen. Nicht gerade erfreut nehmen die Quartierwirte sie entgegen, denn die Last der Truppenverpflegung läßt nicht nach. Aber, wie so manche der Gäste reden! Gut, daß der Vater bald dem lauschenden Knaben erläutert, daß zwei der Fremdlinge, die eben am Tische Platz genommen haben, Mamelucken genannt werden und arabisch sprechen. Am andern Morgen rücken die Gesellen beizeiten aus, mit ihren Kameraden dem großen Zuge nach, der schon vorher, und teilweise ohne Aufenthalt, den weiteren Weg nach Osten eingeschlagen hat.

Niemand hat es vermocht, die Haufen zu zählen. 150000 Mann sollen es gewesen sein, die unsere Stadt berührt haben. „Es war eine furchtbare Armee, dergleichen man hier noch nicht gesehen, doch wohlversorgt und ausgerüstet mit allem Nötigen", so urteilt kurz am Schlusse unser Gewährsmann. Und er mag recht gehabt haben.

d. Der große Kaiser selbst in Chemnitz.

Am 12. April 1812 sprengte eine Schwadron von der sächsischen Leib-Kürassiergarde in Chemnitz ein. Sie nahm nur kurzen Aufenthalt, ließ ein Kommando hier stehen und setzte ihren Weg die Zwickauer Straße hinaus fort, um an die Poststationen Wachen abzugeben. Man vermutete, Napoleon, „der Kaiser", werde bald diesen Weg kommen. Aber die Rechnung war zu früh gemacht worden. Woche auf Woche verstrich noch. Endlich war sichere Botschaft eingelaufen. Nun ging es an ein Rüsten. An der Ecke zwischen Holz- und Hauptmarkt und an den Grenzen des Stadtgebietes wurden eilend mächtige Ehrenbogen errichtet, und die Mitglieder der Bürgergarde verliehen ihrer Uniform neuen Glanz. Aber immer noch vergingen zwei Tage.

Dann aber — am 16. Mai nachmittag 2 Uhr — war endlich, wie ein Zeitgenosse berichtet, „der merkwürdige Augenblick erfüllt, wo man sich gleichsam auf einen höheren Standpunkt versetzt fühlte. Denn . . in diesem kaiserlichen Wagen, den vorn auf dem offenen Sitz der treue Mameluck bezeichnete, erblickte man den großen Heros (Helden) der Zeit sich nahe, welcher den ungeheuren Kriegszug aus Frankreich, Italien und Deutschland nach der Weichsel hinlenkte, in dessen Riesenplane die Entwickelung der höchsten Menschenkräfte und die Erreichung eines noch in Dunkel verborgenen Zieles lag": Napoleon I. war erschienen.

Ein Staunen sondergleichen unter der Volksmenge, die sich in dichten Haufen die Häuserreihen entlang aufgestellt hatte! Voran im Zuge die Königlich Sächsische Leib-Kürassiergarde und königliche Forst- und Postbeamte; neben dem Wagen Kaiserlich Französische Gensdarmen; im Gefolge aber der Herzog von Vicenza, General Caulincourt, der Herzog von Friaul, Marschall Duroc, der Herzog von Istrien, Marschall Bessières, der Fürst von Neufchatel, die Herzoginnen von Montebello und von Bassano, der Großkammerherr Graf von Montesquieu, der Erzbischof von Mecheln, Fürst Aldobrandini, die Grafen Turenne, Praslin, Neuilly, Daru und mehrere Palastdamen. Feierlich erklangen vom Jakobikirchturme die Glocken. Die Bürgergarde „paradierte ununterbrochen fort". Alles wartete darauf, dem „großen Kaiser" länger ins Angesicht schauen zu können. Doch vergeblich. Er verfügte nicht über freie Zeit. Sein Weg mußte ihn nach Dresden führen, wo die allerhöchsten Herrschaften seiner harrten. Kaum waren daher hier die Pferde gewechselt, als er seine Reise fortsetzte. Bis zum 29. Mai genoß nun die Hauptstadt des Landes die Ehre, im Wettinerschlosse den Gewaltigen einen prunkvollen Hof halten zu sehen.

e. Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen.

Etwa neun Monate waren ins Land gegangen seit dem Durchzuge der Napoleonischen Heeressäulen, rund ein halbes Jahr, seit der Kaiser selbst die Stadt berührt hatte. Da schwirrten wieder allerlei Gerüchte von Mund zu Munde. Aber böse diesmal.

Von dem schauerlichen Brande der Kaiserstadt Moskau, von dem erwachten Kampfesmute der Russen, „von ernstlichen Verlegenheiten der großen Armee, von Hunger, Frost und Blöße, von schrecklicher Bedrängnis, von unglücklichen Gefechten, Rückzug und Flucht“, von grausigem Tod in eisiger Flut, auf schneebedecktem Felde wußten sie zu erzählen. Und immer bestimmter lauteten die Nachrichten. Doch Gewisses war nicht zu erfahren. Die amtlichen Berichte suchten die Meinungen noch längere Zeit zu täuschen.

Da brachten Reisende gegen Weihnachten aus der Hauptstadt die Kunde, daß Napoleon ohne jede Begleitung und ohne längeren Aufenthalt durch Dresden gekommen und mit größter Eile nach Paris zu weitergefahren sei. Nun konnte doch kein Zweifel mehr bestehen: die Gerüchte hatten die Wahrheit gesprochen, das Napoleonische Riesenheer war vernichtet.

Nicht lange sollte es währen, bis sich die Chemnitzer Bürger mit eigenen Augen von dem Unglück und Elend überzeugen konnten, das über die einst so stolze Heeresmacht hereingebrochen war. Man schrieb: 1813 im Januar. Da näherten sich auf demselben Wege, auf dem sie im letzten Frühlinge mit Trompetenklang und straffen Trittes in langem Zuge hinausgeschritten, Männergestalten von erbarmungswürdigem Aussehen. Meist Offiziere waren es. Neugierig schauten in der Freiberger und äußeren Johannis-Straße die Augen von Frauen und Männern aus den Fenstern. Beim Johannistore*) sammelten sich der Schwarzfärber mit seinen Gesellen, die Schmiede und die Weber aus der Nachbarschaft, dazu Frauen und Kinder, um die Durchzügler zu betrachten. Bittere Kälte pfiff vom Markte heraus, und tiefer Schnee deckte die Straße. Zu anderer Zeit hätte das Frostwetter jedweden ins Haus getrieben. Aber jetzt waren die Füße aller wie festgebannt; denn was die Augen blickten, hatte ihrer keins vorher gesehen, hatte niemand geahnt. Das waren Teile des glänzenden Heeres, Offiziere daraus? Diese abgemagerten, heruntergekommenen Gestalten in zerfetzten Kleidern? Kaum zu gehen vermochten sie. Und still wandelten die Kampfgenossen dahin, voll von dem Herzeleid, das ihnen auf dem Boden des russischen Reiches widerfahren. Bild auf Bild mochte in ihnen aufsteigen aus schrecklichen Tagen: die brennende Stadt Moskau, fliehende Kameraden, heransprengende Russen, der leichenbedeckte Weg. Sie fühlten wohl noch den nagenden Hunger, litten noch die ungeheure Kälte. Mitleidigen Auges standen die Chemnitzer Bürger zur Seite. Dann aber taten sie an den Unglücklichen, was sie in Schnelligkeit vermochten; denn fast ohne Aufenthalt mühten sich die Gestalten weiter.

Mit den kleinen Abteilungen war es noch nicht genug. Bald folgten stärkere Scharen, vorzüglich Gemeine, doch auch wieder hohe Offiziere darunter. Nach Frankreich, nach Bayern strebten sie alle, ihrer Heimat zu. Auch der König von Neapel, der nach des Kaisers Flucht das Heer geführt hatte, berührte, in einem schmucken Reisewagen zwar, doch ohne Begleitung, Chemnitz wieder. Das war im Februar. Wochenlang ging es so weiter. Fast kein Tag verstrich, an dem sich nicht Soldaten aus dem mächtigen Heere durch Chemnitz geschlichen hätten. Aber so viele ihrer kamen alle boten sie ein bejammernswertes Bild. Die Volksreime:

> Trommler ohne Trommelstock, Kürassier im Weiberrock,
> Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd,
> Fähnrich ohne Fahn, Flinten ohne Hahn,
> Büchsen ohne Schuß, Fußvolk ohne Fuß

malten die Wirklichkeit.

Den traurigsten Anblick boten die Rückzügler, die im Laufe des Monates März eintrafen. Es waren Kranke, die nicht mehr imstande gewesen, sich fortzuschleppen. Auf Wagen brachte man sie gefahren. Zu ihrem Glücke konnten viele im Schlosse untergebracht werden, wo ein Lazarett eingerichtet worden war. Was hier nicht Raum zu finden vermochte, ward nach anderen Städten befördert. Am 3. März allein „gingen 30 Fuder Blessierte und kranke Soldaten, welche aus Rußland gekommen waren, durch

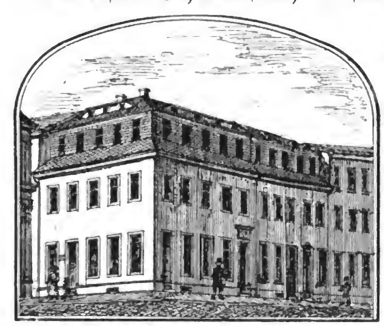
*) Bild nach dem Gemälde von Kampf.

Harthau, Burkhardtsdorf usw. nach Annaberg". Ob alle gesundet, denen Unterkommen hatte gewährt werden können? Es mögen wenig gewesen sein; denn zu all' den Leiden, die ihnen schon innewohnten, gesellte sich nun auch noch das Lazarettfieber. „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen."

f. Während des Frühjahrsfeldzuges von 1813.

Endlich hatte sich Preußen aufgerafft. Zu jedem Opfer war das Volk bereit. Mit den Russen im Bunde ging es dem Korsen entgegen, um ihm die geraubte Hälfte des Landes wieder zu entreißen und die erlittene Schmach zu sühnen. Am 4. März schon mußten die Franzosen Berlin räumen und über die Elbe zurückweichen. Scharnhorst, York, Gneisenau, Blücher und wie die Helden alle heißen, brachen auf, die Lützower mit Körner in der Mitte begannen ihre Streifzüge. Ein nördliches Heer stand unter York und Bülow. Im Süden rückte Blücher bei Dresden über die Elbe und von da immer weiter nach Westen, den Feind aufzusuchen, der in der Gegend von Leipzig stand.

Auf diesem gewaltigen Waffengange war es denn Blüchers Heer, das als erstes auch unser Chemnitz berührte. Am 1. April traf die Spitze davon hier ein. Früh 9 Uhr ritten ein Kosakenoffizier und 3 Mann zum Johannistore herein. Gleich darauf folgten 60 weitere Kosaken. Doch blieben sie nicht. Sie stellten nur ihre Pferde dem Johannistore gegenüber an den Häusern des heutigen Johannisplatzes hin auf und ruhten aus. Bloß die Offiziere bezogen Quartier.



Lohstraße 11, früheres Kasino.

Viel bunter gestaltete sich das Bild zwei Tage später, am 3. April. Da ward Chemnitz zum Sitze des preußischen Hauptquartieres. Blücher selbst, 4 Prinzen des Königlich Preußischen Hauses und ein Prinz von Mecklenburg-Strelitz gehörten ihm an. Wohl hatte der Rat vor der heranrückenden Heeressäule die Gelder in Sicherheit gebracht. Aber die Führer nahm er auf das Ehrerbietigste auf. Man veranstaltete sofort im Saale des Kasinos einen Ball und erlebte, daß ihm nicht nur die Offiziere, sondern Blücher selbst und die Prinzen beiwohnten. „Die Gesellschaft war sehr vergnügt, indem die hohen Gäste sich äußerst herablassend benahmen und von den anwesenden Frauenzimmern mehrere . . . zum Tanz aufzogen" — gewiß Beweises genug für die zuversichtliche Stimmung, die im Heere herrschte. Blücher brachte sogar „eine das Wohl des sächsischen Königs mit berührende Gesundheit aus, die allgemeinen Beifall erhielt". Erst morgens nach 5 Uhr endete der Ball. Das Haus aber, in dem er stattfand, war das einfache Gebäude Lohstraße 11, das damals der Kasinogesellschaft gehörte.

Am nächsten Tage schon ward das Hauptquartier nach Rochlitz verlegt. Aber am 12. April kehrte es, durch hohe Offiziere verstärkt, wieder und blieb nun bis zum 15. hier. Auch diesmal den vornehmen Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, betrachtete die Stadt als ihre Aufgabe. Gleich am ersten Abende schlug daher das Bürgerkorps feierlichen Zapfenstreich und brachte Blücher und dem preußischen Kronprinzen ein Lebehoch dar. Die Schützen trugen dabei Fackeln. Am 14. April dagegen — Blücher selbst war mittlerweile nach Zwickau weitergereist — wurde im Saale des Bürgermeisters Knorr Konzert mit Ball geboten. Umgekehrt erwiesen die Prinzen hochgestellten Personen aus der Stadt, so dem Hofrat Dürisch, dem Senator

Kölz, dem Bürgermeister Dr. Cleemann, dem Superintendenten Unger usw. die Ehre, sie zur Tafel zu ziehen.

Aber nicht, daß das Hauptquartier allein hier erschienen wäre. Stattliche Heeresabteilungen trafen vielmehr mit ihm ein. 4000 Preußen unter dem General von Klür, 1000 Kosaken und Kalmücken, andere Russen schlossen sich an. Als sie nach einigen Tagen wieder abzogen, da fügte sich Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Train an, die in den benachbarten Dörfern gelegen hatten, sodaß die Reihen der bunten Uniformen einen halben Tag lang durch die Straßen und nach dem Klostertore zu fluteten.

Kaum waren die Tritte der letzten Russen verhallt, da traf auch — am 30. April nachmittag 2 Uhr — der Kriegsherr der preußischen Truppen, Friedrich Wilhelm III. selbst, ein. Unter Glockengeläute, fortdauerndem Jubel des Volkes und Parade der Bürgergarde hielt er seinen Einzug. Aber er stieg nicht einmal aus, sondern fuhr nur bei der Post — am Roßmarkte — vor und nahm dort Begrüßungen durch Stadtrat und Geistlichkeit entgegen. Nach dem Genusse einiger Tassen Kaffee setzte er darauf seinen Weg fort, gleichfalls die Leipziger Straße hinaus. Auf Lützen, auf Großgörschen zu rückte alles.

Was sich dort ereignet, ist bekannt: das Heer der Verbündeten ward am 2. Mai besiegt. So war dieselbe Macht, die eben frisch und kampfesmutig zum Streite ausgezogen war, genötigt, wenige Tage nachher den Rückzug anzutreten. Dabei mußte denn abermals ein großer Teil unser Chemnitz berühren.

Schon am 1. Mai kamen die Wagen der preußischen Prinzen, kamen Offiziere und Soldaten an. Wagen fuhren auf dem Markte auf, von dem schnell die Buden wieder hatten entfernt werden müssen. Noch aber suchte man die Bevölkerung über den Ausgang des Zusammentreffens im unklaren zu lassen. Das Verheimlichen mußte indes sofort ein Ende nehmen, als vom 3. Mai an Flüchtige und Verwundete in großer Menge durch das Klostertor kamen oder gebracht wurden, als gar am 4. Mai vormittag der König und der Kronprinz von Preußen, mittags der Zar Alexander I. die Stadt berührte, als auch Scharnhorst verwundet eintraf. In ununterbrochenem Zuge folgten ihnen auf dem Fuße Gepäckwagen der Russen und Preußen. Gegen 4 Uhr langten 5 russische, „unbeschreiblich schöne" Kürassierregimenter an, die vor dem Johannistore Halt machten, einige Stunden ruhten und gegen Abend in der Richtung nach Freiberg weitermarschierten. Am 5. und 6. Mai wiederholte sich das farbenreiche Schauspiel: Kürassiere, Dragoner, Kosaken, Husaren ritten ein und wieder aus. 5000 Dragoner lagerten sich auf den schönsten Saatfeldern an der Dresdner Straße. Viele Verwundete schritten in den Reihen oder lagen auf Wagen. In der Turmstube des Rathauses und in der Wage ebendaselbst, zum Teil auch in einer Scheune an der Leipziger Straße legten Ärzte den Verletzten Verbände an. Sobald aber die Arbeit beendet und Hunger und Durst der Verwundeten gestillt waren, wurden die Unglücklichen auf Wagen geladen und weitert befördert. „Der Anblick war schrecklich, eine Menge schöner junger Leute dergestalt verstümmelt zu sehen, daß keiner sich selbst die erforderlichen Dienste leisten oder hoffen konnte, dies jemals wieder zu tun." Schwerere Lasten aber legten die Gesunden unserem Chemnitz auf. Die Kosaken hatten rohes Fleisch, Branntwein, Brot, dazu Futter für die Pferde zu erhalten. Tuch, Leinwand, Vieh erzwangen sich andere. Am 6. Mai forderte eine Abteilung 4000 Portionen warmes Essen. Sei das Geforderte binnen einer Stunde nicht abgeliefert, rücke die Mannschaft in die Stadt ein. Da mußten denn die Hauswirte zurichten, was in ihren Kräften stand. Viele Schüsseln und Töpfe voll wurden auf Befehl in das Rathaus geschickt. Aber alle Arbeit war zwecklos gewesen. Denn da die Soldaten die Speisen erst nach Stunden abholten, waren sie kalt geworden und wurden nun im Lager zum großen Teile weggeschüttet. Endlich wurde man der Gäste ledig, nachdem sie noch alle Vorräte an Heu und Stroh, Branntwein und Brot mit Beschlag belegt hatten.

Den Geschlagenen folgten nur zu bald die Sieger, 16000 Franzosen und 8000 Bayern, der Herzog von Reggio, Marschall Oudinot an der Spitze. Was der

Herzog der Stadt und der Umgegend zugesichert, das hielten seine Mannschaften auch: sie behelligten die Bewohner nicht. Vor dem Johannistore an der Dresdner Straße, wo vor wenig Tagen die Russen gerastet, bezogen sie ein Lager und nahmen die bestellte Beköstigung entgegen. Wenn G. Klemm recht hat, dann ist freilich der Zustand der französischen Truppen nicht der beste gewesen: wer nicht mehr fortkonnte, blieb liegen; wer die Schuhe verlor, ging barfuß; und das waren nicht wenig. Umso wohler tat den Fremden die ausreichende Verpflegung in Chemnitz, mit der der Herzog so zufrieden war, daß er sich beim Scheiden bereit erklärte, Chemnitz dem Kaiser von Frankreich und dem Könige von Sachsen gegenüber zu rühmen. Damit ging es den Verbündeten nach, der Schlacht von Bautzen (21. Mai), der Besetzung Breslaus und dem Waffenstillstande vom 4. Juni entgegen.

Inzwischen aber ward und blieb unserer Stadt noch manch hartes Opfer auferlegt. 10 Bäcker und 265 Schanzarbeiter mußten nach Dresden entsendet, Tausende von Pfunden Brot, Mehl und Fleisch, dazu Verbandleinwand, Hafer und Heu aufgebracht werden. Das waren Leistungen! Der Amtsbezirk, den gleiches Schicksal traf, sah sich genötigt, an die 25 000 Taler zu borgen. Dies Geld vorzuschießen, waren zwar die Mitinhaber der Firma Pflugbeil & Co., Kommerzienrat Seeber und P. O. Claus, sowie F. G. Themmert noch imstande. Die Stadtverwaltung aber mußte sagen: „Alle Vorräte sind aufgezehrt, der größte Teil der Bürger ist ohne Verdienst und brotlos, alle Kassen sind erschöpft, die Getreidepreise enorm, die Aussichten auf den Gang der Messen höchst traurig, unsere Besorgnisse für die nächsten Monate schrecklich, aber gerecht".

g. Das Gefecht vom 4. Oktober 1813.

Wer besonders aufmerksam gemacht worden ist oder auch zufällig seinen Blick auf die richtige Stelle lenkt, der wird in der Gartenstraße an der Herberge zur Heimat die Inschrift: „Französische Kanonenkugel 4. Oktober 1813" bemerken. Und wer hinauswandert nach dem Stadtteile Hilbersdorf, der liest dort am Hause Frankenberger Straße Nr. 156 die Worte: „Treffen, den 4. Oktober 1813." An beiden Orten aber gewahrt er Kanonenkugeln.

Von schweren Sorgen der Bewohner erzählen diese Zeichen des Krieges: Es war in den ersten Tagen des Oktobers 1813. Da hatten sich Österreicher und Franzosen nahe bei Chemnitz festgesetzt. Die Reihen der Österreicher zogen sich von Chemnitz bis hinauf nach Zschopau. Die Hauptmacht der Franzosen aber lag bei Mittweida. Plötzlich rückten die Franzosen in einer Stärke von 6000 Mann von Oberlichtenau-Ebersdorf über die Steinbrüche bei Hilbersdorf weiter über Gablenzer Flur gegen die Österreicher vor und vertrieben diese aus ihren Stellungen. Schon waren die Österreicher bis zu den Neuen Schenken an der Zschopauer Straße zurückgewichen, da erschienen ihnen im rechten Augenblicke von Rabenstein her starke Abteilungen von Kosaken als Helfer im Streite. Auf der Höhe der Stollberger Straße pflanzten sie ihre Geschütze auf und feuerten nun im Vereine mit den Österreichern gegen den gemeinschaftlichen Feind.



Haus in Hilbersdorf mit Kanonenkugeln (links über dem Fenster).

Bald mußten die Franzosen den Rückzug antreten. Die Verbündeten aber folgten ihnen auf dem Fuße und nötigten sie, immer weiter nach Nordosten zurückzugehen, sodaß sie Mühe hatten, in den nächsten Tagen ihre alten Plätze bei Ebersdorf-Lichtenau zu behaupten. In der Nacht vom 6. zum 7. Oktober räumten sie endlich das Feld ganz und wendeten sich weiter nordwärts — Leipzig zu.

Das war das Gefecht vom 4. Oktober. Welcher Schade dabei unserer Stadt zugefügt worden ist, wissen wir nicht. Nur das meldet die Geschichte, daß der 4. Oktober unter die beängstigendsten Tage gehört hat, welche die Bewohner von Chemnitz im Laufe dieses Krieges erlebt haben. Auch in den Straßen der Stadt, so auf dem Markte, fielen Schüsse. Schwerere Klage aber erklingt aus Hilbersdorf und Ebersdorf. Hilbersdorf wurde fast vollständig ausgeplündert, und die Einwohner wurden so hart bedrängt, daß die meisten ihre Häuser und Güter verlassen und sie den Kriegsvölkern preisgeben mußten. Viele retteten nur das nackte Leben. Der erlittene Verlust ward auf 27000 Taler berechnet. In Ebersdorf hatten sich gegen 400 Personen, besonders Frauen und Kinder, mit Kleidern, Betten usw. in die Kirche geflüchtet, während ihnen unterdes Vieh und Gerätschaften gestohlen wurden. Auch die Pfarre ward nicht geschont, denn die Plünderer nahmen zwei große Altartücher und das Siegel der Kirche mit. In Lichtenwalde hausten sie ähnlich.



Sogenannte Kosakenschenke.

So wurden am 4. Oktober 1813 die Franzosen vorzüglich durch die Hilfe der Kosaken*) zurückgeworfen, deren Anteilnahme am Kriege und deren mehrmaliges Verweilen in unserer Stadt den Bewohnern früher durch die sogenannte Kosakenschenke in Erinnerung gebracht wurde. Das Haus stand ungefähr in der Verlängerung der Peterstraße, auf jetzigem Bahnhofsgelände, ist aber bei einer früheren Erweiterung des Bahnhofes niedergelegt worden. So möge wenigstens sein Bild der Vergessenheit entrissen sein.

h. Der Zug zur und von der Leipziger Völkerschlacht.

Der unruhige Sommer von 1813 war vorüber. Der Herbst mit seinem Farbenglanze an Baum und Strauch, mit seinen Gaben zog ein. Aber wer sollte ihm jetzt sein Auge mit Ruhe zuwenden können? Soldaten nur nahmen den Blick gefangen, erregten immer von neuem die Gemüter.

*) Karbatsche, Bogen, Pfeil, Gewehr im Museum.

Immer lauter raunte man sich's in die Ohren: Es stehen große Dinge bevor. In der Tat mehrten sich die Anzeichen, die für die Wahrheit der Gerüchte sprachen. Am 8. Oktober schon sah die Stadt das Hauptquartier der Verbündeten unter dem Fürsten von Schwarzenberg einreiten und den Führer im Preußerschen Hause (jetzt Markt 16) Wohnung nehmen. Tags darauf hielt der Kaiser von Rußland, Alexander I., seinen Einzug. Nachdem er den Fürsten mit seinem Besuche beehrt hatte, stieg er im Krauseschen Hause am Neumarkte (Nr. 7, jetzt Möbelhandlung von Zöllner) ab, und 6 Mitglieder des Rates erwiesen ihm die üblichen Aufmerksamkeiten. Dem hohen Gaste zu Ehren mußte sich die Stadt sogar trotz der Not der Zeit auf Schwarzenbergs Anordnung hin sofort ins Festgewand werfen und am Abende die Fenster der Häuser beleuchten. Am 11. Oktober brach der Kaiser samt dem Großfürsten Konstantin wieder auf, nachdem ihm Schwarzenberg, nachdem ihm Tausende von Soldaten vorangerückt waren. Daß sich die Gäste all die Leipziger Straße hinausbewegten, ließ vermuten, daß nach dieser Richtung hin der Schauplatz der kommenden Ereignisse liegen werde.

Doch war noch nichts von einem Zusammentreffen zu vernehmen. Aber die Durchzüge setzten sich fort. Kaum hatte der Zar Chemnitz verlassen, da traf mit nicht weniger denn 30 000 Mann Graf Coloredo ein. Ihm folgte am 14. Oktober Kaiser Franz von Österreich, der wie Alexander I. im Krauseschen Hause herbergte. Daß er sich den Abordnungen des Rates und der Geistlichkeit gegenüber „äußerst gnädig und herablassend" zeigte, ja sich einige Zeit mit ihnen unterhielt, gefiel den Chemnitzern außerordentlich. Nicht ungern vielleicht ehrten sie deshalb auch diesen kaiserlichen Gebieter durch eine Illumination. Den 15. Oktober brach Franz mit seiner glänzenden Umgebung und vielen Truppen auf. Auch er strebte Leipzig zu.

Und endlich am 15. Oktober stellte sich der letzte Verbündete in den Mauern von Chemnitz ein: König Friedrich Wilhelm III. Wieder währte sein Aufenthalt nur wenige Minuten. Dann fuhr er durch das Klostertor ebenfalls die Leipziger Straße hinaus, überall an marschierenden Truppen vorüber, von ihnen begrüßt. Seine Minister Stein und W. v. Humboldt schlugen einen Tag später denselben Weg ein.

So waren nun die Herren der gewaltigen Macht und ihre Getreuen, waren schon Tausende von Kämpfern über Penig nach der Leipziger Ebene zu gezogen. Das Getümmel in den Straßen von Chemnitz, die Unruhe in seinen Häusern, ließ aber nicht ganz nach. Schon vernahmen auch scharfe Ohren durch all den Soldaten- und Fuhrwerkslärm eine „fürchterliche Kanonade". Wo sie tobte und welch wichtige Entscheidung sie herbeiführen sollte, wußte indes niemand. Nur daß sie etwa „6 und mehrere Meilen entfernt sei", urteilten sachverständige Personen. Und ihre Annahme sollte bald als richtig bestätigt werden. Schon am 19. Oktober wurden französische Gefangene, 100, 200, 300 auf einmal, in die Mauern der Stadt gebracht. Da ahnte die Bevölkerung, auf welche Seite sich die Schale der Schlachtenwage geneigt habe. Bald aber lief zuverlässigere Kunde ein. Kein Geringerer als der um das Befreiungswerk gleichfalls hochverdiente preußische Minister von Hardenberg war ihr Träger. Als er in seiner Herberge, wieder dem Krauseschen Hause, abgestiegen war, teilte er dem Bürgermeister Dr. Cleemann mit, „daß äußerst befriedigende Nachrichten von den verbündeten Armeen eingelanget wären". Nachdem nun gar noch als Siegespost durch Offiziere ein „Sonderblatt" verbreitet und am 20. Oktober vormittag durch einen Eilboten die Einnahme Leipzigs gemeldet worden war, da entstand unter der Einwohnerschaft eine nicht geringe Erregung — Mißstimmung bei den Verehrern Napoleons, Freude bei denen — und das waren die meisten Chemnitzer —, die zur Sache des großen Vaterlandes und der Freiheit hielten. Man wußte: der fremde Kaiser ist besiegt, dem deutschen Lande werden wieder bessere Zeiten aufgehen.

Vor der Hand freilich durfte sich Chemnitz dem Gefühle der Ruhe nicht hingeben, denn eben wurde wieder starke Einquartierung von Franzosen, Preußen, Österreichern, Baschkiren, von Gesunden, Kranken und Verwundeten angesagt und aufgenommen. Ihr Ziel war zum Teil Dresden, das noch aus der Hand der Franzosen zu befreien war.

Und gerade jetzt zeigte sich noch einmal, welch Schrecknis der Krieg ist: am 23. Oktober lohte draußen an der Zschopauer Straße ein mächtiger Brand empor. Der wegen der Kriegsdrangsale schon von seinen Bewohnern verlassene Gasthof „zur grünen Eiche"*) ging in Flammen auf, weil Soldaten, die Kranke beförderten und in dem Gasthause rasteten, unvorsichtig mit Feuer oder Licht umgegangen waren. Den Tag nachher aber ward die Johanniskirche von gleichem Schicksale bedroht. Da fast nirgends mehr Raum für die Kranken und Gefangenen zu beschaffen war, hatte man auch diese geweihte Stätte zur Unterbringung von Mannschaften verwenden müssen. Nun lauten die Nachrichten verschieden. Nach der einen hatten einige der Gefangenen — es sollen im ganzen 1000 gewesen sein — auf dem Kirchboden Feuer angezündet, um sich Kartoffeln zu braten. Nach der anderen war ein Fluchtversuch geplant worden. Auf jeden Fall aber ward die russische, aus Baschkiren bestehende Wache aufmerksam und drang in die Kirche, hielt auch Franzosen, die aus ihr sprangen, auf, sodaß es sowohl im Gotteshause wie auf dem Friedhofe zu einem wilden Getümmel und zu blutigen Auftritten kam. Der Brand, der das Leben vieler bedroht hatte, wurde gelöscht, aber 2 Franzosen waren auf dem Kirchhofe „zu Schanden gehauen", ein dritter in der Kirche zu Tode getreten worden.

Um diese Zeit fingen die Truppenbewegungen endlich nachzulassen an, die mit der Leipziger Völkerschlacht zusammenhingen. Aber dafür stellten sich schon wieder Mannschaften ein, die dem Hauptheere nach dem Rheine und nach Frankreich zu nachgesendet wurden.

i. Wie auch in Chemnitz die Fahne der Freiheit entrollt wird.

Nun war der Korse überwunden. Da galt es, ihm die Wiederkehr zu verleiden und das Land vor neuen Zügen des französischen Heeres zu schützen. Die Verbündeten machten sich deshalb, wenn auch erst von Blücher, Gneisenau und Stein gedrängt, an die Verfolgung der Gegner. Daheim aber wurde für die Stärkung der Wehrmacht gesorgt, damit die Länder auf alle Fälle gewappnet seien. Sachsen war zwar bis vor kurzem unter den Rheinbundstaaten gewesen, sodaß seine Soldaten *für* Napoleon im Felde gestanden hatten. Aber nun schloß sich das Volk der Bewegung an, die von den Freunden des großen Vaterlandes ausging und ein freies Deutschland erstrebte. Es wurden auch in unserem Lande, das am 26. Oktober unter die Verwaltung des russischen Fürsten Repnin gestellt worden war, Landwehrabteilungen gebildet und Freiwilligenscharen gesammelt.

Und dabei spielte Chemnitz eine wichtige Rolle. Am 16. November 1813 erließ der „Ausschuß des erzgebirgischen Kreises zur Landesbewaffnung" von hier aus einen Aufruf, in dem er sagte: „Das Vaterland erhebt sich zum heiligen Kampfe für Ehre, Recht und eine bessere Zeit, die mutig errungen werden muß. Wem noch ein deutsches Herz im Busen schlägt und wer den kräftigen mutvollen Geist der Sachsen treu bewahrt hat im Drange der Ereignisse, der hört mit lauter Freude den Ruf des Vaterlandes und der Ehre. Schon strömen von allen Seiten mutige Jünglinge und Männer in die Reihen der Freiwilligen, und bald erhebt sich der Sachsen Banner im dichten Haufen der Edlen, die Blut und Leben dem heiligen Kampfe weihen ... Biedere Bewohner des Erzgebirges, eilt, den ersten Preis des mutigen Sinnes für die gerechte Sache zu gewinnen! Sorgt, daß der alte Ruhm der Biederkeit und der Vaterlandsliebe nicht unserem Kreise entrissen werde! Was Ihr jetzt tut, das entscheidet auf Jahrhunderte hinaus Eure Ehre, das Glück Eurer Enkel!"

Es dauerte auch gar nicht lange, bis sich unter dem Namen des „Freiwilligen Banners der Sachsen" eine 3000 Mann starke, schön ausgerüstete Abteilung von Jägern zu Fuß und zu Pferde gesammelt hatte, die vor allem dem gebildeten Teile des sächsischen Volkes Gelegenheit geben sollte, seine Teilnahme an dem Befreiungswerke an

*) Jetzt „Neue Schenken" auf der Reichenhainer Seite.

den Tag zu legen. So sehen wir u. a. Ernst Iselin Clauß, nach dessen Namen die noch heute blühende Spinnereifirma in Plaue bei Flöha genannt ist, in das Banner eintreten. Zum Befehlshaber einer Schwadron der reitenden Jäger aber, die als Abzeichen ein grünes Kreuz von Tuch trugen, wurde der Besitzer des Rittergutes Oberrabenstein, Georg Ludwig Freiherr von Welck, ernannt, der schon bei den Durchmärschen der Truppen verschiedenfach Hilfe geleistet hatte.

Mittlerweile war auch Landwehr gesammelt worden. Am 22. November wurden dazu auf dem Anger beim Klange umziehender Musik taugliche Männer aller Altersstufen von 18 bis 45 Jahren ausgewählt. Groß war da freilich das Herzeleid unter Frauen und Kindern.

Es verging indes noch Zeit, ehe alle Mannschaften auszogen. So konnten die Gesammelten am Weihnachtsheiligabende noch den Geburtstag des russischen Kaisers festlich mit begehen. Am 9. Januar 1814 erfolgte aber die Vereidigung der Landwehrleute. In feierlichem Gottesdienste legte ihnen Superintendent Unger treue Erfüllung ihrer Pflichten ans Herz, während der Ratsherr Kölz den Wortlaut des Schwures verlas. „Treu zu sein dem Bunde für die gemeinsame heilige Sache, gehorsam ihren Anführern zu folgen, ihre Fahnen nicht zu verlassen, menschlich zu sein gegen Wehrlose, aller Grausamkeit und Raubsucht sich zu enthalten, mit ihren Waffenbrüdern Freud und Leid zu teilen und auszuharren bis ans Ende“, gelobten die Männer. Dabei erschallte Glockengeläute, während vorher das Lied: „Ein feste Burg“ gesungen worden war. Am 23. März wurde vor dem Rathause auch die Fahne des Landwehrbataillons geweiht, die Frauen gestiftet hatten. So lohte in jenen Tagen in den Herzen vieler Chemnitzer die Begeisterung für das große Vaterland auf. Insbesondere wurden Gaben zur Ausrüstung armer Freiwilliger gespendet. Auch Verbandstoffe, Wäsche und Tücher liefen als Geschenke ein.

Noch am 23. März erfolgte der Ausmarsch der Landwehr, nachdem ein Teil der reitenden Jäger, unter ihnen Professor Krug aus Leipzig, der vorjährige Rektor der Universität, schon am 14. Februar vorangezogen war. Erfreulicherweise aber wurde es den Mannschaften wohl erspart, in den Kampf einzugreifen. Die Verbündeten hatten ja nicht nur am 31. Dezember 1813 den Rhein überschritten, sondern rückten kurze Zeit nach dem Auszuge der Chemnitzer und erzgebirgischen Krieger, am 31. März 1814, in Paris ein.

Mit Freuden beging nun Chemnitz am 17. April das Dankfest. „Das lieblichste Frühlingswetter begünstigte die Feier. Sobald es aber dunkelte, entfaltete sich allenthalben die glänzendste Beleuchtung, während Massen von Menschen auf den Gassen und Plätzen hin und wider wogten und überall nur die Töne des Jubels und der Freude zu vernehmen waren.“ Sie galten der wiedererrungenen Freiheit.

Theodor Körners Beziehungen zu unserer Stadt und ihrer Nachbarschaft.

Seit dem Jahre 1901 erhebt sich, von Efeu umrahmt, vor der St. Markuskirche ein schmuckes Denkmal. Auf granitenem Sockel, den Leier, Schwert und Eichenlaub zieren, ragt eine jugendliche Gestalt auf. Frei in die Weite richtet sich ihr Blick. Ein geöffneter Mantel umhüllt den kräftigen Mann, der mit der Linken das vorgestellte Schwert und ein Büchlein hält, mit der Rechten den Griffel faßt, zum Schreiben bereit. Wer die Gestalt sei? fragt der Uneingeweihte vielleicht. Er braucht nicht auf Antwort zu warten, so er das Mal betrachtet; denn „Theodor Körner“ steht an der Vorderseite geschrieben, während an der hinteren die Worte: „Der Stadt Chemnitz gewidmet vom Verein Körnertisch“ vom guten Bürger- und Vaterlandssinn opferwilliger Chemnitzer reden.

Jener Heldenjüngling grüßt uns von dem Ehrenmale, der 1813, als sich Preußen gegen Napoleon I. erhob, sein „Glück“, seine geliebte Braut Antonie Adamsberger in Wien, verließ, der mit herzbewegenden Worten von seinem Vater Abschied nahm, um

mit einer Schar gleichgesinnter begeisterter Jünglinge unter der Führung des Majors Lützow gegen die Feinde zu ziehen. Und jener Sänger ist es, den auch der Schlachtendonner nicht hindern konnte, seine Kameraden und das ganze deutsche Volk durch herrliche Lieder zu begeistern. Könnten wir lesen in dem Büchlein des Denkmales, sie ständen alle vor uns, jene ergreifenden Sänge vom „Schwert an der Linken", das „Gebet vor" und „während der Schlacht" und so viele andere. Und eben ist der Jüngling daran, flüchtigen Striches ein neues Lied auf die Blätter zu werfen.

Aber von Theodor Körner ist nicht nur der Glanz seiner Taten, der Ruhm seiner Lieder in unsere Stadt gedrungen — auch seine Person selbst ist unseren Vorfahren in schwerer Stunde nahegetreten. Wie das gekommen und sich zugetragen? Mag's erzählen, der's selbst ganz miterlebt und 1863 in der „Gartenlaube" berichtet hat, der Buchhändler Wilhelm Starke: „Es war am 28. Juni 1813 vormittags, an einem schönen warmen Tage, als ich, damals ein junger Mann und Besitzer eines literarischen Geschäfts in Chemnitz, zu einer befreundeten Dame gerufen wurde. Sie teilte mir mit, daß ihrem Manne, der aber verreist sei, von einem Freunde in Leipzig ein preußischer Offizier, namens Körner, der in dem Überfall bei Kitzen verwundet worden war, empfohlen wäre, um ihn sicher nach Karlsbad zu bringen. Sie bat mich um Rat, wie dies auszuführen wäre, und erwähnte, daß er sich in Karlsbad unter den Schutz der Herzogin von Kurland und ihrer Schwester, welche mit seinem elterlichen Hause befreundet wären, begeben wolle. Obgleich eine Reise bis an die Grenze nicht ohne Gefahr war, da französische Marodeurs (Plänkler) umherstreiften, so entschloß ich mich doch, ihn durch meine Begleitung sicher nach Annaberg zu bringen und dazu Extrapost in meinem Namen zu bestellen und dort das Erforderliche zu seiner weiteren Reise zu besorgen, was meine Freundin mit Dank annahm.



Körnerdenkmal.

Im Nebenzimmer fand ich einen großen schlanken Mann von edler Haltung und Gesichtsbildung in dunkler Kleidung, der von einem geschickten Wundarzt aus der Nachbarschaft verbunden wurde. Er hatte bei dem Überfall drei Hiebwunden an der linken Seite des Kopfes bekommen, wovon eine ziemlich tief war .... Er war mit einer Perrücke versehen, teils zum Schutze der Wunden, teils um sich unkenntlich zu machen. Er war von Leipzig über Frohburg in einem offenen unscheinbaren Wagen bis vor Borna, einem Dorfe eine Stunde vor Chemnitz, gefahren, dort abgestiegen und zu Fuß in die Stadt gegangen. Ich sagte ihm, was ich mit meiner Freundin über seine Weiterbeförderung verabredet hätte, und empfahl mich dann, um das Erforderliche in meinem Geschäfte zu besorgen und die Extrapost zu bestellen. Nach Tische, nachdem er zu mir gekommen, die Postchaise vorgefahren war und meine Frau uns zur Labung mit Kirschen versehen hatte, fuhren wir ab. Unterwegs unterhielten wir uns sehr angenehm. Er erzählte mir von seinem Leben und seiner Familie; auch sprachen wir über Literatur und seine theatralischen Schriften ... Auf der Hälfte des Weges von Ehrenfriedersdorf machten wir Halt, um uns sowohl zu restaurieren, als auch die Pferde füttern zu lassen, da es eine Station von vier deutschen Meilen war und dazumal noch keine Chaussee existierte. Nach einiger Zeit trat ein sächsischer Gendarm ein, der, da er eine Extrapost vor der Türe traf und zwei noble Herren, die sich mit Kaffee regalierten, in der Stube fand, nicht nach den Pässen fragte, die wir auch gar nicht hatten. Bald darauf ging es weiter, und wir kamen ohne Gefährde glücklich nach Annaberg und fuhren nach dem Posthause, wo ich gleich wieder rasche Pferde als Extrapost nach Karlsbad bestellte. Während dies besorgt wurde, gingen wir zu einem Kaufmann, an den Körner von dem Chemnitzer Hause durch ein mitgebrachtes Schreiben empfohlen war. Dieser Herr unterhielt sich mit ihm und empfahl ihm, sobald er die Grenze passiert habe, sich der österreichischen Behörde zu erkennen zu geben. Wir begaben uns dann zur Post zurück, wo alles bereit war. Körner dankte mir mit herzlichen Worten für alles, was ich für ihn getan hätte; wir schüttelten und drückten uns die Hände, und nach einigen Wünschen einer glücklichen Beendigung seiner Reise unter Gottes Schutz stieg er in den Wagen und fuhr davon. Bald darauf kehrte auch ich mit der Chemnitzer Postchaise, die ich dort behalten hatte, zurück."

So war ein Chemnitzer Bürger dem Freiheitshelden in seinen Leibesnöten „förderlich und dienstlich" gewesen. Vier Jahre darauf noch suchte ihn bei einer Reise in Berlin Theodors Vater auf und dankte mit Tränen in den Augen für den Liebeserweis. Die Stätte aber, in der der Dichter hier Unterschlupf gefunden, ist das Haus Lohstraße 8. Eine 1903 angebrachte Tafel mit der Inschrift: „Hier weilte Theodor Körner am 28. Juni 1813 als Verwundeter auf seiner Flucht nach Karlsbad" und mit dem Bildnis des Sängers erinnert daran. Wäre Theodor Körner am Leben geblieben, vielleicht, daß wir dann auch von ihm selbst Näheres über seinen Chemnitzer Aufenthalt erführen. Da es nicht an dem ist, müssen wir uns mit folgendem kurzen Eintrage in sein Tagebuch begnügen, in dem er, gewiß ein Zeichen der Eile, für Annaberg irrtümlich Altenberg geschrieben hat: „27. Juni Gnandstein, 28. Chemnitz, Altenberg, Gottesgab".

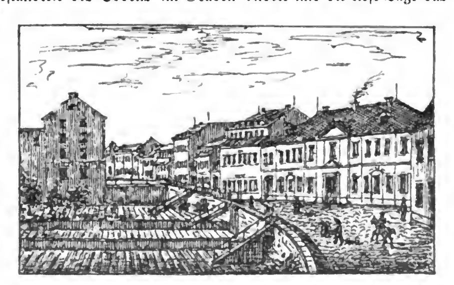
Nur kurze Zeit blieb der Verwundete in Karlsbad. Neuer Tatendrang trieb ihn zurück auf das Feld der Ehre. Und dort ereilte ihn, 2 Monate nach seinem Aufenthalte in Chemnitz, der Tod.

Daß sich unter den Dichtungen Körners eine Ballade findet, die in unserer Gegend spielt, wird umsomehr das Andenken an den Heldenjüngling bei uns fortleben lassen. Es ist das bekannte Gedicht: „Harras, der kühne Springer". Sofort werden wir hinüberversetzt nach dem schönen Zschopautale, das Theodor Körner vielleicht mehrmals aufgesucht, als er in den Jahren 1808 bis 1810 zu Freiberg das Bergfach studierte. Ausflüge, die dazu berufen waren, die Kenntnis der Steine und der Erdbildung besonders durch den Besuch eines Steinbruches bei Altenhain zu vermehren, haben ihn dahin geführt. Dabei mag ihm die alte Harrassage zu Ohren

gekommen sein. Zum Gedenken an die Verherrlichung des trutzigen Harrasfelsens durch den Sänger hat 1863 die Stadt Frankenberg auf der Höhe ein eisernes Kreuz errichtet. In demselben Jahre aber haben am 26. August Körnerverehrer im Garten der Jagdschenke bei Siegmar ein Ehrenmal aufrichten lassen, hat am gleichen Tage die Bürgerschaft von Chemnitz unter großer Feierlichkeit, an der auch noch ein Kampfgenosse des Dichters, „der alte Voigt", teilnahm, auf dem Sonnenberge eine Eiche gepflanzt, „noch den spätesten Geschlechtern ein Mahnruf: stehet zum Vaterland treu!"

Die Chemnitzer Festungswerke verschwinden.

Manchen Sturm hatten die Mauern unseres Chemnitz ausgehalten. Aber mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen schwand die Zeit ihres Glanzes dahin. Bald kam dieser Rückgang in der Bedeutung auch offensichtlich zum Ausdruck. Einen Turm, ein Stück Mauer, ein Rondell nach dem anderen ließ man verfallen. Und was nicht selbst stürzte, rissen die Bürger nieder, besonders, nachdem die Festungswerke durch Königliche Verfügung vom 24. April 1806 nebst Zwingerwall und Graben an die Stadt abgetreten worden waren. Das Johannistor machte den Anfang. Als 1805 sein Turm mit dem Einsturze drohte, wurde er vollends abgetragen. Die Toreinnahme und die Wache dabei fristeten sich zwar noch ein paar Jahre hin, 1829 aber lösten die Hacken auch hier Stein um Stein. Bald folgten Nikolai- und Klostertor. Nur dem Chemnitzer Tor war es vergönnt, sich noch eine längere Zeit zu erhalten. Das kam daher, weil 1811 in seine Räume die Amtsfronfeste vom Schlosse herein verlegt worden war. Nach einem großen Brande am 27. März 1848 aber, der die ganze östliche, damals viel weiter vorgebaute Seite des Chemnitzer Gäßchens, der jetzigen Chemnitzer Straße, vernichtete, schlug auch ihm die Todesstunde. Im Jahre 1855, nachdem die Chemnitzer Straße verbreitert worden war, wurde es niedergerissen. Der Rote Turm allein ist nun von den Befestigungswerken noch übrig geblieben. Ein gleiches Schicksal wie den Mauern und Türmen war dem Graben beschieden. Ihn weiter räumen zu lassen, hielt der Rat schon im 18. Jahrhunderte nicht mehr für nötig. Immer höher wuchs der Schlamm herauf. Gras und Strauchwerk siedelten sich darauf an. Hatte sich erst immer noch ein schmaler Faden trüben Wassers im Graben hingezogen, so konnte man ihn nun trockenen Fußes durchwandern, ja um 1800 wandelte sich das Gebiet des Grabens zu Blumen- und Gemüsegärten um, zu denen man auf Treppen hinabstieg. Wo sich jetzt die Häuser zwischen Wiedescher Papierhandlung und Anfang der Friedrich August-Straße erheben, da bauten unsere Vorfahren in ihren tiefgelegenen Gärtchen Salat, Gurken, Kohl und andere Gewächse. Ähnlich war es weiterhin an der Theater- und Poststraße. Da Schlamm den Hauptbestandteil des Bodens im Graben bildete und die tiefe Lage das Eindringen von Winden verhinderte, gedieh der Pflanzenwuchs im alten „Karpfenweiher" außerordentlich. Der Zwinger war von Seilern und Tuchmachern eingenommen worden, die hier ihr Gewerbe betrieben. Die Seiler hatten ihre Räder, von denen die rückwärtsschreitenden Gesellen lange Fäden abzogen, die Tuchmacher schon vor längerer Zeit ihre Tuchrahmen dort aufgestellt. In einem Teile



Stadtgrabenrest an der Theaterstraße, dem Kasino gegenüber. 1840.

des Stadtgrabens aber, der Auebrücke gegenüber, übten sich bis etwa 1835 die Bruchschützen, indem sie die Bolzen ihrer Armbrüste gegen eine Scheibe schnellen ließen, die an die Grabenwand gestellt war. Doch auch dieser Lust ward ein Ende gemacht. Um Raum zu gewinnen, wurde nach und nach der Graben ausgefüllt. Insbesondere um das Jahr 1848 konnten viel Arbeitslose an dem Werke beschäftigt werden. Vom Kaßberg und vom Scharfrichterberg, der Höhe an der Stollberger Straße, schafften sie das Erdreich herbei. Wo aber neuer Raum gewonnen worden war, da erstanden an verschiedenen Stellen wichtige Bauten. Die jetzige Stadtbibliothek machte 1831 als Schule den Anfang. 1838 folgte das Stadttheater, 1857 die höhere Bürgerschule, das jetzige alte Rathaus, 1858 die Post, 1866 die Börse. Zwischen den öffentlichen Bauten aber ließen sich Privathäuser nieder. Wer indes den Grund der alten Befestigungswerke benutzte, hatte sich durch Unterschrift zu verpflichten, dem Staate den Raum wieder abzutreten, wenn sich die Notwendigkeit herausstellen sollte, neue Befestigungswerke an der alten Stätte aufzuführen. Es wird wohl nicht dazu kommen. Der Staat hat auch auf den Vorbehalt nunmehr verzichtet.

Der Aufruhr von 1830.

In der Zeit nach den Befreiungskriegen war das Jahr 1830 eins der bewegtesten. Ganz plötzlich war in Paris die Julirevolution ausgebrochen. Die Franzosen verjagten ihren König Karl X. Louis Philipp bestieg den Thron. Aber merkwürdig: auch diesmal blieb, wie 1789, die Unruhe nicht auf ihren Herd beschränkt. Nach Belgien, Polen und Deutschland griff sie weiter. Und wenn auch nicht überall der Brand über dem ganzen Lande aufloderte, so schlugen die Flammen des Aufruhrs doch in einzelnen Orten empor. Zu diesen Städten gehörte neben Dresden und Leipzig auch Chemnitz.

Der Ursachen, warum auch hier Unruhen entstanden, waren sehr verschiedene. Im ganzen Sachsenlande herrschte Erbitterung über die Langsamkeit des Gerichtsverfahrens, über die Bedrückung der Bauern durch die Gutsherren, über Mängel in der Gemeindeverwaltung usw. Die Chemnitzer Bewohnerschaft brachte aber noch besondere Gründe vor. Sie wünschte u. a., daß der Stadtrat durch die Bürgerschaft gewählt werde, daß die Biertranksteuer, der Salzpreis und die sogenannte Akzise (Abgabe auf Lebensmittel) vermindert werde; ferner begehrte sie die Erwählung eines Bürgerschuldirektors, die öffentliche Verhandlung aller Stadtangelegenheiten, freundliches Benehmen der Beamten gegen Bürger aller Stände in öffentlichen Geschäften, Befreiung vom Wegegelde innerhalb der sogenannten Schläge, Strenge bei Erteilung des Bürgerrechtes an Fremde usw. Insbesondere aber nahm man Anteil an der Lage der Bauern, die durch Frondienste stark bedrückt und von denen eben im Sommer 1830 47 aus Neukirchen, Klaffenbach und Burkhardtsdorf in der Amtsfronfeste eingesperrt worden waren.

So lag Zündstoff genug vor. Aber auf eine ganz eigenartige, bedauernswerte Weise machte sich der Unmut bei uns Luft. Im Eckhause neben dem „Römischen Kaiser“ wohnten damals die Kaufleute Rompano und Sala. Beide waren katholisch. Von beiden aber liefen im Volksmunde allerlei Gerüchte um. Sie sollten sich mißliebig über die Evangelischen als Ketzer ausgesprochen haben. Durch Rompano sollte dem Dienstmädchen verboten worden sein, bei einem protestantischen Kinde Pate zu stehen. Man wollte gesehen haben, wie Rompano beim Reformationsjubiläum im Juni, als sich die Gemeinde auf dem Markte versammelt, zum Zeichen der Verachtung eine Pfeife geraucht habe. Von Sala sollte gar dem Hunde ein Luthertaler an das Halsband gehängt worden sein. Gegen diese beiden Männer richtete sich nun die Volkserregung.

Es sammelte sich Sonnabend, den 11. September gegen abend eine erregte Volksmenge auf dem Markte und vor dem Rompanoschen Hause. Bald drangen einzelne der Aufrührer in das Haus ein. Dann aber ging die größere Menge zum Angriffe über. Steine flogen in die Fenster, man schlug mit Beilen und Äxten Türen und Läden ein, und etwa 50 Mann stürmten in die Räume, löschten die Lichter aus,

sprengten Schlösser auf, erbrachen Keller und Gewölbe, zerstörten in den Läden die Waren, in den Stuben die Geräte, zerschnitten die Betten, zerrissen Geschäftsbücher usw. Was aber das Schlimmste war: sie brachten dem Kaufmann Sala und Handlungsdienern Verletzungen bei. Die geringe Polizeimannschaft war ohnmächtig. So dauerte das Zerstörungswerk die ganze Nacht hindurch.

Zu derselben Zeit aber, da hier der Lärm tobte, war ein Haufe zum Hause des Bürgermeisters Dr. Sachse in der Aue, ein anderer vor das Amthaus (jetzt Leistner, inn. Johannisstr. 1) gezogen und hatte die Freigabe der eingesperrten Bauern verlangt. Nachdem sie durch den Kreishauptmann und durch den Amtshauptmann von Polenz angeordnet war, wurden unter dem Rufe: „Bauern heraus“, die Gefangenen den Aufwieglern ausgeliefert.

Militär, das erst aus Öderan herbeigerufen worden war, brachte endlich das Treiben zum Stillstande. Nun gab es natürlich strenge Strafgerichte. Viele der Aufrührer wurden mit Zuchthausstrafe belegt. Der Unmut aber ward dadurch beseitigt, daß manche der ausgesprochenen Wünsche bald in Erfüllung gingen: Chemnitz erhielt eine neue Gemeindeverfassung, wie sie ähnlich heute noch besteht; es wurde ein Schuldirektor angestellt; die Frondienste fielen gegen Ablösungsgelder weg; dem ganzen Lande aber bescherte der 4. September 1831 gleichfalls eine Verfassung. Jahre hindurch ist zum Gedenken an diese wichtige Gabe das sogenannte Konstitutionsfest gefeiert worden. In Oberhermersdorf erzählt sogar eine Glocke mit der Inschrift: „Der Konstitution am 4. September 1831“ von dem wichtigen Ereignisse.

Die Chemnitzer wollen einen Kaiser und eine Flotte haben.

Schon in den Tagen der Freiheitskriege war das Streben lebendig geworden, wieder ein geeinigtes Deutschland zu erringen. Aber die folgende Zeit erwies sich nicht als geeignet, das Sehnen der Kämpfer und Sänger von 1813 zu erfüllen. So schien es, als ob der alte, schöne Wunsch auf Nimmerwiederkehr versunken und vergessen sei. Doch, es war nicht an dem. Als das Jahr 1848 anbrach, das in Frankreich wieder eine Revolution heraufbeschwor und das auch in unserem Sachsenlande Aufruhr entbrennen ließ, da zeigte sich, daß das deutsche Volk der Begründung eines mächtigen Reiches mit Sehnsucht entgegensah.

Die Bewegung von 1848 zeitigte viele Wünsche. Am 8. März hatten auch die Bürger von Chemnitz und Nachbargemeinden der Regierung ihre Anliegen kundgegeben. Sie wünschten allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht, unbedingte Preßfreiheit, Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens mit Schwurgerichten, Bildung eines Ministeriums aus erfahrenen Männern zur Regelung der industriellen Angelegenheiten, höhere Besteuerung von Vergnügungsmitteln, freies Versammlungsrecht, allgemeine Volksbewaffnung, Besteuerung nach dem Einkommen usw. Allen diesen Wünschen aber stand der nach einem deutschen Reiche und einem deutschen Reichstage voran.

Zur größten Freude der Chemnitzer und der Bewohner anderer Landesteile, die gleichfalls bittend vor den Thron getreten waren, sagte am 16. März König Friedrich August baldige Erfüllung mancher Forderungen zu. Es sollte die Rechtspflege geändert, die sogenannte Preßzensur aufgehoben, das Vereinsrecht verbessert werden usw. Was aber in den Vaterlandsfreunden die allerlauteste Anerkennung hervorrief, das war die Versicherung des Herrschers, „kräftig zu zeitgemäßer Gestaltung des deutschen Bundes und zur Vertretung des Volkes bei demselben mitzuwirken“.

Jubel herrschte in der Stadt. Sofort wurde eine Stiftung errichtet, die zugunsten Blinder wirken sollte und heute noch besteht. Man ließ viele Arme speisen. Überdies aber fand sich die Bürgerschaft am 21. März auf dem Markte zu einer Feier zusammen. Das Arndtsche Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ erklang. Die Glocken läuteten. Stadtverordnetenvorsteher B. Eisenstuck brachte ein Hoch auf das einige deutsche Vaterland aus. Bürgermeister Schanz aber hielt eine Rede, in der er zuversichtlich

aussprach: „Also wir werden ein deutsches Parlament, eine deutsche Kammer haben; da werden Männer hingeschickt werden, die für das Wohl des Volkes glühen; da wird man die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands beraten; da wird man Mittel und Wege finden, Handel und Gewerbe zur höchsten Blüte zu bringen".

So schien alles auf bestem Wege zu sein. Die Stadt schickte zum sogenannten Vorparlamente neben B. Eisenstuck den einfachen, aber klaren und festen Webermeister und Stadtrat Rewitzer*) und brachte gern die Mittel für die Reise der beiden Männer nach Frankfurt auf. Dort beschlossen nun die Abgeordneten in der Paulskirche, durch die Nationalversammlung eine Verfassung für das deutsche Land aufrichten zu lassen. In Chemnitz und auch in den Dörfern ringsum übte mittlerweile die Kommunalgarde (eine Wehrmannschaft aus Bürgern) fleißig, wurden Versammlungen abgehalten, steigerte sich die Teilnahme am öffentlichen Leben immer mehr. Als die Frankfurter Vertreter zurückgekehrt waren, vernahm die Wählerschaft mit Spannung ihre Berichte über die Verhandlungen. Wenige Wochen später wählte man Eisenstuck in die Nationalversammlung und geleitete ihn zur Post, um ihm noch einmal gute Wünsche für die Fahrt und das Gelingen des Einigungswerkes zuzurufen. „Wir halten fest an der Einheit des deutschen Vaterlandes in dem einmütigen Verlangen, daß das ganze Volk frei nach innen, stark nach außen werde", klang es aus dem Munde der Zurückgebliebenen. Die Schützen ließen auf ihre Königsscheibe die Strophe setzen: „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland — darnach laßt uns alle streben brüderlich mit Herz und Hand". In der Ferne tagte indessen die Nationalversammlung bei fleißiger Arbeit, freilich auch schon bei kleinen Zerwürfnissen, und beriet über die große Zahl von Vorschlägen. Schon setzte sie am 29. Juni den beliebten Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser ein. Immer näher rückte man nach der Meinung aller dem Ziele. Ein neues vaterländisches Fest wurde auf dem Schießhausplatze an der Annaberger Straße veranstaltet. Die Fahnen der Kommunalgarde**) erhielten Bänder in den Farben schwarz-rot-gold.

Endlich war im Frühjahre 1849 die Verfassung fertiggebracht. Schon hatte man König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Kaiser ausersehen. Aber groß war nun die Spannung: Wird die Reichsverfassung den Beifall der Fürsten finden? Wird der Preußenkönig die Kaiserwürde annehmen? Wir wissen: Friedrich Wilhelm mußte Bedenken tragen, den Schritt zu wagen, solange nicht Fürsten und freie Städte der Reichsverfassung zugestimmt hätten. Und das geschah aus verschiedenen Gründen noch nicht. Die Nachrichten davon wirkten wie ein Reif in der Frühlingsnacht.

Aber die Bewohnerschaft von Chemnitz und von anderen Orten wollte sich nicht sogleich zufrieden geben. Anfang Mai entsendete sie Abordnungen nach Dresden, die dem Könige Schriften mit der Bitte um Annahme der Reichsverfassung übergeben sollten. Man hoffte noch immer. Doch der Weg war umsonst begangen worden. An demselben Morgen, an dem sich die Chemnitzer dem Könige nahen wollten, hatte er aus Dresden fliehen müssen, weil dort sein Leben bedroht war. So konnten die Abordnungen, in denen sich auch der neue Bürgermeister Müller befand, ihre Aufgabe nicht erledigen. Sie brachten aber die Nachricht mit, daß in Dresden anstatt der alten eine sogenannte provisorische Regierung eingesetzt sei. Kaum war die Kunde verbreitet, da entstand in Stadt und Land eine mächtige Bewegung. Hetzer hielten aufrührerische Reden, die Kommunalgardisten zogen auf und ab, Versammlungen wurden gehalten. Am 6. Mai legten die Kommunalgarde, der Stadtrat und die auf dem Markte versammelte Volksmenge den Eid auf die Verfassung ab; noch am Abend aber beschloß die Kommunalgarde, nach Dresden zu ziehen und dort für die Reichsverfassung einzutreten. Vorher schon aber hatten sich Turner, eine Abteilung unter dem Pianofortebauer Dolge, auf

*) Rewitzerstraße! R. war Mitbegründer und Vorstand des Handwerkervereines; er stiftete 1831 den ersten Leseverein, stand der Weberinnung, dem Hospitalvereine, der Gewerbekammer vor. 1848 war er Vorsitzender der 2. Ständekammer usw. Grabmal auf Johannisfriedhof.

**) Museum. Daselbst auch Uniformen und Gewehre.

den Weg gemacht. Sie kamen in Dresden zu jenen heftigen Straßenkämpfen, die dort entbrannt waren. Dabei wurden zwei von ihnen, der Advokat Böttcher und Hermann Weigand, ein Glied der um die Turn- und Feuerwehrsache unserer Stadt so sehr verdienten Familie, erschossen. Da es dem Militär bald gelang, der Aufständischen Herr zu werden, kam die Chemnitzer Kommunalgarde, gewiß den meisten sehr zur Beruhigung, nicht zum Eingreifen. Sie war noch nicht einmal bis Dresden vorgedrungen, sondern kehrte bei Freiberg eiligst um, als sie hörte, daß preußische Truppen unterwegs seien.

Indessen hatte sich in den Mauern von Chemnitz ein wichtiges Ereignis abgespielt. Aus Dresden hatte auch die provisorische Regierung fliehen müssen. Der Rest davon, dabei der spätere Dresdner Stadtrat Heubner und der Russe Bakunin, war in unserer Stadt angekommen und im „Blauen Engel“ (Kronenstraße 2) eingekehrt. Große Sorge war da in den Herzen der Bürger entstanden; denn sie befürchteten nun den Einzug einer Militärmacht und blutige Auftritte wie in der Hauptstadt. Zum Glück kam es nicht dazu, denn die provisorische Regierung wurde noch in der Nacht nach Altenburg befördert.

So fand die Garde bei ihrer Rückkehr die Stadt schon wieder etwas beruhigt. Nun hatten freilich die Gerichte vielerlei zu tun. Einige Führer entgingen ihrer Verurteilung durch die Flucht. Unter ihnen finden wir August Dolge, nach dem unseres Wissens jetzt eine Stadt in Amerika Dolgeville genannt ist. Die Kommunalgarde wurde aufgelöst. Die Hoffnung auf ein Deutsches Reich war einstweilen nichtig gewesen. Selbst Eisenstuck verzweifelte an der Möglichkeit der Herstellung eines einigen freien Deutschlands und legte nun seinen Auftrag nieder.

Gleichzeitig mit dem Drängen nach der Neuschaffung eines einheitlichen Staates hatte aber der Gedanke Boden gefaßt, für das Deutsche Reich eine Flotte zu gründen. Man hatte einsehen gelernt, welch ein Schutz eine starke Flotte dem Handel sein könne. Hatten doch erst im Frühjahre 1848 einige dänische Kriegsschiffe zahlreiche deutsche Handelsschiffe an der Ausfahrt verhindert. So rief alles nach einer Seemacht. Es wurde auch im Mai 1848 in der Nationalversammlung ein Ausschuß zur Errichtung einer deutschen Flotte begründet. Da stand Chemnitz nicht hintan, Chemnitz, dessen Handel nach Amerika sich damals immer mehr entfaltete. Mit ganz besonderem Eifer nahmen sich E. Lohse und A. Wex der Angelegenheit an. Es wurde eine Geldsammlung eröffnet, durch den Bürgergesangverein und das Stadtorchester ein Konzert gegeben, eine Lotterie veranstaltet. Viele Hände regten sich. Sogar zwei Ringe wurden, ähnlich wie 1813 in Preußen, auf dem Altare des Vaterlandes dargebracht. 1350 Taler kamen im ganzen zusammen. Mit dem Wunsche, daß recht bald die deutsche Flagge achtunggebietend auf dem Meere wehen und das Vaterland groß unter den übrigen Ländern Europas dastehen möge, schloß der Ausschuß seine Tätigkeit. Das Geld ging ab und fand seine schöne Verwendung; denn am 1. April 1849 war die deutsche Marine errichtet und unter den Befehl des Leipzigers Bromme gestellt worden. Am 4. Juli liefen auch schon die Schiffe „Barbarossa“, „Hamburg“ und „Lübeck“ von Bremerhaven zur Übung aus. Nun wehten die schwarz-rot-goldnen Fahnen auch auf dem Meere.

Aber es schwebte ein Unstern über dem Werke. Es fehlte als schützender Hintergrund die Reichsgewalt. An sie aber war nun einstweilen nicht mehr zu denken. Am 30. Dezember 1851 beschloß gar der Bundestag, die Flotte als Eigentum des Bundes aufzugeben und sie einem Vereine zur Erhaltung zu überlassen. Damit war das Todesurteil ausgesprochen. Es war nicht möglich, die Kosten zur Unterhaltung aus freiwilligen Gaben aufzubringen. So wurden die mit soviel Liebe geschaffenen Schiffe am 2. April 1852 durch den Lippeschen Staatsmann Hannibal Fischer um einen Spottpreis versteigert. Auch die Chemnitzer hatten umsonst ihre Opfer gebracht.

Trauer schlich sich in die Herzen der Volksfreunde.

Freuen wir uns, daß bessere Zeiten gekommen sind. Das Deutsche Reich und die deutsche Flotte, 1848 und 1849 unmöglich, weil kein mächtiger führender Staat da war, sind geschaffen. Damit ist aber auch zur Tatsache geworden, was vor mehr als einem halben Jahrhunderte warmherzige Vaterlandsfreunde erstrebt hatten.

Aus dem Kriege von 1866.

Schon seit dem Mai 1866 gab es unruhige Zeiten in Chemnitz. Es wurden Pferde für das Militär angekauft; es rückten die beiden Bataillone Infanterie, die hier lagen, nach Freiberg ab, zogen Soldaten aus Schneeberg hier durch nach Flöha zu. Ernste Stimmung senkte sich auf die Bevölkerung. Man wußte, daß ein tiefer Zwiespalt zwischen Preußen und Österreich herrschte und ein blutiger Kampf bevorstehe. Nicht überraschend wie 1870 traf daher einen Monat später, am 15. Juni, die Kriegserklärung hier ein. Alles war nun nur auf den weiteren Lauf der Dinge gespannt. Man erwartete das sofortige Einrücken des verbündeten österreichisch-sächsischen Heeres, das in Böhmen zusammengezogen war, nach Sachsen, erhielt auch schon Kunde, daß sich bei Grünthal-Olbernhau Reiter hatten sehen lassen. Ebenso sicher rechneten viele Chemnitzer auf den Einmarsch der Bayern, deren Hilfe man erhoffte. Schon hatten sich zu ihrem Empfange Tausende von Menschen auf dem Bahnhofe eingefunden.

Der Vorsicht halber wurden aber doch Lokomotiven und Eisenbahnwagen, die auf den hiesigen Strecken fuhren, zu bergen gesucht. Man wollte sie nicht in die Hände der Preußen fallen lassen. Da hob nun ein Rollen und Jagen gen Zwickau und Reichenbach zu an! Schon in der Nacht vom 15. zum 16. Juni, als die ersten preußischen Husaren in Riesa einritten und die von den Sachsen angezündete Elbbrücke im Flammenschein lohte, hatte der dortige Bahnhofsvorstand schnell Wagen und Lokomotiven nach Chemnitz zurückgehen lassen, und ein Zug, der am 17. von Chemnitz noch bis Mittweida vorgedrungen war, kehrte eiligst zurück, als dem Führer bekannt wurde, daß die Preußen in Waldheim eingerückt seien. Nicht zu regelrechtem Betriebe wurden nun auf unserem Bahnhofe Züge zusammengestellt, sondern nur zu schnellster Flucht. 3, 4 Lokomotiven auf einmal liefen vor einer Wagenreihe, und immer neue folgten. Endlich war fast der ganze Vorrat von dannen. Da sollte sich am 18. Juni noch ein kleiner, beinahe lustig zu nennender Zwischenfall ereignen, den die „Gartenlaube" ungefähr also schildert:

Es war abend 7 Uhr geworden, und zwei Maschinen schleppten den letzten von Gößnitz kommenden Zug in den Bahnhof. Die wenigen verwegenen Reisenden stiegen aus, und die Lokomotiven waren eben im Begriffe zu drehen, als mehrere Beamte mit der Schreckensbotschaft daher rannten: Preußische Soldaten sperren den Ausgang. Aber die beiden Führer der „St. Egidien" und der „Augustusburg" verzagten nicht. Der Riesenkraft und Vogelschnelle ihrer Rosse konnten sie vertrauen und nötigenfalls durch ein ganzes Regiment reiten, ohne aus dem Schritt zu kommen. Rasch stürmten sie dem Ausgange zu. Und richtig: dort standen die flinken Husaren, den Säbel in der Faust, auf dem rettenden Geleise. Sie wichen nicht vom Platze, während zum Überflusse eine ungeheure Menge Volks die Reiter umringt hatte, hin und her wogte und mit größter Spannung den Dingen entgegensah, die kommen mußten. Jetzt waren die Lokomotiven dicht bei den Reitern. Was wird noch werden? fragte man sich. Man sah im Geiste den wilden Kampf; die Klingen funkelten; man horchte auf den ersten Schuß — da öffneten sich plötzlich auf beiden Maschinen Abstoßhähne und Schnelldampfer zugleich; der Dampfpfeifen schrille, durchdringende Schreie ertönten, und ein wahrer Höllenspuk hob an. Sofort waren beide schwarze Riesen in Dampf gehüllt und drangen nun unbekümmert um Säbel und Pistolen unter Freunde und Feinde hinein. Entsetzt wich alles den verderbenbringenden Rädern aus. Die Pferde bäumten und sprangen zitternd bei Seite; scheu und unruhig gemacht, ließen sie den erschrockenen Reitern keine Zeit, ihre Waffen zu gebrauchen. Da war mit einem Male die Bahn frei, und wie ein Ungewitter brausten die beiden Renner dahin, „daß Kies und Funken stoben".

Glücklich kamen auch diese Flüchtlinge nach Eger, wo am 20. Juni auf dem Bahnhofe über 140 sächsische Lokomotiven und Tausende von Wagen versammelt waren.

So hatten denn in Chemnitz andere Soldaten als die erwarteten ihren Einzug gehalten: nicht Österreicher, Sachsen und Bayern, sondern Preußen. Noch in der Nacht

besetzten sie den Bahnhof. Ein Teil davon aber rückte am Morgen des nächsten Tages, des 19. Juni, über Furth, Altendorf, Rottluff, Rabenstein nach Siegmar zu. Dort vollzogen die Mannschaften jenes Zerstörungswerk, das die ganze Nachbarschaft in nicht geringen Schrecken versetzte: sie schlugen nicht nur die Telegraphenstangen um und rissen die Eisenbahnschienen eine längere Strecke auf, sondern sprengten die eiserne Brücke, die über die Hofer Straße gelegt ist, in die Luft. Weit umher flogen die Stücken. Ihrer eins ward lange Zeit in einem Schuppen des Bahnhofes Siegmar aufbewahrt, ist aber jetzt dem Eisenbahnmuseum in Dresden einverleibt. In seiner Inschrift: „Zur Erinnerung an den 19. Juni 1866“ birgt es für den Eingeweihten ein Stücklein Kriegs- und Weltgeschichte.

Natürlich ließ diese Gewalttat allerlei anderes Unheil befürchten. Insonderheit erwarteten viele, daß nun auch die Brücke über die Becker- und Annaberger Straße zerstört werden würde. Schon fanden sich Schaulustige bei ihr ein. Aber der Feind dachte wahrscheinlich gar nicht an weitere Zerstörungen. Mit der Sprengung in Siegmar war sein Zweck erreicht: er hatte Furcht eingeflößt und den Bahn- wie Telegraphenverkehr auch hier unmöglich gemacht. Jetzt mußte auch die letzte Hoffnung auf das Erscheinen der Bayern schwinden. Aber schlimmer war es, daß die Zufuhr von Kohlen, von Rohstoffen usw. durch die Eisenbahn nun vollends ganz aufgehoben ward, sodaß sich die Arbeitslosigkeit noch steigerte. Bereits zog in manche Familie die Not ein. Gut, daß da der kurz vorher gegründete Verein zu Rat und Tat, die Stadt und Privatpersonen Hilfe zu spenden vermochten.

Inzwischen aber hatte sich zu dem Siegmarschen Vorfalle ein zweiter gesellt, der die ganze Bürgerschaft erregte. „Im Namen des Königs von Preußen“ waren am Morgen des 1. Juli die beiden Schriftleiter des „Chemnitzer Tageblattes“ und der „Chemnitzer Nachrichten“, Professor Eduard Lamprecht und Liebig, von preußischen Ulanen gefangen genommen und zu Wagen über Wiesa, Öderan, Freiberg nach Dresden gebracht worden, weil sie — auf Grund anscheinend sicherer Mitteilungen — in ihren Blättern gemeldet hatten, es seien bei einem größeren Treffen 15000 Preußen abgeschnitten worden. Ein starker Volkshaufe begleitete die Ulanen mit ihren Gefangenen hinaus nach Hilbersdorf, und Schüler der Königlichen Höheren Gewerbschule, an der Professor Lamprecht im Hauptamte tätig war, eilten sogar bis nach Flöha, um ihrem Lehrer — zu seiner großen Freude — in den Stunden der Bedrängnis ihre Liebe zu beweisen.

Die Nachrichten, die vom Kriegsschauplatze eintrafen, wußten in der Tat nichts von dem preußischen Verluste. Im Gegenteil, sie lauteten ungünstig für die Sachsen und Österreicher. Tief betrübt wurden dadurch gleich ihrem Könige Johann alle, die immer noch, entgegen den Ansichten eines Otto von Bismarck, am „großdeutschen“ Bunde, d. h. an der Verbindung mit Österreich, festhalten wollten. Was aber die gesamte Bewohnerschaft besonders schmerzlich berührte, war, daß auch Kämpfer aus ihrer Mitte gefallen waren.

Daß auch in Chemnitz selbst die Zeichen des Krieges nicht verschwanden, nimmt nicht Wunder. Die beiden Zeitungen, denen ihre Leiter entrissen worden waren, durften vom 6. bis zum 15. Juli nicht mehr erscheinen, und ein „Amtsblatt“ für die Behörden ersetzte sie. Der Sommermarkt fiel aus. Die Hauptwache am Neumarkte, die spätere Feuerwache, blieb von Preußen besetzt. Die Schilderhäuser vor ihr und vor der Kaserne verloren ihren grün-weißen Anstrich und wurden mit den preußischen Farben schwarz-weiß geschmückt. Frachtfuhrwerke, die Mundvorrat und Gepäck für die Preußen in die Gegend von Wien gefahren hatten, langten an. Verwundete kamen durch die Stadt. Größere preußische Truppenmengen aber sah Chemnitz erst, als der Krieg mit der Schlacht von Königsgrätz am 3. Juli schon fast entschieden war. Es hielt am 10. Juli, an dem Tage, der den beiden Redakteuren die Freiheit bescherte, ein Regiment preußische Landwehr seinen Einzug, das vor allem berufen war, kleine Unruhen, die durch brotlos gewordene Arbeiter erregt worden waren, zu beseitigen. Das Erste, was der Befehlshaber tat, war darum die Ausgabe folgenden Erlasses, der

überall an den Mauern angeschlagen wurde und manche Beengung auch der ruhigen Bürgerschaft mit sich brachte:

1. Alle Zusammenrottungen auf Straßen und Plätzen sind auf das Ernsteste untersagt. Nach 8 Uhr dürfen nicht mehr als 3 Personen zusammenstehen.
2. Von 9 Uhr abends an sind sämtliche Haustüren und Einfahrten verschlossen.
3. Von 10 Uhr abends an ist aller Verkehr in den Straßen untersagt. Ärzte usw. erhalten nach Legitimierung bei mir eine Nachtpaßkarte. (Beamte im Dienste, die sich als solche legitimieren können, passieren frei.)
4. Alle Schuß-, Hieb- und Stechwaffen ohne Ausnahme sind im Laufe des heutigen Tages bis 7 Uhr abends entweder an das Militär am Bahnhof oder der Kaserne, oder aber auch in der städtischen Polizeiwachstube abzuliefern.
5. Tanzmusiken aller Art, sowie öffentliche Versammlungen sind bis auf weiteres im ganzen Gerichtsamtsbezirk untersagt.

Ich vertraue dem intelligenten Sinne aller Chemnitzer, eine Wiederholung der früheren Exzesse wird nicht nachfolgen, bemerke aber dabei, daß alle Unterbefehlshaber strengstens angewiesen sind, ihren Anforderungen bei Versagung des Gehorsams sofort die Waffengewalt folgen zu lassen.

Chemnitz, den 10. Juli 1866.

Gyns von Rekowski
Oberstleutnant, Kommandeur des 13. Landwehr-Regiments.

Zum Glück brauchten die Bestimmungen nicht lange zu gelten. Es kam nicht wieder zu Aufläufen, und schon am 14. Juli war der Ausmarsch der Besatzung erfolgt. Zwar stellte sich Ersatz ein, aber immer blieb das Verhältnis zwischen den Gästen und der Bevölkerung friedlich. Von Offizieren eines Landwehrregiments erzählt sogar ein alter Chemnitzer, daß sie im „Kasino" ebenso fleißig mit den Chemnitzerinnen getanzt hätten wie 1813 ihre Vorgänger aus dem Blücherschen Heere. Aber auch an anderen erfreulichen Betätigungen fehlte es nicht. Am 21. Juli konnte die Eisenbahnbrücke in Siegmar nach notdürftiger Erneuerung das erste Mal wieder befahren werden. Post und Telegraph nahmen ihre Arbeit wieder regelrecht auf. Schon am 10. August aber waren im Bahnhofe von den geflüchteten Lokomotiven die ersten, nämlich die Maschinen Waldheim, Innsbruck, Reuth, Reichenbach, Flöha, Lugau und Freischütz, geführt von der Maschine Stein, wieder eingetroffen. Aus weiter Ferne, aus Regensburg, waren sie zurückgekehrt in ihr Vaterland, dem sie nun mit der Inschrift an der ersten der Reihe zuriefen: „Gegrüßt seist du, teure Heimat".

Am 23. August schon schlossen Preußen und Österreich Frieden. Zwei Monate darauf, am 21. Oktober, waren auch die Verhandlungen zwischen Preußen und Sachsen beendet. Unser Vaterland trat dem Norddeutschen Bunde bei. Chemnitz selbst aber erhielt nun im nächsten Jahre in den „106ern" Soldaten, die die gleiche Uniform wie die ehemaligen Gegner, die vor allem die „Pickelhaube" trugen.

Chemnitz im Kriege von 1870 und 1871.

Unter all' den zahlreichen Schriften, die der deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871 gezeitigt hat, ist wohl keine weiter verbreitet, keine mehr gelesen worden als die Fröschweiler Chronik vom Pfarrer Klein. Und das Büchlein verdient eine solche Aufnahme. Schildert es doch in lebhaften Farben all' die Leiden, die das unheilvolle Völkerringen über eine blühende Gemeinde heraufbeschworen. Wie die Truppen der Franzosen aufmarschieren, wie sie hungern, schon ehe sie den Feind sehen, wie sich die Schlacht von Wörth entwickelt, wie die Gassen des Dorfes vom Granatenhagel überworfen werden, wie auch vom Kirchturm zu Fröschweiler die Feuergarbe aufloht, wie Verwundete in Unmenge in das Dorf gebracht werden — all' dies und vieles andere weiß der Verfasser meisterhaft darzustellen.

Aber nicht, daß der Krieg nur dort zu verspüren gewesen sei, wo die mörderischen Schlachten sich abgespielt, auf dem Boden von Elsaß-Lothringen und Frankreich! Nein, auch ins deutsche Land herein haben die mächtigen Fluten jener Zeit ihre Wellen geworfen. Kein Ort in unserem Vaterlande ist unberührt geblieben von den Ereignissen der Kriegstage. Auch unser Chemnitz nicht. Es hat den Krieg mit erlebt, deutlich fühlbar und merkbar, wenn auch in anderer Weise als Fröschweiler draußen.

„Zu keiner Zeit war die Ruhe mehr gesichert, als eben jetzt" — so hatte der französische Minister Ollivier am letzten Junitage 1870 selbst gesagt. Unter dem Eindrucke solcher Worte suchte denn die vornehme Welt die Bäder auf. König Wilhelm von Preußen war nach Ems gegangen. Die Geschäfte nahmen ihren ruhigen Lauf. Stille herrschte ringsum.

Und wie draußen im weiten Vaterlande — so auch in den Marken unserer Heimat. Noch am 14. Juli berührte König Johann unseren Bahnhof, von den Spitzen der Stadt ehrfurchtsvoll begrüßt, mit Glockengeläute willkommen geheißen. Er reiste nach Schneeberg und anderen Teilen des Erzgebirges, die Schönheiten des Landes, den Stand des Gewerbes und Handels kennen zu lernen. Es war ein Werk des Friedens, das er tat.

Aber schon am nächsten Morgen erfuhr man durch ein im „Tageblatt" abgedrucktes Telegramm von Eibenstock aus, daß Se. Majestät die Weiterreise nach Johanngeorgenstadt unterlasse und sofort nach Dresden zurückkehre. Und in der Tat: am selben Tage, am 15. Juli vormittag 10 Uhr, reiste der König wieder hier durch — der Residenzstadt zu.

Warum dieser plötzliche Abbruch der Reise? Alle Welt und unser Chemnitz mit ihr, sollte es bald erfahren. Am 15. Juli meldete der Telegraph, daß — wenn auch noch nicht durch eine amtliche Nachricht — von Frankreich der Krieg erklärt worden sei, weil König Wilhelm in Ems dem französischen Botschafter Benedetti nicht soviel versprochen, als dieser in der spanischen Frage gefordert habe.

So war eine plötzliche Wendung vor sich gegangen, um ihretwillen der Sachsenkönig heimgekehrt. Er wußte, daß es jetzt gelte, für die Ehre Deutschlands mit einzustehen. Nicht Preußens König allein sollte in den Krieg ziehen — das ganze Deutschland wollte es sein. Mit den Fürsten aber erhob sich das Volk. Da blieb denn auch unser Chemnitz nicht zurück, seine gut vaterländische Gesinnung zu bezeugen. Sofort erschienen Gedichte in den hiesigen Zeitungen, die den Gefühlen der Bevölkerung beredten Ausdruck gaben. Ihrer eins rief dem Volke zu:

„Steh' von dem Webstuhl auf, laß deine Hämmer ruhen:
Was brauchts noch Schnitter jetzt, wenn uns des Rosses Huf
und das Franzosenvolk mit blutbespritzten Schuhen
die Ernte niedertritt? O, laß den Kampfesruf
hin über Berg und Tal, vom Turm, in Schächten hallen:
Für unser gutes Recht gilt's siegen oder fallen."

Und die Stadt war gewillt, die Worte auch in Taten umzusetzen. Für den 20. und 21. Juli wurden außerordentliche Sitzungen der Stadtverordneten und des Rates einberufen, in denen man beschloß, an den Reichstag des Norddeutschen Bundes, der eben 120 Millionen Taler zur Führung des Krieges bewilligt hatte, eine Adresse folgenden Inhaltes zu richten: „Die Stadt Chemnitz ist in dieser ernsten Zeit ohne Vertretung im Reichstage. Sie legt deshalb durch die Gemeindevertretung auf diesem Wege Zeugnis ab, daß sie bereit ist, bis zur Erreichung des Zieles ihr volles Anteil beizutragen zu den Opfern von Gut und Blut, welche die Ehre und Unabhängigkeit des teuren Vaterlandes erfordern werden". Ähnlicher Art waren zwei Ergebenheits- und Zustimmungsadressen, die an König Johann und an König Wilhelm gerichtet wurden. Mit lauten Beifallsbezeigungen wurde der Wortlaut dieser Kundgaben und ein Hoch auf das Vaterland nicht nur bei den städtischen Behörden, sondern auch von den zahlreich erschienenen Zuhörern auf der Tribüne aufgenommen. Begeisterung füllte die Herzen, treudeutscher Sinn schlug in ihnen. „Wir wollen sein ein einig Volk

von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr" — das war die Losung. Dieser Gedanke war's auch, der lebhaft zum Ausdruck kam, als bekannt ward, daß die süddeutschen Staaten Schulter an Schulter mit ihren Brüdern kämpfen würden.

Am 16. Juli schon war die Mobilmachung des sächsischen Heeres angeordnet worden, am 18. wurde sie veröffentlicht. Nun galt es, allerlei Vorbereitungen zu treffen. Auf dem Schützenplatze an der Annaberger Straße und vor „Stadt London" an der Schillerstraße (jetzt „Hohenzollern") wurden die Pferdebestände aus Stadt und Dörfern gemustert, um für den Kriegsbedarf ausgesucht und angekauft zu werden. Daß die Ernte vor der Tür stand, konnte kein Hindernis sein, auch dem Bauer sein Zugpferd zu nehmen.

Bei den Militärbehörden wurden Gestellungsbefehle geschrieben, verpackt, versendet. Reservisten und Landwehrleute hatten sich unverzüglich im Gasthof zur Linde zu melden. Am 21. und 22. Juli stellten sich andere Mannschaften auf dem Schillerplatze. Es ward ihnen geraten, vor dem Eintreffen all' ihre häuslichen Verhältnisse zu ordnen, da sie sofort zu ihren Truppen befördert würden, also nicht erst wieder zu den Ihren zurückkehren könnten. Der König rief, und alle kamen. Tausende von Soldaten mußten nun in der Stadt verquartiert werden.

Natürlich traf auch die Garnison ihre Vorbereitungen. Am 16. Juli vormittag ½10 Uhr hatte das Regiment — das 106. — den Mobilmachungsbefehl erhalten. Mußte es da nicht am anderen Morgen abmarschieren, um dem Feinde die Möglichkeit abschneiden zu helfen, erst in deutsches Gebiet einzubrechen? Aber was war das für ein Zaudern? 10 Tage nach der Kriegserklärung traf erst das dritte Bataillon der 106er — es lag damals in Marienberg — ein, und immer ging's noch nicht fort? Konnten nicht die Franzosen in der Zwischenzeit auf ihrer „Promenade nach Berlin" schon bis zur Hälfte vorwärts gekommen sein? Endlich am 28. Juli, 14 Tage nach Bekanntwerden der Kriegserklärung, ging das Regiment ab, zu einer Zeit, da bei Saarbrücken die Scharmützel längst begonnen hatten. Warum dies Zögern? Es war nicht Langsamkeit, nicht Zaudern — aber ohne Überstürzung, mit peinlicher Genauigkeit war alles Nötige vorbereitet worden. Welch ein Unterschied gegen französische Leichtfertigkeit bei der Rüstung!

So zogen Hunderte von Jünglingen und Männern aus unserer Stadt hinaus in den Kampf. In alle Verhältnisse griff die Mobilmachung unbarmherzig ein. Allein 16 Schutzleute und 7 andere städtische Beamte mußten gleich beim Anfange des Krieges fort. Eine schwere Zeit! Väter und Mütter, andere Anverwandte kamen nach Chemnitz geeilt, um den geliebten Sohn, Bruder, Bräutigam vielleicht zum letzten Mal an die Brust zu drücken. Die Bewohner unserer Stadt aber, deren Söhne bei einem anderen Regiment dienten, taten dort ein Gleiches. Da spielten sich jene Auftritte ab, wie sie uns Meister Schilling auf einem Friese des Niederwalddenkmales so ergreifend vorgeführt hat. Dem hiesigen Regiment schickte der Rat ein in warmen Worten gehaltenes Abschiedsschreiben zu. Gemeinden aus der Nachbarschaft riefen im Tageblatt den Soldaten ein „Gott schütze Euch" nach. Und wie die zurückbleibende Bevölkerung, so nahm auch das abziehende Militär feierlich Abschied. Der Landwehrmann rief seiner Gattin noch einmal zu:

„Nun, Weib, jetzt ist die höchste Zeit —
zum Sammeln bläst es auf den Gassen:
Verzage nicht in Herzeleid,
Gott wird euch beide nicht verlassen!"

Eine gewaltige Arbeit war jetzt mit der Truppenbeförderung zu leisten. Gewaltig erwiesen sich daher die Einwirkungen des Krieges auf den gewöhnlichen Verkehr von Eisenbahnen und Posten. Nicht nur die sächsische Eisenbahnverwaltung, sondern auch die von Bayern, Hannover usw. nahmen keine Güter, die Postämter keine Gelder zur Beförderung nach Frankreich, der Pfalz, Baden, Württemberg an. Überall drohte doch Gefahr! Ja, die Post bat, alle Sendungen, besonders Pakete, möglichst zurückzuhalten, um sie nicht aufzustauen, da sie vorderhand nicht befördert werden könnten. Denn nicht

bloß nach Süd- und Westdeutschland zu kam der Verkehr ins Stocken, sondern auch in unserer nächsten Heimat kämpfte er mit viel Hindernissen. Zunächst ging hier alles seinen ruhigen Gang. Sobald als aber durch die Eisenbahnen die Mannschaften herbeigetragen wurden, stand auf den Seitenlinien aller Verkehr eine Weile still. Auf der Annaberger, Riesaer und Hainichener Strecke wurden zwar erst nur einige Züge eingezogen. Vom 27. Juli ab aber fuhr weder ab- noch aufwärts ein Zug. Der im Fahrplan verzeichnete Personen- und Güterverkehr wurde eingestellt. Wer verreist war, hatte Not, wieder in die Heimat zu kommen, wenn ihm nicht zufällig ein leer zurückgehender Militärzug Gelegenheit bot. Die Frachtgüter nach Leipzig, Altenburg, Hamburg usw. mußten wieder durch Spediteure mit Pferden befördert werden. Sonnabend, den 30. Juli, waren die neuesten Berliner Zeitungen, die gewöhnlich noch denselben Tag hier eintrafen, die Mittwoch vorher erschienenen.

Um so lebendiger aber ward die Beförderung der Armee betrieben. Unaufhörlich rollten Züge durch den Bahnhof — aber alle auf der einen Linie von Dresden nach Reichenbach. Alles, was nur an Lokomotiven, Personen- und Güterwagen vorhanden war, ward auf diese eine Strecke gezogen. Endlos lange Züge! Bald beladen mit Mannschaften, bald mit Geschützen, bald mit Munition, bald mit Pferden zur Bespannung, bald mit Rindern zur Ernährung der Truppen usw. Welch ein Leben auf dem Bahnhofe! In großen Scharen drängten sich Neugierige, kamen Verwandte herbei. Aber vergebens war oft ihr Warten auf ein liebes Gesicht. Niemand wußte genau, zu welcher Zeit ein bestimmtes Regiment eintraf. Alle Zeitungsmitteilungen über Truppenbeförderungen waren verboten. Wenn ein neuer Zug einfuhr, erklang immer wieder die „Wacht am Rhein". Den Mut und die Begeisterung zu wecken, wurden Kriegs- und Freiheitslieder an die Durchfahrenden verteilt. Angesehene Männer und Frauen reichten Erfrischungen an Wein, Selterwasser, Kaffee, Zigarren, Würstchen usw. Man gab mit vollen Händen. Und wie hier die Soldaten begrüßt wurden, so versicherte man sie der Teilnahme des ganzen Volkes überall. Nicht nur auf den Bahnhöfen, sondern sogar an den Bahndämmen hatten sich, wie in Schönau, Neustadt usw., die Bewohner aufgestellt, um den Davonziehenden durch Tücher- und Hüteschwenken ein Lebewohl zu sagen und ihnen gute Wünsche zuzuwehen. Am 3. August endlich waren sämtliche sächsische Truppen an Ort und Stelle. Am 30. Juli hatte das Chemnitzer Regiment auf einer Schiffsbrücke bei Mainz den Rhein überschritten. Nun erst ward nach und nach der Eisenbahn- und Postverkehr in der vorherigen Weise wieder aufgenommen.

So waren die Hüter Deutschlands hinaus. Daß sie siegreich heimkehrten, war der Wunsch des Volkes, den es in heißen Gebeten dem Herrn darbrachte. An demselben Tage, an dem die sächsischen Regimenter vor dem Feinde angekommen waren, vereinigte sich auf Anordnung der Kirchenbehörde das Volk in den Gotteshäusern, um den Sieg vom Herrn der Heerscharen zu erbitten. In Chemnitz wurden solche außerordentliche Gottesdienste in den Kirchen von St. Jakobi und St. Johannis abgehalten. Eine feierlich ernste Stimmung herrschte. Die ganze Stadt drängte herzu. Ströme von Menschen mußten wieder davongehen, weil kein Raum mehr da war. Arm und reich war gekommen, Herrschaften in feinem Gewande neben Arbeitern in blauer Bluse, neben Frauen mit Schürze und Kopftuch. Mit lautloser Stille hörten die Zuhörer die Predigten, und Teilnehmer am Gottesdienste haben dem Schreiber dieser Nachrichten versichert, daß das alte Schutz- und Trutzlied: „Ein' feste Burg" wohl nie mit mehr Innigkeit und Ergriffenheit gesungen worden, daß das Lied wohl nie mächtiger durch die Hallen erbraust sein möge, als an jenem Bettage am 3. August 1870. Deutschland zog mit Gott in den Krieg. Regelmäßige Erbauungsstunden an den Mittwoch-Abenden während der Kriegszeit erhoben auch ferner die Herzen. Freudige Begeisterung vereinigte sich mit Gottergebenheit und Gottvertrauen.

Immerhin waren es bange Tage, die in jener Zeit unsere Bewohnerschaft durchlebte. Wie wird der Kampf ausfallen? — das war die Frage, die auf aller Lippen

schwebte. Nicht lange sollten Nachrichten auf sich warten lassen. Nach einem Telegramme über den siegreichen Kampf bei Weißenburg am 4. August war eine frohe Kunde am 6. August abend $^{3}/_{4}$10 Uhr eingelaufen. Sie hatte die Freudenbotschaft gebracht, daß Kronprinz Friedrich Wilhelm im Laufe des Tages bei Wörth einen ruhmreichen Sieg über Mac Mahon davongetragen. Schon $^{1}/_{4}$ Stunde nach dem Eintreffen konnte diese Freudenpost den Bewohnern gedruckt als Extrablatt bekannt gegeben werden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich. Trotz der späten Abendstunden war sofort ein großer Teil der Bewohner auf den Beinen, und der Andrang zu den Zeitungsausgaben ward ganz ungeheuer. Jeder wollte so bald als möglich im Besitze so wichtiger Nachrichten sein. Mit zitternden Händen, mit tränenden Augen, mit klopfendem Herzen wurden sie gelesen. Einmal über das andere erklang zum nächtlichen Himmel die „Wacht am Rhein". Von den Straßen setzte sich die Kunde hinein in die Häuser fort. Sobald man in den Schankwirtschaften und Gesellschaften der Stadt den Wortlaut des Telegrammes bei der Hand hatte, ward er laut verlesen. Dann aber brach ein Jubeln ohne Ende los. Reden voll Begeisterung wurden gehalten, vaterländische Lieder angestimmt, Sammlungen veranstaltet, den Kämpfern und ihren Führern Hochrufe ausgebracht. Und am andern Morgen — einem Sonntage — wieder ein Wellen und Wogen in den Gassen. An den Ecken der Straßen, an Zäunen der Gärten — überall die Freudennachricht zu lesen! Kaum erschien die Sonne über den Dächern von Chemnitz, da wehten auch schon überall die Flaggen. Neue, ausführlichere Meldungen, die im Laufe des Tages eintrafen und noch am Nachmittage durch Sonderblätter verbreitet wurden, erhöhten die freudige Stimmung. Wie hätte Chemnitz heute vergessen können, die Herzen in Dankbarkeit zum Lenker der Schlachten zu erheben? Um 6 Uhr gegen abend fand sich auf dem Marktplatze, wohin die Bewohnerschaft durch den Rat geladen worden war, eine große Menschenmenge zusammen. Sie vernahm das Geläute aller Glocken, lauschte dem vom Stadtmusikchor vorgetragenen Chorale: „Ein' feste Burg" und beugte sich vor Gottes Majestät, als der Donner — gleich dem der Kanonen auf dem Schlachtfelde — über die Gefilde und Straßen der Stadt hinrollte. Das war der 7. August 1870, der „Tag nach Wörth" in Chemnitz. Wie ganz anders als dort in Fröschweiler!

Dem 6. August freilich überlegen an Bedeutung, überlegen auch durch seine Begehung war der Tag, den unser Chemnitz einen Monat später, in den ersten Tagen des Septembers, feierte. Wieder an einem Sonnabend, am 3. September vormittag, traf eine Nachricht ein, die alle Erwartungen, auch die kühnsten, übertraf. Bei Sedan war nicht nur Mac Mahon mit 80000 Mann, sondern auch Napoleon III., der Kaiser, gefangen genommen worden. Unglaublich klang die Botschaft. „Sie haben ihn", so rief es durch die Straßen. Da eilte, wer konnte, von dannen, um die Kunde zu verbreiten. Mit strahlendem Gesichte, festem Händedruck, freudigem Umarmen, lebhaftem Zuruf jubelnder Worte begrüßten sich nicht nur Bekannte, sondern auch Fremde. Wohl war's ein Wochentag, an dem die Siegesmeldung eintraf. Aber wer wäre unter dem Eindrucke solcher Nachrichten noch imstande gewesen, den allgewöhnlichen, prosaischen Geschäften nachzugehen? Die Schüler wurden rasch zu einem Aktus berufen und nach ihm entlassen. Rat und Stadtverordnete traten zu außerordentlichen Sitzungen zusammen, um über eine Adresse an König Wilhelm und eine Speisung der Armen zu beraten. Der Flaggenschmuck wuchs von Minute zu Minute. Die Glocken frohlockten im Jubelsturm. Die Schaufenster wurden eilends geschmückt, die Häuser am Abend eins nach dem andern festlich erleuchtet, bengalische Flammen in Unmenge entzündet, von der Höhe des Kapellenberges beim Johanneum an der Stollberger Straße auf Ratsbeschluß 101 Viktoriaschüsse abgefeuert. Ein Fackelzug bewegte sich durch die Stadt, die Soldaten durchzogen sie. Die „Wacht am Rhein", das Kutschkelied: „Was kraucht dort in dem Busch herum?" erklangen — alles schwelgte im Rausche der Wonne über die großen Errungenschaften des Vaterlandes. Aber genug! Worte sind zu schwach, die Stimmung jener Tage, die freudige Begeisterung, die herzinnige Teilnahme wiederzugeben.

Und nun müßte fortgefahren werden, weitere so hervorragende Feierlichkeiten zu schildern — zu berichten über das Leben in jenen Tagen, da große rote Anschläge mit den kurzen Worten: „Metz hat sich ergeben“, „Paris hat kapituliert“, neue Heldentaten des deutschen Heeres verkündeten. Es wären zu beschreiben großartige Illuminationen und die Umfahrt von etwa 400 mit buntem Lichter- und Bilderschmuck ausgestatteten Schlitten nach der Übergabe von Paris — doch es sei genug an dem Gesagten. Bei jeder dieser Veranstaltungen wurde alles übertroffen, was Chemnitz nach solcher Richtung je gesehen.

Mit Gottes Hilfe war Großes geschehen. Tage der Freude, des Jubels, der Erhebung darum, wie sie vielleicht — und um der Schrecken des Krieges willen wär's von Herzen zu wünschen — nicht bald, vielleicht nie wiederkehren werden.

Da ward einmal des Leides vergessen, das sich mit eiserner Notwendigkeit als eine Folge des Kampfes auch in unserer Stadt einstellen mußte; denn neben Viktoriarufen und Jubeltönen hörte unser Chemnitz das Klagen Verlassener, das Stöhnen Verwundeter, den letzten Ruf Sterbender!

Klagen Verlassener! Gleich in den ersten Schlachten, die geliefert wurden, in denen von Gravelotte und St. Privat am 18. August, waren auch 11 Kinder unserer Stadt im Kampfe für das Vaterland geblieben. Und bald folgten ihrer mehr. 47 Namen Gefallener nennt unser Siegesdenkmal an der Theaterstraße. Weitere sind an den Ehrenmalen vor der Schloßkirche, in den Stadtteilen Altchemnitz, Gablenz, Hilbersdorf und Altendorf verzeichnet. Wieviel Herzeleid nun in Familien, wieviel Klagen von Witwen und Waisen!

Das Stöhnen Verwundeter! Wie hätte Chemnitz das vernehmen können? Es lag ja weit ab von den Gefilden, da der Kampf tobte! Und doch! Schon vom 10. August ab, nach der Schlacht von Wörth, wurden fast tagtäglich Verwundete auch nach unserer Stadt gebracht. Das Kasernengebäude an der Zschopauer Straße war zum Aushilfslazarett mit 300 Betten eingerichtet worden. Auch an Franzosen fehlte es unter den Pfleglingen nicht. Allein am 14. September trafen ihrer 138 ein, Vertreter aller Waffengattungen: Linienfoldaten, Reiter, Zuaven, Turkos, Franktireurs! Ließen sich Franzosen, der Gesundung nahe, im Kasernenhofe oder auf den Straßen sehen, so waren sie schnell von schaulustiger Menge umringt, die sich gern ein Ausstattungsstück, einen Knopf, eine Kokarde, als Andenken einhandelte.



Soldatengräber auf dem Johannisfriedhofe.
Die Inschrift bedeutet: „Zum Gedächtnis der 1870—71 gefallenen französischen Soldaten. Errichtet durch ihre Landsleute“.
Rechts: Grab für einen deutschen Soldaten.

Den letzten Ruf Sterbender! Viele der Kranken und Verwundeten, die hier untergebracht waren, haben als geheilt zu ihren Truppen oder zur weiteren Pflege in die Heimat entlassen, auch in Privathände gegeben werden können. Andere sind anderen Lazaretten oder als Gefangene Festungen überwiesen worden. Ein mancher aber hat seine Heimat, sein Vaterland nicht wieder gesehen, denn eine größere Zahl von ihnen hat der Tod im Lazarett dahingerafft — Deutsche wie Franzosen. Auf dem Johannisfriedhofe liegen sie begraben, nahe bei einander. Den Deutschen haben ihre hiesigen Waffengefährten und Kameraden, den Franzosen ihre Landsleute Denkmäler errichtet. Die einfache Inschrift auf den Grabhügeln: „Sie starben für das Vaterland“ erzählt gar viel

von der Tapferkeit der Toten, von ihren Entbehrungen und Schmerzen. So sind es die Schläfer unter dem Rasen wert, daß ihrer mit herzlicher, wenn auch stiller, Verehrung gedacht werde. Der höchsten Güter eins gaben sie fürs Vaterland dahin.

Gar manches Weh hatte so die Stadt gesehen. Es zu mildern, darin suchte sie ihre schönste Aufgabe.

Sofort, als der Krieg erklärt war, begannen nicht nur die Aufforderungen zu Sammlungen, sondern auch diese selbst. Man hielt es mit jenem Aufrufe, der in den Blättern verbreitet ward: „An uns, deren Brüder hinausziehen, um ihr Leben einzusetzen für die Sache des Vaterlandes, an uns ist es, der Bedrängnis zu gedenken, in welche so manche Familie durch den Fortgang ihres Ernährers kommen wird. Die Not wird groß sein. Gebe jeder, was in seinen Kräften steht". Und die Ehrenpflicht ward erfüllt. Männer aller Stände taten sich zusammen und begannen das Werk. Da wurde gesammelt am Biertische*), in Konzerten, bei Familienfesten, aus den Sparbüchsen der Kinder, und was weiß ich noch. Und wofür? Für Erfrischung der durchziehenden Krieger, für bedürftige Familien von Kämpfern — 500 Frauen mit 600 Kindern hatten sich im August schon gemeldet — für verwundete Krieger, für Weihnachtsgeschenke an das 106. Regiment, für die Lazarettbewohner, für die notleidenden Gemeinden am Rheine usw. Nach vielen Tausenden zählen die Gelder, die damals auf dem Altare des Vaterlandes dargebracht worden sind. 26 000 Taler allein liefen ein zur Unterstützung der Familien von Kriegern. Was dazu geliefert worden ist an Wollkleidern, Strümpfen, Binden, Hemden usw., als unsere Soldaten im grimmigen Winter von 1870 zu 1871 Paris belagerten, das läßt sich gar nicht berechnen. Fast täglich erschienen Quittungen im „Tageblatte". Die Weihnachtsgaben an das 106. Regiment wurden in einigen besonderen Eisenbahnwagen unter Begleitung zweier hiesiger Kaufleute nach Frankreich befördert.



Siegesdenkmal an der Theaterstraße.

*) Im Museum des Vereines für Chemnitzer Geschichte wird z. B. noch die Platte vom Stammtisch „zum eisernen Kreuz" aufbewahrt, deren Nägel unter Erlegung stattlicher Summen eingeschlagen worden sind.

Ehe freilich der Friede einzog, gingen noch Monate ins Land. Als aber die Kunde von ihm da war, herrschte auch umso größere Befriedigung. „Jubel und Freude durchglühen das deutsche Herz. Wir danken unseren nunmehr bald heimkehrenden sieggekrönten Waffenbrüdern und rufen den gefallenen tapferen Kämpfern unseren Dank hinauf in die lichten Himmelsräume. Hoch lebe der deutsche Kaiser und das neu erstandene Deutsche Reich" — so konnte zur Feier am 2. März 1871 Bürgermeister Müller im Sinne aller sagen.

Es war eine große Zeit. Gern wollen wir uns deshalb an sie erinnern lassen. An Anregung dazu fehlt es ja nirgends. Wieviele Straßennamen erzählen nicht schon



Markt mit Denkmälern.

aus jenen Tagen! Friedenseichen sind in Stadt und Dorf gepflanzt. An der Theaterstraße steht seit dem 2. September 1875 das Siegesdenkmal mit den Bildnissen der großen Führer, mit den Namen der Schlachtenorte, an denen das 106. Regiment in heißen Kämpfen gerungen, mit den Namen der Gefallenen und mit der Friedensgöttin. Aus dem Garten der Kaserne an der Reitbahnstraße blickt uns die Kugelspritze oder Mitrailleuse an, die das Regiment Nr. 104 bei Sedan erobert hat. Eine der Glocken im Turme der Schloßkirche ist aus französischem Kanonenmetall gegossen. Ein Bismarck- und ein Moltkehaus*) sind an der Königstraße errichtet. An der Weststraße, von der Friedrichsburg herab, mahnt „Unser Fritz", Kaiser Friedrich III., der schweren

*) Moltke weilte 1876, großartig empfangen, am 20. August mit dem großen Generalstabe hier und ging sodann nach Hohenstein.

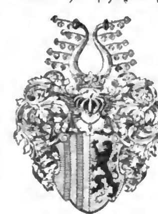
Zeit nicht zu vergessen. Vor allem aber wollen und sollen gleich der Siegessäule die 1899 errichteten Denkmäler auf dem Markte nicht nur „Zeichen ruhmreicher Siege, sondern auch deutscher Treue und unauslöschlichen Dankes“ sein und bleiben.

Was unser Stadtwappen erzählt.

Über der Tür des Rathauses am „Beckerplatze“, im Giebelfelde des alten Rathauses am Markte, an den Pfeilern der Aue- und der Bierbrücke, an einem Schmuckturme der Einsiedler Talsperre, im Tore des Friedhofes an der Reichenhainer Straße, in manchen Schulräumen und anderweit bemerkt das Auge ein aus Stein gehauenes oder farbig gemaltes Bildwerk. Auf den Helmen der Schutzleute und der Mannschaften unserer Berufsfeuerwehr wiederholt es sich. Dies Abzeichen ist das Stadtwappen. Wer es trägt, der bekundet damit, daß er im Dienste der Stadt Chemnitz steht. Die Bauten aber, von denen es herab- oder herüberschaut, wollen alle erzählen, daß sie von der Gemeinde errichtet sind, daß sie der ganzen und einunddderselben Stadt gehören. Damit tun sie es den Söldnern und Turnierrittern alter Zeiten gleich, die durch übereinstimmenden Schmuck und gleiche Farbe ihrer Schilde und Helme zeigten, daß sie eines Herren Diener seien und für ihn die Waffen führten. Die Ähnlichkeit der Worte Wappen und Waffen weist heute noch auf den Zusammenhang hin, wiewohl das Wappenbild längst nichts mehr mit den Waffen, den Rüstungsstücken, zu tun hat, sondern zum bloßen Besitzzeichen geworden ist.

Unser Stadtwappen selbst, das wir befragen, mag uns darüber, wie über seine Gestalt und Bedeutung erzählen!

Willst du mich recht verstehen, ruft es, so denke dir: ein Ritter kommt in voller Rüstung die Straße daher. Er kehrt eben aus dem heiligen Lande zurück. Du betrachtest seine Gestalt. In der linken Hand des Mannes erblickst du einen Schild, des Kreuzfahrers treuen Gefährten, der so manches Mal mit Türkenpfeilen gespickt gewesen ist. Auf dem Haupte trägt der Ritter einen glänzenden Helm. Nur durch die Öffnungen des sogenannten Visiers vermag er zu schauen. Von dem Helme hängt zu den Seiten ein Tuch herab, das wahrscheinlich den Ritter im fernen Lande gegen die Glut der Sonne hat schützen sollen. Alle die Stücke aber sind verziert.



Nun sieh, fährt das Wappen fort, ganz dasselbe gewahrst du an mir. Unten hast du den Schild und oben den Helm mit dem Visier. Der Helm ist nur tief herabgedrückt, sodaß er den Schild berührt. Die eingeschnittenen, gezackten und gebogenen Verzierungen aber an den Seiten, die wie Blätter ausschauen, sind die Tücher, die vom Helme herab wallen. Man nennt sie Helmdecken. Also, die Bewaffnung eines Ritters stelle ich dar. Vielleicht erscheint er dir jetzt hinter mir. Der nennt dann auch — altem Brauche nach — die Seite des Schildes, die von dir aus rechts liegt, die linke und umgekehrt.

Was all der Schmuck soll, den ich an mir trage? fragst du weiter. Stelle dir wieder den Ritter vor. Auch seine Rüstung war reichlich verziert. Du erkanntest deutlich auf dem Schilde einen Bären, auf dem Helme einen Bärenkopf aus Metall. Das hatte seine gute Bedeutung. Jedermann sollte gesagt sein, daß in dem Ritter starke Kraft wohne und daß er nicht so leicht einen Feind fürchte. Ähnlich lassen sich die Zeichen auslegen, die ich an mir trage.

Mein Schild ist golden und in 2 Felder geschieden. In dem linken erblickst du einen schwarz gezeichneten, nach innen gerichteten Löwen. Zur Rechten aber ziehen sich durch das Feld senkrecht 2 blaue Streifen oder Balken. Den Löwen nennt man den meißnischen, die beiden Streifen die Landsberger Pfähle. Nun beachte den Helm! Er trägt 2 silberne Büffelhörner, und daran stehen nach außen je 5 gleichfalls silberne Stäbchen mit silbernen Lindenblättern. Wo aber die Hörner, der sogenannte Helm-

schmuck, aufsitzen, da schaut eine Krone mit funkelnden Edelsteinen hervor. Die Helmdecken, die ich schon einmal erwähnte, glänzen blausilbern.

Nicht von Kampfesmut und Stärke wollen alle diese Zeichen erzählen, wiewohl der Löwe und die Büffelhörner darauf hinzuweisen vermöchten. Nein — unsere Wappenbilder haben ja wahrscheinlich nie Waffen geschmückt. Aber ein reicher Sinn wohnt doch in ihnen. Da sind zunächst Krone und Helmschmuck! Laut künden sie jedem, der ihre Sprache versteht, daß Chemnitz einmal — es war unter Rudolf von Habsburg und später — eine kaiserliche Stadt gewesen ist. Deshalb soll es ja einst gern Kaiser-Chemnitz genannt worden sein. Deshalb hat man den Zeisigwald noch im 15. Jahrhunderte Kaiserforst geheißen. Der Kaiser aber, an dessen Regierungszeit Krone und Helm erinnern wollen, ist Ludwig IV., der von 1314—1347 regierte und dem ihr gewöhnlich den Zunamen „der Bayer" gebt. Er führte im Wappen einen Helm, der dem meinigen glich und auch denselben Schmuck trug. Diesen Helm hat Ludwig wahrscheinlich der Stadt Chemnitz „verliehen", damit er in den Siegeln ihre Zugehörigkeit zum Reiche versinnbildliche. Daß der Kaiser ein Bayer war, daß er dem Hause Wittelsbach angehörte, können die Helmdecken noch besonders bezeugen, da sie in Blau-Silber oder Blau-Weiß, den bayrischen Landesfarben, gehalten sind.

Ihr Chemnitzer, fährt das Wappen fort, habt Ursache, euch gelegentlich einmal mit an den hohen Herrn erinnern zu lassen, denn seine Regierungszeit ist für die Geschichte eurer Stadt von Wichtigkeit. Zwar hat Ludwig euren Ort immer noch als eine Stätte betrachtet, die dem Reiche angehöre. Indes, er hat auch Chemnitz — wie das ähnlich schon nach 1308 gewesen war — 1324 an einen Wettinerfürsten, Friedrich den Freidigen, gegeben, der treu zum Kaiser gestanden und auf eigene Kosten vor allem mit gegen Waldemar von Brandenburg gekämpft hatte. Als dann 1337 Ludwigs Tochter Mechthild dem Sohne Friedrichs des Freidigen, Friedrich dem Ernsthaften, vermählt ward, verfügte der kaiserliche Schwiegervater noch einmal ausdrücklich, daß Chemnitz dem meißnischen Markgrafen „hulde, schwöre und gehorsam sei", bis es aus der Hand Friedrichs zurückgelöst worden sei. Dazu ist es aber nicht gekommen. So hat euer Chemnitz auch seine Stellung als Reichsstadt nicht wiedergewonnen. Es ist meißnische Landstadt geblieben.

Diese Veränderung wollen nun die Darstellungen auf meinem Schilde andeuten, denn der Löwe und die Landsberger Pfähle sind dem Hauswappen der Wettiner entnommen, zu deren ältesten Besitzungen die Mark Landsberg bei Eilenburg-Delitzsch und die Mark Meißen gehörten. Die beiden blauen „Pfähle" sollen die Landstreifen bedeuten, die die Vorfahren eures Königshauses in der Saalegegend erworben hatten.

So, nun dürftest du genug wissen. Nur habe ich noch nicht erzählt, daß ich die jetzige Gestalt erst neulich bekommen habe. Die ältesten Wappen, oder besser: Siegel, zeigten zunächst eine Mauer mit 3 Türmen, das Zeichen der Stadt. Dann hingen an den Türmen erst 2 Schilde mit dem Reichsadler, darnach eins mit dem Reichsadler und eins mit dem meißnischen Löwen (s. Titelbild). In manchen Siegeln erscheint auch das Bild des heiligen Jakobus, des Schutzherrn unserer Stadt.

Ein Stück Chemnitzer Geschichte spiegelt sich also in den Formen der Stadtsiegel und Stadtwappen wider.

Damit du dir aber aus meinen Darlegungen wenigstens die Hauptsache einprägst, merke dir: Chemnitz einst kaiserlich, später wettinisch, jetzt aber beides —, das ist es, was dir mein Bild in das Gedächtnis rufen will. Daß aus mir auch eure Stadtfarben — Blau und Gold — entnommen sind, weißt du wohl? Nun gut, wenn du wieder einmal am vaterländischen Gedenktage die Fahnen vom Dache wehen siehst, dann denke erneut daran!

Auf dem Katzberge.

Ein lieblicher Maiensonntag zog herauf. Der Morgen wollte mich nicht mehr im Hause leiden. Raschen Entschlusses suchte ich daher das Freie auf. Still lagen

noch die Straßen. Noch nicht einmal die Bäckerjungen liefen mit ihren Körben durch die Stadt. Auch die Elektrische schien ihren Tagesdienst noch nicht angetreten zu haben. Die Glocke von Nikolai schlug eben die fünfte Stunde. Da führte mich mein Weg hinauf auf den Kaßberg, die Hohestraße hin. Blättergrün und Blütenpracht entzückten mein Auge: die weißen Kerzen der Kastanie, dichte Sträußchen des Rotdornes, blaue und weiße Fliedertrauben, gelbes Gehänge des Goldregens. Amseln riefen sich und mir den Morgengruß zu. Mutterseelenallein war ich. Am Eingange zur Treppe kam ich vorüber. Noch eine kleine Strecke schlenderte ich dahin. Jetzt hielten sich rechts Baum und Strauch bescheiden zurück. Sofort hemme ich meinen Schritt nur noch mehr und stehe still; denn hier ist ein Durchblick nach den Häusern hinab und über die Dächer hinweg gestattet. Ungestört schaue ich zu Tal. Dunstschleier steigen aus dem Wasser herauf, das unten in schmalen Rinnen munter über die Steine des Pfortenwehres springt.

Da ist es mir, als ob mit den Nebelstreifchen vergangene Zeiten an mir vorüberflögen — ein langer Zug. Die Paulikirche nimmt zuerst meinen Blick gefangen. Also hier, sagt die Erinnerung, hatten einst die Franziskaner ihr Heim. Von ihm nach rechts und links zogen sich im Bogen die Mauern um die engbegrenzte Häuserschar, davor die stillen Wässer des Stadtgrabens. Gerade vor mir aber, rechts neben der Kirche, schaue ich im Geiste ein Tor, die Pforte. Da wird es lebendig hinter ihr. Jetzt öffnet sich knarrend die Tür, und heraus treten Männer mit Äxten und Beilen, mit Sägen und Hacken. Und Fuhrwerke kommen den Grabenweg daher. Sie haben starke Stämme aufgeladen und Bretter und Pfosten. Gerade unter mir halten sie. Was soll der Aufzug? Schon sehe ich's. In gleichen Abständen rammen kräftige Hände Pfähle ein; dann fügen sie Balken querüber und längsheranf; nun legen sie die Pfosten auf das Gerippe — und fertig ist das Werk: sie haben nach dem Berge herauf eine Brücke geschlagen. So schweifen die Gedanken zurück. Im 7jährigen Kriege sind sie gewesen, im Jahre 1757. Aber schon tritt die vielköpfige Schar der Bürger und Bauern zu neuer Arbeit an. Rechts drüben, bei der Treppe werfen sie eine große Schanze auf, und dann bauen sie auf dem Berge einen Weg, damit die Geschütze vorwärts gebracht werden können. Eben besieht sich der Führer der Truppen, Prinz Moritz von Dessau, ihre Leistungen.

Immer mehr belebt sich jetzt die Höhe. Ich sehe die Bürger von allen Seiten auf Wagen große Mengen Stroh den Berg heraufbefördern, und dann kommen Gespanne mit mächtigen Wannen voll Fleisch, mit Bier- und Branntweinfässern. Was sie nur wollen? Sie bringen der Truppenmacht des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, 12000 Mann, was sie zu des Lebens Nahrung und Notdurft braucht. Fürwahr, hinter uns lagert sie. Es ist 1756 am 4. September. Wie jetzt die Mannschaften über die Töpfe und Kessel herfallen!

Doch, die Braunschweiger sind nicht die Ersten und nicht die Letzten, die hier oben im Feldlager ihr Mahl verzehrt haben! Andere Gestalten steigen vor mir auf: Österreicher, 10000! Bis nach Altendorf hinaus stehen die Haufen, mir am nächsten die Husaren, dann andere Reiterei, weit hinten das Fußvolk. Rechts drüben den Hang nach der Niklasgasse hinab sind die Wagen aufgefahren. Welch ein Leben! Zelt erhebt sich neben Zelt. Dort flattern die Fahnen lustig im Winde. Rauch steigt aus dem Lagerfeuer empor. Offiziere sprengen über den Berg. Die Mannschaften, die hier Zeit finden und es vermögen, schreiben in ihren Briefen nach der Heimat als Datum den 12. August 1758 und bemerken, daß sie von Zwickau aus hierher marschiert sind, den nächsten Tag aber nach Zschopau aufbrechen werden.

Und nun reiht sich weiter Bild an Bild! Rückwärts erst, dann vorwärts! Gestalten des 30jährigen Krieges schwirren hinter mir hin und her. Die Kaiserlichen sind bei Lützen 1632 am 16. November geschlagen worden. Wallenstein ist in Chemnitz eingezogen. Da sind seinem Heere auch schon die Schweden, Bernhard von Weimar an ihrer Spitze, auf den Fersen. Und hier bei meinem Standorte hält ihr Vortrupp. Schon

sind die Spaten und Hacken aus den Wagen. Da beginnt die Arbeit. Die Männer im Spitzbarte und mit den halb herabgeschlagenen Stiefeln werfen Laufgräben aus und stellen Schanzen her. Hinter ihnen schleichen sie dann hinüber und herüber, spähen vorsichtig über den Rand und richten ihre Kanonen. Jetzt grollt der Donner, Schuß auf Schuß. Wieder und wieder tut sich der Feuerschlund auf und speit die Geschosse hinab gegen die Mauer und besonders gegen das Kloster= und Niklastor, bis endlich Bresche geschossen ist. Vergebens all euer Mühen hier unten! Eurem Führer nach!

Und immer weiter zurück greift die Erinnerung! Der Zeiten gedenkt sie, da im Schmalkaldischen Kriege Herzog Moritz und Kurfürst Johann Friedrich gegen einander im Felde lagen. Da ziehen starkknochige Gäule aus dem kurfürstlichen Heere plumpe Karrenbüchsen von Süden den Berg herauf — und abermals beginnt das Krachen und Rollen. Der ganze Berg zittert. Jetzt weichen wirklich die Feinde unten. Ich sehe sie sich ergeben.

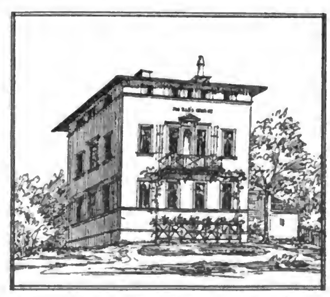
Nun ist es auf einmal wieder still um mich. Da wächst hinter mir ein mächtiger Wald auf. Den ganzen Rücken des Berges bedeckt er, und draußen in der Harth mit dem Harthwege und im Totensteinforste setzt er sich fort. Ein Jäger mit Lanze und Bogen schleicht unter den Ästen hin, dem Getiere nach, von dem vielleicht die Wildkatze dem Berge den Namen verlieh. Ach, wie lange mag es her sein!

Jetzt fällt der Wald. Von links herüber kommt ein Bauersmann gezogen. Aus dem Pleißbachtale, aus Borssendorf (s. Karte S. 166), dem längst verschwundenen, steigt er herauf. Er pflügt den Acker. Gewende fügt sich an Gewende.

Horch, was erhebt sich da für ein Lärmen? Nicht Feinde sind es diesmal, sondern die Stadtbuben tollen dort hinten in dem Hohlwege bei den blühenden Schwarzdorn=büschen umher und spielen Türken und Russen — unserer Zeit näher.

Jetzt höre ich Sensenklang. Die Mäher haben sich eingestellt und legen die wogende Saat nieder. Aber zum letzten Male hier an des Berges östlichem Ende. Denn ein anderes Gemälde soll sich bald entrollen. Es ist zwischen 1850 und 1860. Da beginnt ein Schreiten und Messen, ein Hämmern und Pochen. Pfahl wird neben Pfahl gestellt, dann Zäune dazwischen, langhin und querherüber. Kleine Vierecke sind aus dem großen Ackerstücke geworden, die ersten Mietgärten. Und nun kommen die Bürgersleute, schüchtern die Ersten, und pflanzen Blumen und Gemüse. Zwischen hinein bauen sie sich Gartenhäuschen; für ihre Kinder richten sie Schaukeln auf; dem klugen Starmatz aber bescheren sie Nistkästen auf langen Stangen. So breitet sich ein weites Gartengelände über den vorderen Teil des Berges.

Aber noch ragt kein Haus auf, zieht sich keine Straße über die Höhe. Nur Feldpfade geleiten zu den Blumengelassen. Da abermals eine Wandlung! Ein Haus ragt auf dem Rücken des Berges, auf der höchsten Stelle fast, auf. An seiner Vorder=wand aber lese ich: „Ich hab's gewagt". Und im Garten daneben schaue ich den Besitzer, den Lehrer Stahlknecht.



Erstes Haus auf dem Kaßberge. Hohestraße 21.

Da schlagen die Glocken unten im Tale an. Jetzt erst merke ich, wie lange ich hier gestanden. Ich wende mich um und richte meinen Blick eben nach dem Hause, das als das erste hier oben geschaffen worden ist. Als kleines, bescheidenes Veilchen lugt es zwischen dem Grün der Bäume und Sträucher hervor. Längst sind ihm nun schönere und größere Geschwister gefolgt, in seiner Nachbarschaft auch fast alle von Gärten umhegt, auf dem hinteren Teile des Berges zu langen Reihen vereint. Aber

bei der Errichtung von Häusern zu Wohnungen ist es nicht geblieben. Öffentliche Bauten haben sich ihnen angeschlossen. Das Königliche Gymnasium hat 1871 den Reigen eröffnet. Das Gerichtsgebäude (1878—1879), Volksschulen, Kirchen, die Realschule, die Synagoge sind erstanden. In der letzten Zeit aber haben die Heimstätten der Oberpostdirektion, des Kreissteueramtes und der Kreishauptmannschaft hier auf dem Kaßberge ihren Platz gefunden. Straße fügt sich nun an Straße, und immer weiter hinaus nach Westen wird das Netz gezogen, sodaß das ehemalige Storchnest oder Neefische Vorwerk (jetzt Limbacher Straße 83), das sich, über Felder hinausgeschoben, einst in weiter Ferne von der Stadt erhob, nun schon in neumodische Häusergevierte einrückt.

Längst bilden auch der uralte Pfortensteg, die Bierbrücke, die 1870 erstandene Kaßbergauffahrt und die Brücke bei der Reichsstraße nicht mehr allein die Zugänge zu des Berges Rücken; sondern Straßen in größerer Zahl, aus dem Kappelbach- und Pleißbachtale aufsteigend, erschließen Wege zu dem Stadtteile, der als einer unserer schönsten bezeichnet werden darf, dessen Gelände zu wiederholten Malen, mehrmals noch als hier angedeutet, eine Rolle in der Geschichte der Stadt Chemnitz gespielt hat.

„Dem Anger, dem bin ich hold."

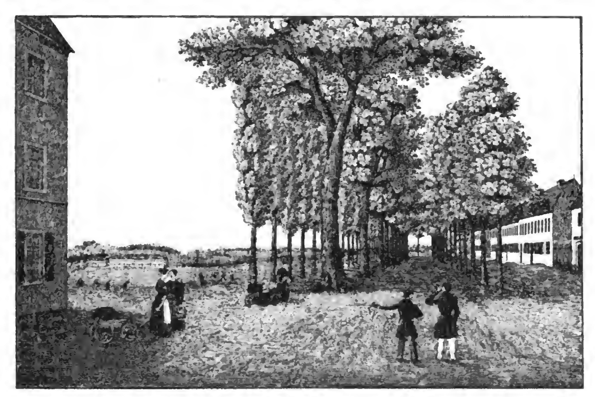
In alten Zeiten und fast noch bis zum Jahre 1800 breitete sich nördlich der inneren, mauerumgürteten Stadt ein weiter, fast freier Plan aus. Vom Gablenzbache, also der heutigen Brückenstraße, bis hinab in die Gegend der Georgenbrücke und der alten Aktienspinnerei und wieder die Schiller- und Ziegelstraße herein reichte sein Gebiet. Diesen Platz nannten die Bewohner Anger.

Wer von einem Anger hört, dem malt sich auch das Bild einer grünen, blumenbesäten, vom Wasser gesäumten Wiese, und mit dem Dichter sagt er vielleicht: „Dem Anger, dem bin ich hold". Also und ähnlich mag es wohl im Laufe der Jahrhunderte auch schon im Herzen manches Chemnitzers geklungen haben, auch dann noch, als dem breiten Plane, wie früher schon einmal ähnlich, von allen Seiten die Häuser auf den Leib rückten, bis nun nur noch die Fläche des Schillerplatzes und des Neustädter Marktes übrig geblieben ist. Der Anger verdiente die Zuneigung der Bewohner.

Wir versetzen uns in ferne Vergangenheit, in jene Tage, da viele Bürger unserer Stadt nebenbei der Landwirtschaft oblagen, da sie pflügten und eggten, säten und ernteten. Nicht wenig Häuser gab es da, in denen eine oder mehrere Kühe gehalten wurden. War nun die Sommerzeit gekommen, dann ward das Vieh zur Weide gebracht. Der Hirt, dessen Haus beim jetzigen Brausebad an der Brückenstraße stand, rief es mit Horn oder Glocke zusammen, und dann ging es durch die Kühgasse, die heutige Friedrichstraße, hinaus auf den freien Plan. Hier lagerte sich der Hirte im Sonnenschein, während sein Vieh graste, während es zur Tränke am Gablenzbache lief. „Dem Anger, dem bin ich hold", rief sich dann der getreue Wächter in seiner Sprache zu, genau wie die Bürger, deren Kühe auf der Weide so wohl versorgt waren. Noch bis in nahe Zeiten heran hat der Anger diese Rolle weiter gespielt. Freilich, Rinder zupften nicht mehr auf ihm das Gras. Aber Schafe, Ziegen und Gänse sättigten sich noch gegen das Jahr 1850 auf dem Gelände.

Aber die Bürgerschaft hatte noch anderen Anlaß, ihrem Anger hold zu sein. Hier war es, wo sie sich einst, so im 16. und 17. Jahrhunderte, alljährlich zum Vogelschießen und damit zu Lust und Leben zusammenfand, ehe die Schützen ihre Übungsstätte hinaus nach der Annaberger Straße verlegten, nach der Stelle, wo die Namen Schützenstraße und Schützengäßchen, Apollo- und Viktoriastraße (nach zwei Vergnügungsstätten) heute noch von der früheren Vogelwiese erzählen. Auf dem Anger also erstand einst die Budenstadt, ward der Vogel hochgezogen. Und haben nicht unsere Kinder die Nachklänge jener Zeiten vernommen, wenn zum Jahrmarkte hier auf dem Neustädter Markte die Schaubudenherren mit vernehmlicher Stimme, durch Glocken- und Hornruf, auf die Sehenswürdigkeiten ihrer Gezelte hinwiesen, wenn sich die Reitschulen

mit ihrem Flimmer drehten, die Leierkästen ihre Weisen ertönen ließen, wenn Kasperle im Theater die Jugend nicht aus dem Lauschen und Lachen kommen ließ? Es war eine Herrlichkeit, die der alte Angerplatz umschloß. „Dir bin ich so hold", gestand ihm daher die Kinderwelt so gern. Aber noch früher schon lag ihr der Grund zu gleichem Ausspruche vor; denn jederzeit ist der Anger auch der Tummelplatz von Kinderscharen gewesen. Hier sammelte sich die Jugend aus der engen inneren Stadt und trafen sich die Kinder aus der Nachbarschaft des Platzes. Hier sangen Mädchen ihre Ringelreihen, ließen Knaben die Drachen steigen. Hier wurden Schlachten geliefert. Und was gab es für die jungen Augen auf dem Anger nicht alles zu sehen! Hier stieg 1784 der erste Luftballon auf. Hier trieben schon vor langer Zeit die Soldaten ihre Künste, wurden 1664 neu geworbene Reiter vereidigt. Auf dem grünen Anger tanzten 1795 die Soldaten, die von einem der Rheinfeldzüge zurückgekehrt waren und nun vom Rate mit Bier bewirtet wurden. Hier bildeten sich von 1830 bis 1849 die Mitglieder der Kommunalgarde im Kriegshandwerke aus, übten sie sich im Marschieren, Schwenken und



Die Linden am äußeren Ende der jetzigen Königstraße. Um 1840.

Schießen. Und hat nicht mancher mit Wohlgefallen bis vor wenig Jahren den Paraden zum Geburtstage des Königs oder bei ähnlichen festlichen Gelegenheiten auf dem Neustädter Markte zugeschaut? „Dem Anger, dem bin ich hold." Sagten's nicht einst auch die Bürger, die sich nach des Tages Last und Mühen unter den altehrwürdigen Lindenbäumen ergingen, die den oberen Rand des Planes begrenzten, nach denen die „Lindenschenke", einst Eigentum der Stadt, die große und kleine Lindenstraße (äußerer Teil der heutigen Königstraße und jetzige Lindenstraße) genannt waren? Und wer heute über den „Anger" geht? Soll er nicht auch noch seine Freude über ihn empfinden? Der schöne, 1859 von der Stadt geschaffene und fortwährend verschönte Schillerplatz mit der Friedenseiche von 1871, mit den prächtigen Blumenbeeten, dazu die anmutige, im gotischen Stile erbaute, reich verzierte St. Petrikirche werden's ihm antun. Eben erklingt vielleicht, es ist an lichtfrohem Ostermorgen, Posaunenton von ihrem Turme herab: „Christ ist erstanden" — „Jesus meine Zuversicht".

Freundliche Bilder sind es so, die wir vor unserem Auge emporsteigen sehen. Sie stehen im Vordergrunde. Sollten wir uns die Freude an ihrem Genusse dadurch trüben lassen, daß wir auf die Soldaten schauten, die den Anger hin, von Kameraden

gepeitscht, Spießruten laufen mußten, oder daß wir an die ungezählten Geschütze und Pulverwagen dächten, die hier zu Kriegszeiten, wie z. B. 1758, von der Neumühle herauf bis zur Ziegelscheune (Platz der 2. Bezirksschule) aufgefahren waren? Nein, wir bleiben dem Anger freund und gedenken der Werke des Friedens, welche die Gegenwart auf dem Anger vollbringt. Zum Schmucke der Stadt und als Pflegstätten der Kunst und der Wissenschaft erstehen dort das Theater und das König Albert-Museum, folgt wahrscheinlich bald das König Albert-Denkmal. Sollte jetzt nicht erst recht der Ruf erklingen: „Dem Anger, dem bin ich hold?"

Aus heiteren und trüben Tagen unseres Schlosses.

Nachdem die Benediktiner das Kloster verlassen hatten, brach für den ehrwürdigen Bau auf dem Berge ein ganz anderes Leben an. Der Kurfürst Moritz ließ sich's ein gut Stück Geld kosten und verwandelte 1548 das alte Heim der Mönche in ein stattliches Schloß. Da ragten nun, wie wir's auf der Dilichschen Zeichnung (S. 166) und auch noch auf dem beigefügten Bilde erkennen, besonders auf der Seite nach dem Kellerhause zu Türmchen und Erker mit ihren Spitzen gen Himmel und schauten stolz ins Land. Und dem schönen äußeren Bilde entsprach die innere Ausstattung der Gebäude. Kunstvolle Türbögen, Pfeilerkronen und Träger, Bilder, Hirschgeweihe usw. zierten die 36 Gemächer, denen sich 55 Kammern, dazu Küche, Keller, Kornhäuser und Ställe anschlossen.



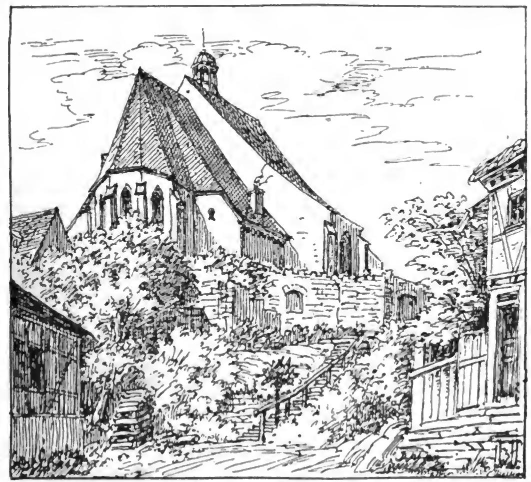
Das Schloß um das Jahr 1780.

Jetzt kamen die Gäste. Freilich, der den Bau erneut, konnte sich seiner nicht lange erfreuen; denn schon 1553 ging sein Leben bei Sievershausen zu Ende. Wir wissen nicht einmal, ob er je zu längerer Erholung hier Zeit gefunden. Aber dafür kehrten Nachfolger von ihm öfter im Schlosse ein. Besonders, wenn die Herren zur Jagd zogen und im Küchwalde, bei Rabenstein, Neukirchen oder Burkhardtsdorf pirschten, nahmen sie samt ihrer Begleitung im Schlosse Wohnung. Da erschien am 29. Juni 1567 Kurfürst August und blieb bis zum 8. Juli. Eine ganze Reihe von Malen aber weilte Johann Georg I. im Schlosse. Hier musterte er 1618 Ritterschaft und Bürger; von hier ging's 1630 unter lautem Gebell der Meute zum frohen Weidwerk; hier versammelte der Fürst am Abende sein Gefolge und hohe Gäste von nah und fern und verlebte mit ihnen fröhliche Stunden.

Aber den heiteren sollten bald trübe Tage folgen. Es flutete der 30jährige Krieg über das Land. Was da das Schloß erduldet, haben wir bereits mit gehört. Jetzt

richtete sich in den Gemächern, die der Amtsschösser*) treulich hütete, General Holck wohnlich ein. Dann schritten schwedische Völker durch die Tore und trieben alles Vieh vom Schlosse, spalteten die Türen, verbrannten Tische, Bänke und Spanbetten. 1634 im Oktober erlebte das Schloß einen neuen Überfall. „Wie rasende, wütende Teufel" hausten die Kaiserlichen. Ihnen taten es 1639 und 1640 Banérsche Truppen gleich. Und welches Elend hat das Schloß wieder 1813 gesehen, als es zum Lazarett benutzt wurde! Da stöhnten in seinen Räumen die Kranken, und mancher, der bei Leipzig mit gekämpft, hauchte hier sein Leben aus.

Wohl nie wieder haben sächsische Fürsten im Schlosse länger geweilt. So brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn dem Bau keine Aufmerksamkeit mehr gewidmet wurde. Er verfiel und wurde wohl nur soweit erhalten, als er zu Wohnzwecken für die Verwalter und Bedienten des Vorwerkes diente, das 1702 verkauft



Schloßkirche mit verfallener Mauer um 1820.

worden war. Um das Jahr 1800 war von den schmucken Giebeln nichts mehr zu sehen. Auch die vorderen Mauern und der Kreuzgang hinter der Kirche lagen zu dieser Zeit als Trümmer da. Mehr Pflege widerfuhr dem alten Fürstenbau wieder, als der „Schenkgarten" dort eingerichtet war. Das beste Mittel dauernder Erhaltung bestand aber darin, daß die Stadt 1885 das ganze Grundstück erwarb. Sie hütet nun samt der Kirchgemeinde sorglich, was aus den Zeiten des Klosters und Schlosses noch auf uns gekommen ist.

Wie der Schloßteich entstanden und zu seiner heutigen Gestalt gekommen ist.

Wenn die Mönche im Benediktinerkloster Besuch erhalten hatten, dann bewirteten sie ihn nicht nur gastlich, sondern zeigten ihm auch mit Freuden die schöne Aussicht, die vom vorderen Garten aus zu genießen war.

*) Von einem Amtsschösser, Siegel geheißen, hat das Schösserholz im Zeisigwalde seinen Namen. Siegels Witwe war bis 1687 Besitzerin des Gehölzes.

Auch damals schon richtete sich der Blick auf einen breiten Talkessel, auf die Stadt und auf benachbarte Dörfer, auf den Zug von Bergen, der sich im Osten und Süden aufreiht. Aber doch war so mancher Strich in dem Gemälde anders als in dem Bilde, das wir heute von derselben Stelle aus überblicken. Von den Höhen grüßte noch mehr des grünen Waldes. Die Ortschaften bestanden aus wenigen, zumeist hinter Obstbäumen hervorlugenden Gehöften. In der kleinen Stadt fehlten die Dampfschlote; aber anderseits ragten nicht nur die alten Kirchen, sondern auch die Zinnen der Mauertürme auf. Den größten Unterschied jedoch gewahrte der Blick noch kurz vor dem Jahre 1500 ganz nahe dem Kloster selbst. Denn hier breitete sich zu Füßen des Berges nicht die glänzende Wasserfläche aus, auf der heute im Sommer Kähne und Segelboote dahingleiten, auf der sich Schwäne und Enten tummeln, über die sich an schönen Sommertagen ein mächtiger Springbrunnen erhebt, die sich im Winter zur vielbesuchten Eisbahn wandelt.

Ein Bächlein vielmehr rann, von Westen kommend, durch die Talaue am alten Sitze der Benediktiner vorüber und grüßte mit den Lichtstrahlen, die vom glitzernden



Der Schloßteich um das Jahr 1860.

Spiegel zurückgeworfen wurden, hinauf nach den Beschauern im Mönchsgewande. So erzählt uns der Rektor Schneevogel von der Lateinschule, der um 1486 seines Amtes hier waltete. Daß der Bach, die Pleißa, noch Fische die Menge barg, weiß er hinzuzusetzen.

Bald nach Schneevogels Weggange von Chemnitz aber änderte sich das Bild. Der Abt Heinrich von Schleinitz ließ im Jahre 1493 vom Anfang des Weges ab, der nach dem Berge hinaufführt, vom heutigen „Schloßberge" ab, einen langen Damm im Bogen hinüber nach der alten Peniger, jetzt Hartmann-Straße zu ziehen und so dem Wasser, das von Altendorf hereinmurmelte, den Weg versperren. Es sammelte sich an — und Schleinitz war zum Schöpfer unseres Schloßteiches geworden. Nun stand dem Kloster ein neuer Fischweiher offen, aus dem es für die Fastentage Nahrung beziehen konnte. Mit 70 Schock Karpfen wurde der Teich besetzt. Als dann die Abtei 1540 aufgehoben worden war, kam der Teich unter das Amt Chemnitz, dem er auch bis 1818 verblieben ist. Von ihm kaufte der Klostermüller das Wasser.

Den lieblichen Anblick indes, den der Schloßteich mit seiner Umgebung heute bietet, hat er damals noch nicht gewährt. Wie uns ältere Bilder zeigen, wucherte fast im ganzen Teiche hohes Schilf, in dem sich gern Wasservögel bargen. In einem

sumpfigen Rande verloren sich die Ufer. Der Weg bei der Kesselschmiede der Sächsischen Maschinenfabrik und am Eiskeller und Schloßberge hin fehlte völlig. Wildes Gesträuch tauchte seine Zweige in die kosenden Wellen. Der jetzt so prächtige baumgesäumte Weg an der Ostseite war uneben und bei schlechtem Wetter kaum zu begehen. Dort aber, wo sich heute die stattlichen Häuser der Promenadenstraße erheben, breitete sich ein trübseliges Fleckchen Erde aus, das von der „Roten Pfütze“ durchflossen war. Die Inseln im Teiche waren nicht vorhanden.

Da drohte um das Jahr 1860 die Gefahr, daß der Teich trocken gelegt und das Grundstück gar bebaut würde. Mit einem Male ging jetzt verständigen Männern, voran dem Bürgermeister Müller, die volle Erkenntnis für die Schönheit des Gewässers auf. Und siehe da! — ein wichtiger Entschluß folgte: für 19000 Taler kaufte die Stadt den Teich an. Nun war er gerettet. Zum Glück aber stand auch sofort die Person auf dem Platze, die den neuen Besitz recht nutzbar und freudebringend zu gestalten wußte. Das war Stadtrat Robert Zipper.

Nach seinen Plänen ging es 1862 an die Arbeit. Der Damm ward befestigt und vorzüglich mit Linden und Ulmen bepflanzt, teilweise denselben Bäumen, deren Kronen sich gegenwärtig zu dem prächtigen Laubengang am Ostufer wölben, die im Sommer so reichlich die Wege beschatten. Hunderte von Arbeitern beförderten aus dem Teiche Schilf und Schlamm und füllten ihn an den Ufern zum Grunde von Wegen, in der Mitte des Teiches zu der großen Insel auf, die mit ihren Bananen, Palmen und Blumenbeeten, mit ihrem Vogelhaus und Geflügelweiher ein Glanzstück der Chemnitzer Anlagen ist. Sieben Jahre dauerte das Karren, Hacken und Schaufeln, das Pflanzen und Säen. Was aber auch geschehen mochte, das beaufsichtigte fast immer Zipper. „Bei Sturm und Wind, bei Frost und Hitze, bei Schnee und Regen, bei Nebel und Sonnenschein und bei vielen Mühen und Sorgen“ suchte er beinahe Tag für Tag den Schloßteich auf und legte dort sogar selbst mit Hand ans Werk, bis endlich ein Stück nach dem anderen vollendet war. Freudigen Herzens sahen die Mitbürger, wie sich alles wandelte. Und als am 29. September 1870 zum ersten Male auch die durch den Verschönerungsverein mit Pflanzungen ausgestattete Insel betreten werden konnte, da verstummte dann auch der Mund derer, die all dem Neuen den baldigen Untergang, das Versinken im Wasser, geweissagt hatten. Sie freuten sich mit allen übrigen und lobten, den sie erst so manches Mal getadelt, gedachten gern des Mannes, der dem Schloßteich im ganzen seine heutige Gestalt verliehen, der auch den Brunnen für den Neumarkt gestiftet hat: des Stadtrates Robert Zipper.

Sachses Ruhe und Stadtpark.

Je größer unsere Stadt wird, umso mehr empfinden wir das Bedürfnis, bei freier Zeit hinauszuwandern und uns in frischer Luft zu ergehen. Bald nach dem Zeisig- oder Küchwalde, bald nach der Zschopauer oder Stollberger Straße streben wir. Gar zu gern aber richten wir unsere Schritte auch nach dem Stadtparke.

Dort schlendern wir den ebenen Weg am Flusse hin, steigen wir auf steilem Pfade zur Parkstraße hinan. An sonnigen Wiesenflächen und munteren Wasserläufen kommen wir vorüber. Vielgestaltige Gruppen von Ziersträuchern, altehrwürdige Erlen und Eichen fesseln unser Auge. Auf dem stillen Weiher und dem prächtigen Rosengarten ruht der Blick.

Wie anders war doch einst das alles! Ein Liebhaber für den Hang am Bergrücken die jetzige Beckerstraße entlang hatte sich allerdings schon vor langer Zeit, um das Jahr 1798, gefunden. Das war der spätere Bürgermeister Sachse. Er erwarb den Platz, pflanzte junge Eichen an, ließ Bänke aufstellen und schmückte das Gehölz mit Steinfiguren. War ihm dann Mußezeit vergönnt, verbrachte er sie nur zu gern hier vor der Stadt. Sachses Ruhe nannte darum das Volk den Hang, zu dem ihm auch selbst der Zutritt verstattet war (s. Bild S. 140).

Aber im ganzen blieb der Ort doch ein wildes Gebüsch, durch das sich die Besucher selbst die Steige traten. So hat er lange gelegen. Schon war der innere Teil, an der Beckerstraße, mit Fabriken und Landhäusern bebaut oder zu Gärten umgewandelt, und bald würde auch das äußere Stück in gleicher Weise verwendet worden sein. Da kaufte Ernst Otto Clauß*), ein edelgesinnter, leider schon im Alter von 46 Jahren verstorbener Bürger, das Gelände und schenkte es der Stadt zur Schaffung eines Parkes. Aber noch mehr tat er: er stiftete auch eine stattliche Summe, damit Wege angelegt, Sträucher und Blumen gepflanzt und Bänke aufgestellt, alle Anlagen aber unterhalten werden konnten. Mit Recht nennt ihn darum das Denkmal im Parke „den Schöpfer dieser Anlagen".



Claußdenkmal im Stadtparke.

Gern hat die Stadt die Schenkung angenommen und 1886 durch die Gartenverwaltung, die auch hier ihr ganzes Können gezeigt hat, den Teil des Parkes, der bis zur Rößlerstraße reicht, schaffen lassen. Als nun Stadtrat Albert Voigt und seine Witwe noch weiteres Land überwiesen hatten und gleichzeitig die Chemnitz geradegelegt wurde, da war die schöne Erweiterung möglich, die im Weiher ihren Mittelpunkt hat. Wer sähe jetzt dem Teiche, sähe dem Spielplatze im vorderen Parkteile an, daß auf ihrer Stätte noch vor gar nicht langer Zeit die Chemnitz geflossen ist? Die alten Eichen aus des Bürgermeisters Sachse Zeit, die früher schon soviel geschaut, haben auch diesen Wandel mit erleben können.

Blicke in die Geschichte unseres Schulwesens.

In unserer Stadt mag es kaum eine Einrichtung geben, die besser ausgebaut wäre als das Schulwesen. Chemnitz besitzt ein Gymnasium und ein Realgymnasium, die Technischen Staatslehranstalten, eine Real- und eine Höhere Töchterschule, die Handels-, die Höhere Web- und die Landwirtschaftsschule, dazu aber noch Volks- und

*) Geboren 1843, gestorben 1889, Stadtverordneter, Stadtrat, Landtags- und Reichstagsabgeordneter. Stiftung für die Kleinkinderbewahranstalt.

Fortbildungsschulen verschiedener Art. Gerade gegenwärtig tritt zu den höheren Schulen eine sogenannte Reformanstalt. Wer da nur die Zeit seiner Jugend wahrnimmt, vermag wohl, seine Anlagen auszubilden und sich für die Kämpfe des Lebens zu rüsten. Den verschiedenartigsten Neigungen kann beim Besuche der Schulen Rechnung getragen werden.

Wer hätte an eine solche Vielgestaltigkeit früher auch nur denken sollen? Lange Zeit hat es in Chemnitz wahrscheinlich nur zwei Schulen gegeben: die Kloster- und die Stadtschule. Beiden scheint vorerst die Aufgabe zugeteilt gewesen zu sein, Knaben heranzubilden, die die Gottesdienste durch Gesang verschönten und die den Geistlichen bei der Feier der Messe usw. Hilfe leisteten. Nebenbei fielen für sie Belehrungen in Lesen, Schreiben und biblischer Geschichte ab.

Die Klosterschule der Benediktiner, von der uns übrigens erst aus dem Jahre 1540 sichere Kunde wird, mag in dieser Verfassung bis an ihr Ende bestanden haben. Die Stadtschule hingegen, die hinter der Jakobikirche stand und auch Lyzeum oder Lateinschule hieß, hat am Ausgange des 15. Jahrhunderts eine wichtige Verbesserung erfahren. Als man in deutschen Landen darnach strebte, die Sprachen und Einrichtungen des Altertumes besser kennen zu lernen und sich an den Dichtungen eines Homer und eines Horaz zu erfreuen, als die Zeit des sogenannten Humanismus angebrochen war, da muß die Belebung, die in das ganze Unterrichtswesen einzog, auch auf unsere Chemnitzer Schule fördernd eingewirkt haben. Besonders der Rektor Paul Schneevogel oder, wie er sich nach damaligem Brauche in lateinischer Sprache nannte: Niavis, scheint sich um die Hebung des Schulwesens hier große Verdienste erworben zu haben. Er schrieb z. B. für die Knaben und Jünglinge Gespräche in lateinischer Sprache nieder und regte die Schüler zu fleißigem Üben an. So gewann unter ihm die Anstalt „einen großen Zulauf". Die Zahl seiner Schüler soll 600 betragen haben. Für die Ausbildung in bürgerlichen Kenntnissen, als im Rechnen, in Erd- und Naturkunde, in Geschichte usw. blieb freilich wenig oder keine Zeit. Latein, Griechisch, Religion, Lesen, Gesang und Schreiben waren die Fächer, die vorwiegend getrieben wurden. Die Anstalt war eine Gelehrtenschule. Nur die Unterklassen konnten als eine Art Volksschule in unserem Sinne gelten.



Tor der alten Lateinschule, Jakobikirchplatz 2.

Wo blieb aber der Unterricht der Mädchen? Eine Schule für Mädchen gab es in Chemnitz um das Jahr 1500 nicht. Daß sie entstand, war eine der Segnungen, die die Einführung der Reformation mit sich brachte. Luthers Schrift „an die Ratherren" hatte auch in unserer Stadt gewirkt; denn 1539, um dieselbe Zeit, da die Klosterschule am Ende ihrer Tage angekommen war, entstand — an der Ecke der Webergasse — die erste Maidleinschule.

Wie sich die beiden Stadtschulen, zu denen wahrscheinlich auch bald die Vorstadtschule in Johannis trat, weiter entwickelt haben, kann hier nicht im einzelnen verfolgt werden. Die Knaben- oder Lateinschule ist im Jahre 1598 vergrößert worden, wie die Inschrift über dem Eingange Jahrhunderte hindurch erzählt hat. Beide Schulen haben aber im 30jährigen Kriege schwere Tage erlebt; denn sie sind abgebrannt und haben dann jahrelang als Trümmer dagelegen. Zuerst ist die Lateinschule wieder erstanden. Da sie aber den Bedürfnissen vieler auch jetzt nicht entsprach, weil sie immer noch vornehmlich für gelehrte Berufe vorbereitete, konnten nebenher sogenannte Winkelschulen bestehen, konnten „deutsche Schreiber" ihr Brot finden, die die Kinder das Notwendigste von dem lehrten, was sie für ihr Leben als einfache Bürger brauchten.

Wer sich freilich damals unterrichten ließ, tat es freiwillig, denn Schulzwang wie heute bestand nicht. Soviel es nun einerseits Bürger gab, die den Wert der Schule zu schätzen wußten, so zahlreich blieben doch anderseits die Eltern, die nicht darauf drangen, daß ihre Kinder Unterricht genossen. Sie glaubten schon genug getan zu haben, wenn sie den Knaben oder Mädchen Arbeit in einer Spinnerei oder Kattundruckerei vermittelten. Einsichtige Fabrikherren sahen zum Glück weiter. Sie wußten, daß Bildung des Geistes vielfach auch der Ausübung von Handarbeit zu statten kommt. Deshalb schritten sie zur Gründung von Fabrikschulen. Sie hielten sich einen Lehrer oder dingten einen erwachsenen Schüler der Lateinschule und ließen nun die Kinder ihrer Fabrik gemeinsam unterrichten. Chr. G. Becker hier und Bernhard in Harthau sind vielleicht als die Ersten zu betrachten, die in dieser Hinsicht Fürsorge getroffen haben. Freilich, auch diese Einrichtungen litten unter Übelständen; denn der Unterricht wurde meist, um eine Störung im Fabrikbetriebe zu vermeiden, in den Abendstunden erteilt, wenn die Kinder bereits von der Arbeit des Tages abgespannt waren. Aber immerhin dürfen wir von den Veranstaltungen nicht ganz geringschätzig reden.

Ungefähr um diese Zeit war auch an der Johannisschule eine Änderung vorgenommen worden. Da die eine Schulstube für die Kinder, die aus den Vorstädten, ja aus Gablenz und Bernsdorf kamen, nicht mehr reichte, wurde gegenüber der alten Schule im Jahre 1818 ein besonderes Gebäude als Mädchenschule errichtet. Eine eiserne Tafel mit Inschrift am Hause Kirchweg 4 redet noch heute von diesem Fortschritte.

Im ganzen aber hafteten dem Chemnitzer Schulwesen noch viele Mängel an. So traten schon seit dem Jahre 1800 Bestrebungen hervor, es zu bessern. Im Jahre 1831 war endlich das Ziel erreicht. Es wurde eine allgemeine Bürgerschule geschaffen, die nun alle Kinder der Stadt, auch der Vorstädte, besuchten. Am 15. August des genannten Jahres konnte sie geweiht werden. Das war ein Fest, an dem die ganze Stadt Anteil nahm, und von allen Seiten wurde Chemnitz ob seiner Errungenschaft beneidet. Das Schulhaus, jetzt Theaterstraße 9, galt als ein kleines Wunderwerk. Von dem Tage der Weihe des Bürgerschulgebäudes an krankte freilich die alte Lateinschule unausgesetzt. Da sie auch nicht wieder zu gesunden schien, ward sie 1835 ganz aufgelöst. In anderen höheren Lehranstalten hat sie nun längst wieder ihre Auferstehung gefeiert; denn zunächst ward mit der Bürgerschule ein Progymnasium verbunden, 1857 die daraus entstandene Realschule 1. Ordnung (jetzt Realgymnasium) selbständig gemacht und in dem neuerbauten Hause Poststraße 14 (jetzt älterer Teil des Rathauses) untergebracht. 1868 begründete der Staat das Gymnasium, das seine erste Heimstatt in dem Hause der Kunsthütte aufschlug. 1888 folgte die Realschule, 1903 die Höhere Töchterschule usw. Die Technischen Staatslehranstalten jedoch greifen mit ihren Wurzeln schon fast in die Zeiten des Lyzeums zurück, da 1836 ihre älteste Abteilung, die Gewerbeschule, entstand.

Dieser Entfaltung des höheren Schulwesens entspricht ganz der Ausbau der Volks- und Fortbildungsschulen. Schon 1857 wurde die höhere Bürgerschule von der allgemeinen getrennt, 1860 die große Schule an der Waisenstraße in Gebrauch genommen und die gesamte mittlere Bürgerschule mit dahin verlegt. Die wesentlichste Änderung aber brachte das Jahr 1874, in dem Bezirksschulen eingerichtet wurden, von denen jede eine mittlere und eine niedere Abteilung erhielt. Das Jahr darauf ließ die Fortbildungsschule für Knaben entstehen. Seitdem hat sich die Zahl der Volksschulen bedeutend vermehrt. Aber auch der inneren Ausgestaltung ist fortgesetzt die Sorge der Stadtverwaltung zugewendet gewesen, um die Anstalten zu rechten Segensquellen für die Gesamtheit der Bewohnerschaft zu machen.

Vom Gregoriusfeste.

Der Februar mit seinen starken und häufigen Schneefällen ging zu Ende. Da ward die Freude immer lebendiger, die unter der Kinderwelt der Stadt, vor allem der Schülerschaft des Lyzeums, erwachte. Das Schülerfest oder der Gregoriusumgang stand in Aussicht. Endlich am 12. März war der Tag erschienen.

Da sammelten sich in den Räumen der alten Lateinschule hinter der Jakobikirche die Sänger und Nichtsänger mit den Lehrern. Und hatte sich dann der Zug geordnet, so ging es fort. Alt und jung schaute aus den Fenstern oder blieb auf den Straßen stehen; denn mancherlei gab es zu sehen, weil sich einzelne der Knaben verkleidet hatten: Kaiser, Könige, Prinzen, aber auch Narren und Hanswürste schritten daher. „Alles war in schönem Habitu celebriert."

Schon in nächster Nähe der Schule, bei den sogenannten geistlichen Gebäuden, blieb der Haufe stehen; denn hier mußte dem „geistlichen Ministerio" der erste Sang, ein Lied aus dem Gesangbuche, dargebracht werden. Dann ging es in die Klosterstraße hinüber und nach dem Markte, wo etwa der Herr Bürgermeister oder ein Ratsmann wohnte, und so zu allen Vornehmen der Stadt, denen man Verehrung schuldete. Schließlich kamen die übrigen Bürger an die Reihe. Und war in der inneren Stadt alles bedacht, dann bewegte sich der Zug hinaus vor die Tore, wo in der Regel die Fröhlichkeit der teilnehmenden Kinder ihren Höhepunkt erreichte. Sie hatten auch Grund dazu, freudigen Gesichtes daherzuwandeln; denn überall, wohin sie kamen, öffneten sich ihnen gebefreudige Hände. Kuchen, Semmel, Eier, Geld usw. wurde gereicht. Die Gaben gehörten freilich nicht alle den Kindern, denn ein Teil davon fiel den Lehrern der Lateinschule zu, die auf solche Einkünfte rechnen mußten. So hören wir z. B., daß die Herren „Schuldiener" 1630 am 9. März vom Rate 4 Engeltaler verehrt bekamen.

Wann das Fest, das auch in den größeren Dörfern der Umgebung begangen wurde, bei uns eingeführt worden ist, vermag niemand zu sagen. Es soll seinen Namen dem Papste Gregor I. zu Ehren tragen, der ein großer Kinderfreund gewesen. Aber die Zeit des Aufhörens wissen wir ungefähr: um 1830. Der Rektor Becher insbesondere, der von 1809 bis 1831 im Amte stand, drang auf die Beseitigung. Es hatten sich dem Brauche viele Unsitten angeheftet: das ehemalige Freudenfest war zum tollen Umzuge geworden, bei dem die Narretei die Herrschaft führte und der Bettel sich zu breit machte. Und dies nicht nur einen Tag, sondern vielleicht eine Woche lang, weil in der größer gewordenen Stadt die Straßen nicht so schnell durchsungen waren.

Auch der Gregoriusumgang der Kinder aus der Johannisschule unterblieb nunmehr.

Der älteste Zweig des Chemnitzer Textilgewerbes: die Weberei.

Mit gutem Rechte wird unser Chemnitz eine der größten Industriestädte des deutschen Vaterlandes genannt. Zu diesem Ruhme darf sich aber der andere gesellen, daß es auch eine der ältesten gewerbtätigen Gemeinden ist, wenn es sich auch hierin nicht ganz mit den süddeutschen Schwestern Augsburg, Nürnberg usw. messen kann. Aber das ist richtig: fast soweit man in der Geschichte von Chemnitz rückwärts zu blicken vermag, schaut man auf lebendigen Gewerbebetrieb. Die älteste dieser Beschäftigungsarten ist — wenn man die Handwerke außer Spiel läßt — die Weberei. Fast von Anfang der Stadt an scheint der Webstuhl in unseren Häusern geklappert zu haben.

Zunächst sind es Leinweber gewesen, die ihren Sitz in Chemnitz gehabt, denn linifices oder Leinbearbeiter werden schon in einer der ältesten Urkunden erwähnt, die einen Schluß auf die Beschäftigung der Bewohner zulassen. Die Leinweber verarbeiteten den Flachs, der rundum und nach dem Erzgebirge zu erbaut, der aber auch von fremdher eingeführt wurde. Sie bereiteten Leinwand, Drillich, Zichenstücke (also Bettleinwand), sogenannten Goltzsch usw. daraus, Stoffe, die umso nötiger waren, als in früheren Zeiten viel mehr leinene Kleider getragen wurden als jetzt.

Da trat im Betriebe der Weberei ein einschneidender Wandel ein. Nach den Kreuzzügen war die Baumwolle bekannt geworden und nach Europa eingewandert. Schon zeitig hatten sie die Bewohner von Ulm versponnen und zu Barchent verwebt. Aber der neue Zweig des Webgewerbes war nicht in der Donaustadt geblieben, sondern die Barchentweberei war auch nach Augsburg übergesiedelt und hatte sich, der großen

Handelsstraße folgend, in Nürnberg, Hof, Zwickau und Chemnitz niedergelassen. Um das Jahr 1500 scheint sie hier heimisch geworden zu sein, denn schon 1532 bestanden Satzungen für die Chemnitzer Barchentweber. Der Verarbeitung von Leinengarn war also die von Baumwolle gefolgt.

Damit war für die Chemnitzer Weberei ein großer Aufschwung herbeigeführt. „Das Handwerk war in gutem Schwange und wurde stark betrieben", sagt das alte Handelsbuch der Weber. 1530 konnte sich die Innung ein besonderes Werkhaus erkaufen, das seinen Platz auf der Stelle der sogenannten geistlichen Gebäude bei Jakobi hatte. Gegenüber der Nikolaimühle bestand ein Färbehaus für die Weber. Diesem lebhaften Geschäftsgange in der Weberei, der mit einem frischen Betriebe in der Tuchmacherei (s. S. 128) zusammenfiel, verdankte denn auch die ganze Stadt wieder eine Zeit der Blüte. Wie der Barchent den Reichtum und die Macht Ulms unter den Städten des Mittelalters begründete, so verhalf er auch Bürgern von Chemnitz zu behäbigem Wohlstande. Sie brauchten ihre Häuser nicht mehr als einfache Bauwerke erstehen zu lassen, sondern konnten ihnen köstlichen Schmuck verleihen. Beweise dafür sind uns zwei schöne Türumrahmungen im Hofe des Grundstückes innere Kloster-



straße 13*) und am Hause Markt 15 (Römischer Kaiser),**) die aus den Jahren 1542 und 1559 stammen. Auch im Innern des Rathauses erfolgten in den Jahren 1556 und 1557 wichtige Änderungen, indem die Gerichts- und die Ratsstube eingerichtet und dabei vielleicht Teile der schönen Gewölbe eingebaut wurden.

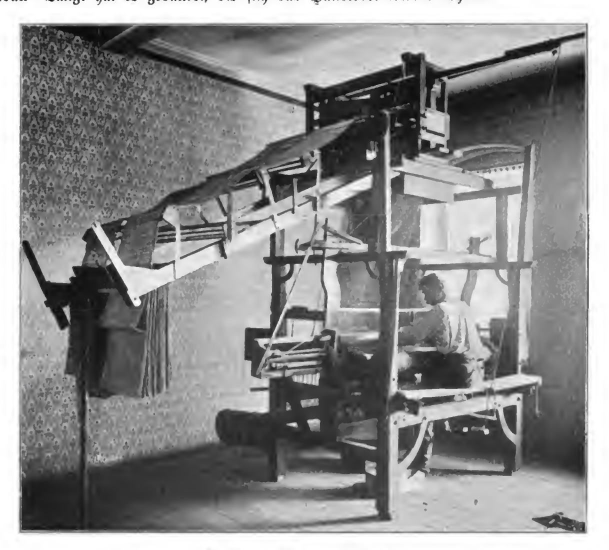
Neben der Baumwollweberei blieb aber die Herstellung leinener Waren immer bestehen. Gerade aus der Zeit nach dem Aufkommen der Barchentbereitung erzählt uns die Geschichte der Weber, daß das Handwerk eine starke Leinwandhandlung an breiten und schmalen Gattungen getrieben habe. Besonders wichtig erscheint der Zusatz, daß von den Waren — um 1602 — viel von den „Engelländern" aufgekauft worden

*) Das Portal ist nach dem Brande des Hauses um 1870 an die jetzige Stelle versetzt und dabei anders angeordnet worden. Früher zeigte das Haus noch viel reicheren Schmuck. Darstellungen: Christus als Lammträger; Engel mit dem Schwerte, der Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben hat. Die beiden Medaillons in den Ecken stellen wahrscheinlich Fürstenbildnisse (Herzöge Heinrich und Moritz?) dar.

**) Die beiden Figuren rechts und links werden als Judith und Lukretia gedeutet. Judith, eine jüdische Heldin, tötete den Holofernes, den Feldherrn Nebukadnezars, durch List, worauf die Einwohner das feindliche Heer in die Flucht schlugen. Lukretia, eine Römerin, nahm sich, durch Sextus Tarquinius entehrt, selbst das Leben und veranlaßte die Vertreibung der Tarquinier (510 v. Ch.).

sei. Somit hatte damals der „überseeische“ Handel unserer Stadt schon begonnen, und die ersten, die ihn betrieben, scheinen die Leinweber gewesen zu sein. Vom Umfange des Gewerbes in jener Zeit vermögen wir uns ein Bild zu machen, wenn wir hören, daß die Zahl der Meister um 300 betragen und daß die Innung neben 28000 Stück Barchent noch viel Zichenstücke, Leinwand, Zwillich usw. geliefert hat.

So stand die Weberei in schönster Blüte. Da kam der 30jährige Krieg. Mit einem Male war alles Geschäft lahmgelegt. Während sich allein im Jahre 1603 50 Personen um das Meisterrecht beworben hatten, traten jetzt die Zeiten ein, in denen das ganze Jahr auch nicht ein einziger Weber Aufnahme in die Meisterschaft erbat. Lange hat es gedauert, bis sich das Handwerk wieder erholte.



Handwebstuhl neuerer Bauart.

Eine Zeit des Aufschwunges erlebte es erst wieder, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Herstellung feinerer Waren, besonders der Kattune und der Pikees, aufgenommen wurde. Das waren auch jene Jahre, in denen Johann Peter Gehrenbeck die sogenannte englische Garnfärberei einführte (1799) und eine Anzahl griechischer oder makedonischer Händler nach Chemnitz übersiedelten (um 1767), die nun türkische Baumwolle und türkisches Garn bezogen und Chemnitz zum Mittelpunkte des Baumwollhandels für Sachsen und seine Nachbarländer machten. Dieser lebhafte Betrieb in der Weberei hat sich dann, wenn auch mit Unterbrechungen, durch die Zeit der Kontinentalsperre hindurch fortgesetzt.

Einen neuen Anstoß erhielt der Geschäftsgang mit dem Jahre 1834, mit der Begründung des deutschen Zollvereines. Damals wurde in der hiesigen Weberschule ein Erinnerungsband mit der Inschrift hergestellt: „Im wiedergewonnenen freien Verkehr teutscher Volksstämme erblicken seine Gewerbetreibenden die Morgenröthe einer beßren

Zeit". Die darin ausgesprochene Hoffnung scheint sich für die Weberei erfüllt zu haben; denn im Jahre 1840 wurden in Chemnitz 1538 Webermeister mit 1118 Gesellen und 180 Lehrlingen gezählt, die vor allem baumwollene Buntwaren und Kleiderstoffe herstellten.

Mittlerweile hatte auch die Erzeugung der Webwaren eine bedeutende Verbesserung erfahren, denn um 1827 hatte die Jacquardmaschine in Chemnitz Eingang gefunden. Als sich ihr, zuerst wohl durch Robert Hösel benutzt, Ende der 40er Jahre der mechanische Webstuhl zugesellt hatte, da vollzog sich ein mächtiger Umsturz in der Weberei. Der Handwebstuhl verschwand immer mehr, sodaß jetzt nur noch wenige davon im Gange erhalten werden. An ihre Stelle aber traten die Stühle, wie sie Louis Schönherr und seine Fabrik zu Tausenden erbaut haben. Es entstanden Webwarenfabriken, von denen nur die von Karl Dürfeld, R. Hösel & Co., Ed. Lohse, C. F. Thümer und Wilhelm Vogel genannt seien. Mit dem umgestalteten Betriebe änderten sich aber auch die Waren, die Chemnitzer Webwerkstätten erzeugten: es hielt die Möbelstoffweberei ihren Einzug, die nun allerlei Rohstoffe, als Leinengarn, Wolle, Baumwolle, Seide einfach oder in den verschiedensten Zusammenstellungen verarbeitet, die auch die mannigfaltigsten Zeuge, als Damaste, Ripse, Vorhangstoffe, Schmuck- und Möbelplüsche usw. aus den Toren der Fabriken gehen läßt, damit sie entweder im deutschen Vaterlande ihre Dienste leisten oder in weiten Fernen, so in der Türkei, in Süd- und Mittelamerika oder nach in Japan usw. die Wohnstätten der Menschen zieren.

Entstehen, Blühen und Welken der Chemnitzer Bleicherei.

In der älteren Geschichte von Chemnitz gibt es kaum noch eine Zeit, die für die wirtschaftliche Entwickelung der Stadt eine solche Bedeutung erlangt hätte wie das Jahr 1357. Schon vorher ist in der damals noch jungen Gemeinde die Leinweberei heimisch gewesen. Aber mit dem genannten Zeitpunkte setzte ein schwunghafter Betrieb auf einem Felde ein, das von der Bewohnerschaft bisher noch nicht bebaut worden war. Im Jahre 1357 wurde nämlich vier Bürgern von Chemnitz und anderen Städten, die wahrscheinlich den Landesherren Geld geliehen hatten und sich nun schadlos halten sollten, durch die Markgrafen Friedrich und Balthasar das sogenannte Bleichrecht erteilt. „Wir tun kund", hieß es in der Urkunde, „daß wir mit wohlbedachtem Mute .. den bescheiden Leuten Nickel Manhaubte, Münzmeister zu Freiberg, Nickel Schultheißen zu der Mittweide, Matthes Malzmeister, Bürger zu Kempnitz, und Hensel Randecken, Bürger zu Freiberg .. erlaubt haben, daß sie zu Kempnitz eine Bleiche haben sollen und daß niemand mehr denn sie allum bei zehn Meilen in unsern Landen keine Bleiche haben soll. Auch soll derselben Bleiche zu Nutze niemand keinerlei leinen Garn, schmale Leinwand, rohen Goltzsch, Zwirn noch Flachs aus unsern Landen führen. Und dieselben Waren alle sollen die vorgenannten Vorsteher der Bleichen und ihre Erben allen Leuten, armen und reichen, ohne Arglist redlich abkaufen und gelten".

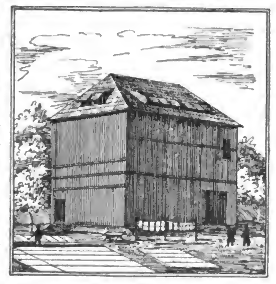
Große Vorteile waren damit für Chemnitz gewährleistet, denn 1. wurde der Betrieb der Bleicherei, soweit er nicht dem Hausbedarf diente, aus dem ganzen Meißner Lande nach Chemnitz gezogen, 2. ward der Handel mit Flachs, Garn und Leinenwaren ausschließlich in unsere Stadt gewiesen. Für solche Gabe konnte die Stadt den Markgrafen Dank wissen. Denn bald sah sie den Nutzen davon. Zunächst erwarben die Landesfürsten von der Gemeinde als Bleichplan die Viehweide am rechten Ufer des Chemnitzflusses nördlich der Stadt. Dann aber begann das Bauen und Schaffen. Es wurden Dämme angelegt, um die Bleiche vor Überschwemmungen zu schützen. Zäune und Planken erstanden ringsum, die dem Vieh und Dieben das Eindringen wehren sollten. Gießgräben wurden durch die Wiese gezogen. Walken, Stampfen, Langhäuser und Mangeln erhoben sich. Unterdessen hatten die vier Begründer der Bleiche einen Bleichmeister, die Landesherren einen Bleichrichter ernannt, der u. a. die Streitigkeiten zwischen dem Werke und den Kunden zu schlichten hatte.

Und nun ward der Betrieb aufgenommen. Von allen Seiten, von Freiberg, Öderan, Rochlitz, Colditz, Leisnig, Geithain, Döbeln, Hainichen, Zschopau, Stollberg usw. kamen Wagen angefahren und brachten das rohe Gut. Auf dem Bleichplane draußen luden die Knechte die Ware ab und übergaben sie dem Bleichmeister. Dieser ließ sie auf das Gras legen und fleißig mit Wasser begießen. Waren vier Wochen vorüber, wurde die Leinwand vom Rasen genommen und in die Walke gebracht. „Da ist ein Mühlrad, das treibet das Wasser um, und treiben 4 oder 8 Stampfen, die gefüglich sind. Eine gehet auf und die ander nieder, als in den Ölmühlen oder Tuchmacherwalkmühlen. Und sind Loch gemacht in einem großen Klotz . . dahin legt man das rohe Gut und geußt Laugen (von Pottasche) darauf und darnach Wasser und was not ist, und sind denn Löcher unten am Klotz; tut man den Zapfen aus, so geht von dem Gut eitel unrein Ding heraus, und wallt sich, daß itzund das Oberste unten ist und das Unterste aufkommt." Aus der Walke wanderte die Ware in die Mangel, wo sie geglättet ward. Nun stellten sich auch die Fuhrleute wieder ein und brachten das Gut dem Herrn zurück oder auf die Messen zu Naumburg und Leipzig, auch auf den hiesigen Jahrmarkt. So spielte sich das Leben auf der Bleiche ab, bis der Winter anbrach und das Treiben beendete.

Und immer größer wurde die Zufuhr. Schon 1367 mußten die Markgrafen Balthasar und Wilhelm einige Gärten zur Bleiche kaufen. 1382 aber erwarb Markgraf Wilhelm vom Benediktinerabte einen Fleck Wiese, „gelegen zwischen dem Kloster und der Stadt", vielleicht in der Gegend der heutigen Schloßstraße. Mit Behagen strichen die „Gewerken", wie sich die Teilhaber nannten, und zu denen lange Zeit auch die Landesherren gehörten, den hohen Gewinn ein. Auf 1200 Schock oder 14 000 Taler ist er für das Jahr 1370 berechnet worden.

Natürlich beeinflußte ein solcher Gang der Geschäfte das ganze Leben der Stadt. Die Bürger fanden guten Verdienst. So konnten sie sich um das Jahr 1400 an Stelle der hölzernen Häuser steinerne erbauen, und festlich begingen sie Kindtaufen und Hochzeiten — so festlich, daß die Landesherren scharfe Verbote gegen die Üppigkeit erlassen mußten. Es war ein Höhepunkt im Dasein der Stadt, der erreicht war.

Leider sollte ihn die Gemeinde nicht sehr lange behaupten können. Die Beförderung aller Waren nach Chemnitz verursachte den Webern und Spinnern hohe Kosten. Nicht ganz vereinzelt kam es vielleicht auch vor, daß sich Raubritter des Gutes bemächtigten. Zudem ließen sich die Gewerken, die in späterer Zeit fast alle ihren Sitz in Chemnitz hatten, dadurch Vernachlässigungen zu schulden kommen, daß sie immer erst ihre eigenen oder ihrer Mitbürger Waren auf die Bleiche legten, die auswärtigen Kunden aber hinzogen. Deshalb machten die Fremden bald Versuche, eine Änderung herbeizuführen. Sie begründeten schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Geithain, Grimma, Mittweida, Frankenberg usw. sogenannte Winkel-, d. h. verbotene, heimliche Bleichen. Den größten Umfang nahm die zu Rochlitz an. Zwar wurde auf Klagen der Gewerken hin das Treiben mehrmals untersagt. Als aber die Landesherren Rochlitz in seinem Beginnen begünstigten, ja beim dortigen Schlosse selbst eine Bleiche anlegten, war an die Aufrechterhaltung des Chemnitzer Vorrechtes nicht mehr zu denken. Die Bleiche ging mehr und mehr zurück und verfiel. Erst als der Rat 1478 das Werk übernommen hatte, erwachte wieder neues Leben, das sich auch, abgesehen von der Kriegszeit, lange erhielt. Nachdem aber Dr. Tenner 1801 das Verfahren eingeführt hatte, mit Hilfe von Salzsäure die Bleiche zu beschleunigen, ging die Rasenbleiche immer mehr zurück, und die sogenannte Fix- oder Schnellbleiche trat an ihre Stelle.

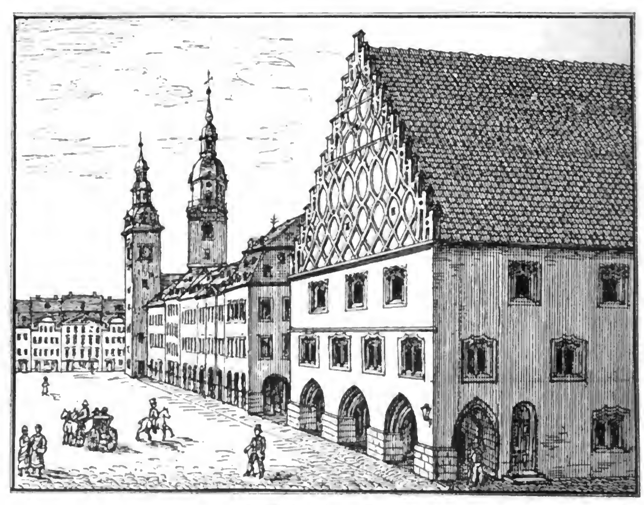


Trockenschuppen von einer Bleiche.

Wie stark aber zur Zeit des 7jährigen Krieges in Chemnitz die Bleicherei noch betrieben worden ist, das lehrt deutlich Trenckmanns Stadtplan, der auf der Strecke vom Wehr bei Sachses Ruhe bis hinab zum Schloßteiche folgende Bleichen nennt: die Herrmannsche, die Crusiussche (bei der Beckerbrücke), die Niklasbleiche (Aue), die Pfortenbleiche (Kellerweg), die obere, mittlere und niedere Bleiche (Gegend der Hedwigstraße), abermals eine Crusiussche, dann die Schloß- und Neumühlbleiche (Schloßstraße), die Siegertsche Bleiche (Fischweg), die Siechhofs- und Klosterbleiche (Rochlitzer Straße). Trockenschuppen kennzeichneten schon von weitem die Lage der Wiesenpläne. Heute sind nur noch ein paar Wäschebleichen übrig.

Die Tuchmacherei, ein verschwundenes Gewerbe unserer Stadt.

Neben Weberei und Bleicherei hat einst im Erwerbsleben unserer Stadt die Tuchmacherei eine hervorragende Stellung eingenommen. Verarbeitete die Weberei in der ersten Zeit nur Leinengarne, später auch Baumwolle, so bediente sich die Tuchmacherei Jahrhunderte hindurch nur der Wolle als Rohstoff. Die Wolle zum Teil zu liefern, waren die großen Vorwerke und Rittergüter der Umgegend wie Schloßchemnitz,



Markt mit Gewandhaus.

Rabenstein, Lichtenwalde, Neukirchen wohl in der Lage. Wissen wir doch, daß z. B. in Rabenstein um das Jahr 1540 rund 800 Stück Schafe gehalten wurden. Auch die Namen Schaftreibweg (im Küchwalde) und Schäferwiese (für einen Plan am Pleißbache, bei der jetzigen Matthesstraße) erinnern an die einst stark betriebene Schafzucht. Diese und andere Wolle zu verarbeiten und zu verhandeln, sahen die Tuchmacher sogar lange als ihr Vorrecht an. Oft lagen sie deshalb mit den Webern im Streite.

Auch von den Tuchmachern läßt sich nicht sagen, wann sie sich bei uns heimisch gemacht haben. Erzählt wird, daß die ersten aus den Niederlanden zugewandert

seien. Noch 1470 stellt einer der Ihren fest, daß sie vor einigen Jahren „gar gering und schwach gewesen“. Er kann aber gleich hinzufügen, daß jetzt von Jahr zu Jahr ein großes Zunehmen zu beobachten gewesen sei, sodaß das Handwerk zu Kriegsläuften viel Trabanten stellen könne.

Daß sich zu jener Zeit, gegen das Jahr 1500, wirklich die Tuchmacherei erfreulich entfaltet hat, läßt sich aber auch aus anderen Umständen ersehen. So schlossen die Tuchmacher 1479 einen Vertrag mit Ulrich Schütz ab, damit er ihnen vor der Pforte eine Walkmühle baue. Soviel Färbekessel hatten sie im Gange, daß schon damals die Gemeinde über die Verunreinigung des Wassers klagte. Das beste Zeugnis für den flotten Geschäftsbetrieb legt aber die Erbauung des mächtigen Gewandhauses auf dem heutigen Neumarkte ab. Es entstand in den Jahren 1498 bis 1500 und erhielt seinen Namen deshalb, weil es in der Hauptsache zum Handel mit Gewandstoffen oder Tuch benutzt wurde.*) Vielleicht brachte der Gewinn der Tuchmacher auch die Stadt selbst mit in die Lage, sich (1496 bis 1498) an Stelle des hölzernen ein steinernes Rathaus zu erbauen.

In ähnlicher Weise scheint sich das Gewerbe weiter entwickelt zu haben: denn 1603 baute sich das Handwerk an der Chemnitz — auf der Stelle der späteren Beckerschen Spinnerei — eine Walkmühle, und auch da, wo sich das Haus Zwickauer Straße 1 erhebt, war ein gleiches Werk errichtet. Aber der 30jährige Krieg hat auch die Tuchmacherei schwer geschädigt, sodaß sie nie wieder eine solche Blüte wie vorher erlangt hat. Ja, um das Jahr 1800 war von ihr fast nichts mehr übrig geblieben. So konnte 1810 die Walke bei Sachses Ruhe verkauft, 1826 das baufällig gewordene Gewandhaus niedergerissen werden, und an die Stelle des Tuchmachersteiges, der von der Aue bis zum Chemnitzwehre nach Süden führte, ist die Beckerstraße getreten.

In der Stadt erinnert nur noch der Name des Walkgrabens an den einstigen Glanz der Tuchmacherei. Draußen im Westen aber will wahrscheinlich die Bezeichnung Flocken- oder Pflockenstraße von dem Betriebe des Tuchgewerbes reden, das einst nicht nur seinen Sitz in Chemnitz, sondern auch in Stollberg gehabt hat. Denn Pflocken sind Abfälle, die bei der Tuchbereitung gewonnen werden. Tuchabfälle, wie Tuche selbst, werden demnach auf diesem Wege vornehmlich befördert worden sein.

Die Chemnitzer lassen sich nicht ins Handwerk pfuschen.

Schon in alten Zeiten hatten sich die Städte das Vorrecht gesichert, Handwerk und Gewerbe zu betreiben. Den Bewohnern der Dörfer blieb in der Hauptsache der Ackerbau überlassen. Nur soviel durften sie an gewerblichen Erzeugnissen herstellen, als sie selbst für die Führung ihres Lebens, z. B. an Leinwand, brauchten. Was darüber hinausging, war „Pfuscherarbeit“; denn die Dörfler gehörten nicht der Innung an, sie hatten nicht Gesellen- und Meisterrechte erworben. So durften die Einwohner der Dörfer vor allem auch feinere Waren nicht herstellen. Auf die beste Weise ward durch solche Gesetze „die Nahrung“ der Stadtbewohner gehoben, der Grund zum Wohlstand der Bürger geschaffen.

In solch begünstigter Lage befand sich auch unser Chemnitz. Schon 1331 war bestimmt, daß „inwendig einer Meile“ um die Stadt keine Kretzschmare oder Gastwirte sein sollten. Ebenso durften in den Dorfschaften keine Handwerker, als etwa Tuchmacher, Leinweber, Schneider, sitzen, die „Feiles auf den Markt in die Stadt wirkten“ oder, wie dies in damaliger Zeit Sitte war und in katholischen Ländern vielfach heute noch ist, „vor den Kirchen feil haben wollten“. Der Stadt Chemnitz stand somit das sogenannte Bannmeilenrecht zu. Dies Kleinod sorglich zu hüten, erachteten die Bürger als eine ihrer höchsten Aufgaben. Und es fand sich oft Gelegenheit, Wachsamkeit zu erweisen.

---

*) Sein hoher Dachraum diente nebenher als Getreidespeicher. In späterer Zeit wurde es auch zu Theateraufführungen benutzt. Im Erdgeschoß hielten die Fleischer feil.

Zwar gab es schon von Anfang an Orte im Umkreise von Chemnitz, die nicht schroff vom Gewerbebetrieb ausgeschlossen waren, denn Hermersdorf, Altenhain, Neukirchen, Adorf, Klaffenbach und Mittelbach durften ein Gasthaus haben; nur bestand die Einschränkung, daß sie Chemnitzer Bier verzapfen mußten. Dem Kretzschmar von Burkhardtsdorf war sogar gestattet, selbst zu mälzen und zu brauen. Einige Gemeinden durften auch 1 oder 2 Leinweber beherbergen usw. Aber solcher und größerer Vorteile wollten alle Orte teilhaftig, sie wollten gar gleichberechtigt mit der Stadt werden. Insonderheit war den Dorfherren daran gelegen, nicht nur Bauern in ihren Gemeinden zu haben, da sie sich davon gute Einkünfte für ihre eigenen Taschen versprachen.

So hob denn schon in früher Zeit Kampf zwischen Stadt und Land an. Orte, die etwas weiter von der Stadt entfernt lagen, gaben an, nicht dem Gebiet der Bannmeile anzugehören. Andere beriefen sich auf angeblich alte Gewohnheit. Da gab es denn zu untersuchen und zu prüfen, bald hier, bald dort. Mit einem Rade begannen die guten Chemnitzer zu messen, ob Löbenhain, ob Eibenberg „in der Meile“ gelegen. Dann wieder schlugen sie in ihren Urkunden nach, welche Dörfer dem Gesetze schon in alten Zeiten unterstanden hätten. Vermochten sie selbst nicht Klarheit zu erlangen, dann riefen sie Schiedsrichter an, bald den Landesherrn, bald die Räte von Freiberg, Zwickau, Altenburg. Und immer wieder wurden den Dorfbewohnern und den adeligen Herren der Nachbarschaft die alten Bestimmungen eingeschärft. Schon 1379 mußte dem Jan von Auerswalde verwiesen werden, in seinen Dörfern Kretzschmare zu haben, die selbst brauten. 1434 ergingen ähnliche Verordnungen an den Abt, an Dietrich von Honsberg auf Lichtenwalde und den Herrn von Einsiedel. Sie sollten den Ihren nicht verstatten, fremdes Bier zu verkaufen und zu verschenken. Aber soviel auch geredet und geschrieben werden mochte — der Übertretungen wurden nicht weniger. Nur neue Kunde von Pfuschern und Handwerksstörern lief ein.

Da schien den Chemnitzer Bürgern kein anderes Mittel übrig zu bleiben als das äußerste — die Anwendung von Gewalt. Und sie schreckten nicht davor zurück. Galt es doch nach ihrer Meinung, Rechte zu verteidigen, die ihnen allein zustanden, die das Blühen des städtischen Handwerkes und damit der ganzen Gemeinde verbürgten. In Scharen zogen sie denn hinaus in die Dörfer, dort „Ordnung zu schaffen“.

Im Jahre 1522 war der Bürgerschaft zu Ohren gebracht worden, daß sich Helbersdorf und Jahnsdorf schwer gegen die Rechte von Chemnitz versündigt hätten. Sofort machte sich am 9. April Hans Arnold mit „etzlichem Fußvolk und Reitenden“ auf den Weg. Jahnsdorf war ihr erstes Ziel. Und was fanden sie? Nicht mehr als alle Bestimmungen des Bannmeilenrechtes waren gröblich mit Füßen getreten worden. Anstatt zweier, arbeiteten in Jahnsdorf 18 Leinweber. Ein Bäcker, ein Gerber usw. hatten Werkstätten aufgetan. Dem mußte mit größter Entschiedenheit begegnet werden. Mit rücksichtslosem Eifer gingen denn die Abgesandten ans Werk. Sie zerschlugen die 16 überschüssigen Webstühle. Vier Schustern „zerhauten“ sie Leisten und anderes Handwerksgerät. Dem Bäcker, der Brot und Semmeln zum Verkaufe gebacken, zerstörten sie den Ofen. Zwei Radmachern zerbrachen sie Räder, dem Gerber die Geräte. Nun richtete sich der Zug nach Helbersdorf. Zwar fanden die Städter da nur einen einzigen Leinweber. Aber sie waren einmal im Wettern und Poltern. So ließen sie auch ihm keine Ruhe: nicht nur die fertige Ware, sondern auch das Gezeug, den Webstuhl, nahmen sie ihm weg.

Hatte sich jetzt die ganze Stadt weidlich gerührt, so fanden sich zu anderen Malen nur die Genossen eines Handwerkes zusammen, wenn es galt, den unleidigen Störern auf den Dörfern zu zeigen, wer die Städter wären. Voran gingen die Leinweber. In ihren Büchern haben sie getreulich verzeichnet, wie sie sich gegen die dörfischen Wettbewerber gewehrt. Nicht weniger als 4445 Gulden hatten sie sich bis 1626 in 24 Jahren die Verteidigung ihrer Handwerksvorrechte kosten lassen. Und in ähnlicher Weise fuhren sie fort. Noch 1721 nahmen sie einem Pfuscher von Siegmar einen Webebaum mit halbwollener Arbeit ab und brachten ihn ins Amt. Im Jahre

darnach ertappten sie einen Störer in Adorf. Sie entführten ihm den Stuhl mitsamt dem Gewebe und unterschiedlichem Vorrat von wüllenem Garn.

Am zahlreichsten aber mögen die Ausfälle gewesen sein, die sich gegen den Ausschank fremder, also nicht Chemnitzer, Biere richteten. Sie wurden von den brauberechtigten Bürgern unternommen und ließen sich zu Dutzenden aufzählen. Die ersten bekannten erfolgten 1506 nach Wiesa, Adorf, Einsiedel und Eibenberg. 1512 rückten etwa 60 Chemnitzer nach Kleinolbersdorf und hausten dort wild im Heime des Richters, bei dem ein Faß Zschopauer Bier vorgefunden wurde. Aus dem Jahre 1658 wissen wir, daß nicht weniger als 8 Ausfälle ins Werk gesetzt worden sind. Dabei wurden dem Richter zu Niederwiesa 2 volle und 2 angetrunkene Viertel Augustusburger Bier weggenommen. In Reichenbrand fand man Lungwitzer, in Adorf und Mittelbach Neukirchner und Ursprunger Bier. Eine Haussuchung in Wittgensdorf förderte ein Viertel Burgstädter Bier zutage. Nichts Unrechtes ließ sich dagegen, trotz mehrmaligen Suchens, in Röhrsdorf ermitteln.

Selbstverständlich ging das Wegnehmen des Bieres, der Geräte und Waren nicht glatt ab. Nicht nur grobe Worte flogen dabei hinüber und herüber, sondern es kam sogar zu Tätlichkeiten. Ja, aus Mittelbach nahmen die Chemnitzer 1691 zwei der Ihren tot mit nach Hause.

So verteidigten unsere Vorfahren ihre Rechte, so handelten sie gegen alle ihre Nachbarn, die ihnen „ins Handwerk pfuschten". Sie verstanden es, ihnen ihr „Gewerbe zu legen".

Aber aller Kampf ward schließlich nutzlos. Je mehr sich die Volkszahl auch in den Dörfern vergrößerte, desto mehr mußten ihnen nach und nach auch Rechte zugestanden werden, bis schließlich die ganze Einrichtung der Bannmeile in ein Nichts zerfloß. Aber dem Buchstaben nach beseitigt worden ist sie in ihren Resten erst durch die Gewerbeordnung von 1897; denn dort heißt es im § 7: Aufgehoben sind die mit den ausschließlichen Gewerbeberechtigungen verbundenen Zwangs- und Bannrechte und das städtischen Bäckern und Fleischern zustehende Recht, die Einwohner der Stadt, der Vorstädte oder der sogenannten Bannmeile zu zwingen, daß sie ihren Bedarf an Gebäck oder Fleisch ganz oder teilweise von jenen ausschließlich entnehmen".

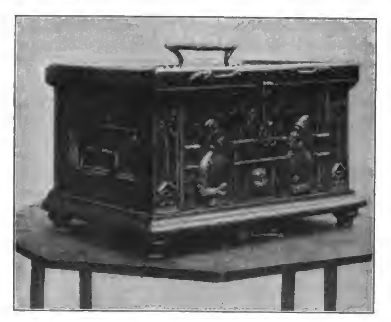
An Stelle des Gewerbezwanges ist die Gewerbefreiheit getreten.

In der Innungsversammlung der Bäcker.

Treulich hat der Jungmeister Wolf Scheffler seines Amtes gewaltet und die Meister des ehrsamen Bäckergewerbes zur Beratung geladen. Mit dem Gruße: „Gott ehre das Handwerk" ist eben der letzte, Lukas Gottschalch, in den Versammlungsraum eingetreten. Nur Blasius Krause fehlt. Stolz schaut das Innungszeichen, die zwei Löwen mit der Brezel, auf die Männer herab, die an der langen Tafel Platz genommen haben. Da erhebt sich Hensel Vettermann, der Vormeister, und sagt: „Liebwerte, fürsichtige Meister, ich frage euch, ist es wohl so fern am Tage, daß ich mag hegen eine hohe Morgensprache?" Altmeister Jorge Voit antwortet ihm: „Dieweil die Sonne scheint über Bäume, Berg und Tal, Blumen und Gras, so ist es wohl so fern am Tage, daß du magst halten Morgensprache". Da spricht Hensel Vettermann: „So will ich denn hegen Morgensprache und verbiete Zank und Scheltwort zum ersten, zum andern und dritten Male. Wer zu reden hat, tue es mit Bescheidenheit und halte Frieden mit Hand und Mund, damit er seines Geldes schone".

Nun öffnet der Vormeister die Lade, die vor ihm auf dem Tische steht und rückt die Kerzen zurecht, die links und rechts aufgestellt sind. Darauf setzt er seine Rede fort: „Liebe Brüder, ich habe euch lassen zur Sammlung berufen, dieweil es die Notdurft des Handwerkes erfordert. Euch ist bewußt, wie die Gemeinde zur Zschopau dem hochlöblichen Rate unserer Stadt zu vielen Malen fürbracht hat, daß ihnen forthin nachgelassen sein soll, auf alle Markttage durch ihren Gevollmächtigten in der Stadt Kempnitz

Getreide zu kaufen, so lange der Wisch noch am Rathause ausgesteckt ist.*) Wir haben genugsam Rede darüber gepflogen. Nun ihr mich letzthin beauftragt habt, um Friedens willen Vergleichung zu tun, ist Abschied dahin getroffen worden, daß dem Gesandten des Rates von Zschopau nachgelassen sei, sich Getreide bei uns zu erholen; doch also, daß er allwege, wann er unter dem Wisch kaufen will, zuvor bei dem Burgermeister Vollmacht vorlege und anzeige, wieviel zu kaufen er abgefertiget sei." „Bin begierig, zu erfahren, wie bald sich unser Schade herausstellen wird", ruft Jost Börnchen über die Tafel. „Wir alle nicht minder", bestätigt ihm der Vormeister, „aber es sei euch gesagt, daß auf fleißig Bitten hin geschrieben ist: „Doch soll dieser Abschied andern Städten und Dörfern zu keiner Einführung gereichen. Und so unser gnädiger Kurfürst befinden würde, daß die Vergleichung der Stadt und löblichem Handwerk zum Verderb, soll seiner Gnaden allzeit freistehen, die Sache wieder in Änderung zu bringen. Hier haben wir den Brief darüber". Damit hebt er das Pergament und legt es in die Lade zu anderen Urkunden.



Alte Lade der Bäckerinnung.

„Zum andern, liebe Meister, sei euch vermeldet, wie wir durch die Dörfer wieder beschweret werden. Ihr wisset, wie nach dem Grimmischen Vertrage um die Stadt kein Bäcker soll sein ohne zu Leukersdorf, Altenhain, Dittmannsdorf und Jahnsdorf. Dazu sollen in Erfenschlag die Müller Brot backen. Aber uns ist angezeigt worden, wie Asmus Rüdel zu Born, die Müller zu Kappel und Furth sowie ein Einwohner zu Reichenbrand Brot gebacken und verkauft." — Da erhebt sich auf allen Seiten großer Unwille, und laut fordert die Versammlung, sogleich beim Rate und beim Kurfürsten Beschwerde zu erheben. Hensel Bettermann sagt zu, die Schriftstücke abzufassen.

Als wieder Ruhe eingetreten ist, fährt der Vormeister fort: „Zum dritten bitte ich euch zu vernehmen, wie der Rat uns geboten, daß die Jungmeister sollen am Abend die Brotbänke unter dem Rathause schließen und am Morgen wieder öffnen, wie des Jahres 4 mal um die Bänke gelost werden soll und daß sich kein Meister säumig zeige, zur Wache zu kommen, es sei zum Jahrmarkt oder zu anderer Zeit. Und dazu ist beredet worden, daß zum wenigsten 4 sein sollen, die da Brezeln backen. Ist euch wohl alles von früherer Vermeldung bekannt". „Jawohl, wir wissen's", ruft Meister Hans Kretzschmar. Aber, vergönnt mir, daß ich jetzt Klage erhebe um unseres Mitmeisters Blasius Krause willen. Denn er hat, dieweil ihm das Brezelbacken überlassen, gleichwohl dieselbigen Wochen Semmel gebacken." „So ist es an den Viermeistern, Kundschaft zu besorgen, ob es an dem sei: wird also befunden werden, soll Bruder Krause Buße erlegen", entscheidet der Herr Vormeister. „Sind noch andere Gebrechen laut geworden?" fügt er hinzu. Die Versammlung schweigt.

„So will ich euch endlich", beginnt Hensel Bettermann wieder, Kunde bringen, wie der Rat unserer Stadt itzo eine neue Ordnung wegen des Brotverkaufes gemacht.

*) An den Markttagen ward am Rathause eine Stange mit einem Strohwisch ausgesteckt. Das war das Zeichen dafür, daß jetzt nur die städtische Bewohnerschaft kaufen durfte. War der Wisch eingezogen oder „gefallen", dann konnten auch Auswärtige kaufen. Das Ausstecken des Wisches bedeutete also ein Verbot. Der Strohwisch, den der Bauer am Rande einer Wiese aufsteckt, hat die gleiche Aufgabe noch heute.

Wenn man das beste Korn kauft einen Scheffel um 30 Groschen, soll ein Pfennigbrot 18 Lot wiegen; steigt aber der Scheffel Korn auf 40 Groschen, hält das Pfennigbrot 13 Lot. Soll ich euch die ganze Ordnung verlesen?" „Ist nicht von nöten, maßen sie einem jeglichen bekannt gemacht und am Rathause angeschlagen wird", sagt Jost Börnchen. Doch mit Verlaub, Herr Vormeister, ist unsere Gilde ob der Taxordnung um ihre Meinung befragt worden?" „Wohl", entgegnet Vettermann. „Es hat der Rat die Altmeister zu sich gefordert. Aber da wir nicht eins worden, hat der Herr Burgermeister einen Boten gen Zwickau gesendet, die Brot-Satzungs-Tafel dieser Stadt zu erkunden. Darnach ist die neue Ordnung gegeben. Liebe Werkbrüder, verhoffet mit mir, daß die Ordnung recht sei. So sich aber befinden würde, daß unserem Handwerke Schaden widerfahre, dünkt es mich billig, daß wir dann den wohlweisen Rat dieser Stadt um Abwendung bitten. Der wird ein gutes Einsehen haben. Seid ihr einverstanden?" Ein leises Murmeln geht durch die Reihe. „So dünket mich, daß ihr alle meines Sinnes seid. Ich bin zu Ende mit dem, was euch zu wissen not war. Will einer von euch noch hier reden zum Nutz unseres Handwerkes, der tue es. Es ist nicht an dem. So schließe ich denn unsere Lade, und wie ich das Schloß schließe, so soll auch jeder seinen Mund schließen." Damit läßt Hensel Vettermann den Deckel nieder; die Lade wird zur Seite gestellt, unter den Meistern aber kreist der Innungshumpen, den schon vor vielen Jahren einer der Vormeister gestiftet hat.


Innungswillkommen (Trinkgefäß) im Museum.

Aus dem Reiche der Wirkerei.

Es wird kaum viel Länder der Erde geben, in denen sich nicht Bewohner mit Strümpfen, Socken, Handschuhen oder Trikotwaren aus Chemnitz kleideten. Nach Millionen zählen die Dutzende, nach Abertausenden die Stücke, die als Werke des Chemnitzer Wirkgewerbes in die Ferne gehen. Und wenn das In- und Ausland von neuem Bedarf an derartigen Waren hat, dann sendet es seine Einkäufer und läßt sie in unseren Handelshäusern Bestellungen machen. So erhält eine Industrie immer wieder Beschäftigung, die nun seit reichlich 200 Jahren in Chemnitz ihren Mittelpunkt hat.

Die Wirkerei stammt aus England. William Lee in Calverton bei Nottingham, der Ende des 16. Jahrhunderts gelebt hat, ist der erste Wirkstuhlbauer gewesen. Da aber seine Erfindung im Heimatlande nicht die nötige Beachtung und Unterstützung fand, übersiedelte er mit ihr Anfang des 17. Jahrhunderts nach Frankreich und schlug dort seine Werkstätte auf. Besonders Protestanten betrieben den neuen Beruf. Als sie aber von 1685 ab, nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes, verfolgt wurden und deshalb flohen, haben mit ihnen Wirkstühle in größerer Zahl ihren Weg über die deutsche Grenze gefunden. Nach Chemnitz scheint aber der Erwerbszweig schon eher gekommen zu sein, denn bereits 1671 werden hier Strumpfwirker erwähnt. Es mag indes ein geringes Häuflein gewesen sein. Doch bald hat sich die neue Kunst in der ganzen Gegend verbreitet. So wird in Krumhermersdorf bei Zschopau 1754 der erste Strumpfwirker erwähnt; 1763 verfügte das gleiche Handwerk in Burkhardtsdorf bereits über 20 Mann, die eine Innung bilden wollten; um dieselbe Zeit war die Strumpfwirkerei in Jahnsdorf vertreten. Besondere Pflege aber fand sie in Limbach, denn dort sind 1764 bereits 80 Stühle auf seidene Waren im Gange gewesen. Johann Georg Esche (geboren 1682 in Köthensdorf, gest. 1752 in Limbach), ein Vorfahre des jetzt noch blühenden und mit der Strumpfwirkerei eng verwachsenen Hauses Esche, hat dort die neue Beschäftigung eingeführt. Jetzt dürfte es in der Umgebung von Chemnitz nur wenig Gemeinden geben, in denen nicht Wirker heimisch wären. Wir finden sie das Zwönitz- und Würschnitztal hinauf, den Kappelbach- und Pleißbachgrund hinaus, nach Wittgensdorf, Limbach, Burgstädt zu und in der Gegend von Zschopau.

Aber nicht, daß in den Gemeinden dieselbe Ware hergestellt würde. Im Gegenteil! Fast scharf scheiden sie sich nach den Arten ihrer Erzeugnisse von einander. Einsiedel, Burkhardtsdorf, Meinersdorf, Gornsdorf, Auerbach, Hormersdorf, Thalheim, Jahnsdorf, Neukirchen bringen fast lediglich Strümpfe und Socken hervor. Die Orte westlich und nördlich der Stadt wieder, wie Neustadt, Siegmar, Grüna, Rabenstein, Wittgensdorf, Hartmannsdorf usw. liefern viel Handschuhe. Aus Limbach und Umgebung gehen neben Strümpfen und Handschuhen vorzüglich Trikotwaren, z. B. Unterjacken, Unterhosen, Trauerbinden, hervor. Aber noch weiter greift die Teilung, denn während der eine Ort nur stärkere Waren fertigt, hat sich sein Nachbar auf die feinen Sorten gelegt.

Welch ein Umschwung dabei im Betriebe des Gewerbes, besonders soweit die Strumpfwirkerei in Frage kommt! Zuerst wurden die Waren auf Holzstühlen gearbeitet, die auf einmal nur eine sogenannte Länge liefern konnten. Dabei mußte der Faden jedesmal über die Stuhlbreite übergelegt werden, damit ihn die Nadeln auffangen und zur Masche umbilden konnten. Dann gelangte man dazu, den sogenannten Fadenführer zu verwenden, durch den das Garn den Nadeln auf mechanische Weise dargereicht wurde. Zugleich begann man, die Stühle breiter zu bauen. Eine andere Verbesserung bestand darin, daß dem Stuhle mehrere Fadenführer gegeben wurden, deren jeder nun die Herstellung eines besonderen Streifens Wirkware versorgte. Es wurden demnach zu gleicher Zeit einige Strumpflängen fertig, und man brauchte die Ware nicht mehr erst zu Streifen zu schneiden! Zwei Bewohner von Neustadt, Heinig und Uhle, haben sich um solche Fortschritte besonders verdient gemacht. Der Werkstätte Heinigs stattete 1855 sogar König Johann einen Besuch ab, um die neue Erfindung zu besehen, die in der schon erwähnten Anbringung mehrerer Fadenführer bestand. Welche Fortschritte schon! Und wie verschwindend doch wieder den Vorzügen gegenüber, die die seit ungefähr 1870 immer mehr in Aufnahme gekommenen Maschinen entfalten. Obwohl auch sie zuerst mit der Hand betrieben wurden, so waren sie doch bereits fähig, mehr Waren zu liefern als die Holzstühle. Und immer besser wurden sie ausgebaut. Gerade Chemnitzer Maschinenbauer, wie Drescher, Ludwig, Schubert & Salzer u. a. haben mit ihren Gehilfen immer neuen Erfindungsgeist offenbart. So ist die Kunst des Strumpfmaschinenbaues jetzt soweit gediehen, daß Stühle mit 20 Längen, sogenannte Kottonmaschinen, noch nicht einmal die höchste Leistung bedeuten. Quer über einen ganzen Fabriksaal spannen oft die kostbaren Maschinen. Sie sollte F. G. Wieck sehen, der als Sachverständiger schon 1840 sagte, daß im Bau von Strumpfstühlen so ziemlich das Vollkommene erreicht zu sein scheine!



Strumpfwirkerei auf dem Holzstuhle.

Mit der Vergrößerung der Wirkmaschinen ist auch die Erweiterung der Betriebe Hand in Hand gegangen. Vor 40 Jahren noch war die Strumpfwirkerei nur Hausgewerbe. In allen Strumpfwirkerdörfern erklang aus den Häusern das „Racker=racker=räätz" der Holzstühle, das durch die Bewegung von Fußtritten und durch die Umdrehung einer Walze hervorgerufen ward. Die eisernen Maschinen hingegen sind mit ihrem Klapperwerk in die Fabriken gezogen, die sich teilweise zu Riesenbetrieben ausgewachsen haben. Wer sie sehen will, findet am besten Gelegenheit in Thalheim. Wie nun auch die Menge der Waren gestiegen ist, die fertig wird! Eine Zusammenstellung aus dem Jahre 1797 besagt, daß im ganzen erzgebirgischen Kreise jährlich annähernd 74 000 Dutzend Strümpfe und Handschuhe gewirkt worden seien. Jetzt gibt

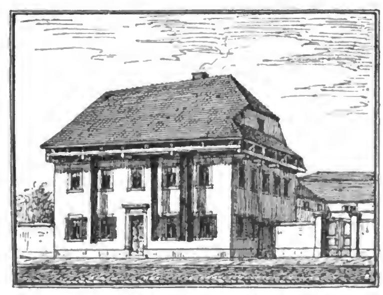
es nicht wenig mittlere Fabriken, die jede für sich — je nach der Art der Ware — eine gleich große, ja weit höhere Menge hervorbringen.

Mancherlei Ähnliches ließe sich von der Handschuhwirkerei mitteilen. Nur muß hierbei hervorgehoben werden, daß sie sich bis auf den heutigen Tag noch mehr als Hausgewerbe erhalten hat.

So die Entwickelung der Wirkerei auf dem Lande. Und unsere Stadt? Sie hat immer den Mittelpunkt der ganzen Bewegung gebildet. Schon 1755 bestand hier eine Strumpfwirkerinnung, zu der 43 Ortschaften gehörten. Im sogenannten „Strumpf", einem Hause der Langestraße auf der Stelle des Rathauses, hielt sie — wir wissen es allerdings nur aus späterer Zeit — ihre Versammlungen ab. Hier in Chemnitz sind von jeher die Kaufleute seßhaft gewesen, die zuerst die Waren auf die Messen, später — seit etwa 1820 — in den Fernhandel brachten. Sie erteilten den Vermittlern auf den Dörfern, sogenannten Faktoren, Aufträge, lieferten ihnen das Garn und nahmen gegen den Lohn die Arbeit in Empfang. Chemnitzer Kaufleute erforschten den Geschmack der Käufer und ließen, wie heute noch, neue Muster entwerfen. Dann aber wendeten sie den neuen Erfindungen auf dem Gebiete des Strumpfstuhlbaues fortgesetzt ihre Aufmerksamkeit zu, sodaß immer vollkommenere Maschinen beschafft wurden. Hier darf besonders Theodor Esche genannt werden, der Maschinen aus England und Frankreich einführte. Zu dem tritt aber noch, daß die hiesigen Geschäfte — es sei nur an die Namen Esche, Gulden, Herfurth, Stärker, Vieweg, Wex erinnert, am Orte oder auch in Landgemeinden große Fabriken eingerichtet und somit vielfach Gelegenheit zum Gelderwerb geboten haben. Möge allen — und das gilt natürlich den übrigen Betrieben nicht minder — auch ihr Stern lange in freundlichem Lichte leuchten, wie es 1870 schon dem Hause Moritz Samuel Esche bei seiner Übersiedelung von Limbach nach Chemnitz in einem Begrüßungsgedichte gewünscht wurde!

Die Kattundruckerei.

Unter den Erzeugnissen des Chemnitzer Webgewerbes spielte einst der Kattun eine wichtige Rolle. Umsomehr kam er in Aufnahme, als es gelang, ihm allerlei zierende Muster, wie Blumen, Ranken, Sternchen, Kreise, Kreuze usw. aufzudrucken, sodaß er nicht mehr einfarbig oder bloß gestreift erschien, sondern durch lebendigere Zeichnungen das Auge erfreute. Zunächst, vielleicht seit 1676, war die Kunst, den Kattun so zu veredeln, in England, weit früher aber schon in Ostindien, Persien und China betrieben worden. Schon um 1700 sind jedoch auch die gedruckten Zeuge Augsburgs bekannt gewesen. Von dieser Stadt aus mag sich der Zeugdruck weiterhin im deutschen Lande verbreitet haben. Das Verdienst, ihn in Chemnitz heimisch gemacht zu haben, ist dem aus Hamburg gebürtigen, aus Burgstädt zugewanderten Wilhelm Georg Schlüssel zuzuschreiben. 1770 hat er hier die erste Kattundruckerei gegründet.

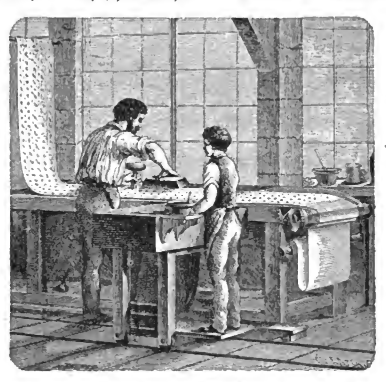


Haus Theaterstraße 30 mit ausgehängtem Kattun.

Anfangs zwar wuchs das junge Bäumchen im Garten des Chemnitzer Erwerbslebens nur langsam. Aber dann entwickelte es sich so kräftig, daß sich seine Äste weit verzweigten. Eine Kattundruckerei nach der anderen wurde gegründet. Als eine der bedeutendsten tritt 1771 die von Benjamin Gottlieb Pflugbeil

gestiftete, später von den Gebrüdern Clauß geführte, auf (Zwickauer Straße 16 und 18), während die der Gebr. Hübner (Aue 25) und die von Becker und Schraps (Aue 26) erst etwas später entstanden. Im Stadtteile Aue, der ja das zum Betriebe nötige Wasser bot, reihte sich fast eine Druckerei an die andere. Aber auch in anderen Straßen der Stadt sah man aus vorspringendem Dachgebälk die Kattunstreifen zum Trocknen aufgehängt.

Versetzen wir uns in eine der Werkstätten! Da sind an den Fenstern hin lange Tische aufgestellt, breit genug, damit die Kattunstücke quer darüber gezogen werden können. Vor einem steht der Drucker, in seiner Nähe der Streichjunge. Eben hat der Knabe eine Bürste in den bereitstehenden Farbennapf getaucht und dann mit ihr das Farbkissen benetzt, das neben dem Napfe liegt. Der Drucker hat mittlerweile die Form, einen „Stock" aus Birnbaumholz, ergriffen, an der unten deutlich das Muster zu sehen ist, und sie auf das Kissen gelegt. Dadurch hat sie an ihren hochgebliebenen Stellen Farbe angenommen. Nun drückt der Arbeiter die Form auf den Kattun, klopft mit einem Holzhammer darauf und nimmt den Stock wieder weg. Wir schauen hin und gewahren auch schon Reihen von Blumen und Blättern auf dem Kattun. So setzt sich, ähnlich wie beim sogenannten „Weißen" der Stuben, Viereck an Viereck, bis endlich das ganze Zeugstück bedruckt ist — eine langsam fördernde Arbeit!

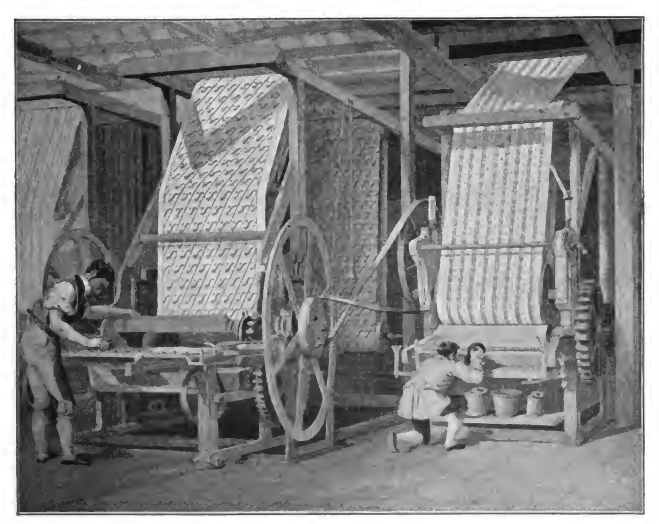


Kattundruck mit Handbetrieb.

Viel umständlicher gestaltete sie sich noch, wenn das Muster drei, auch vier Farben erhalten sollte, denn dann mußte der Reihe nach jede Farbe aufgedruckt werden. Ja, manche Muster vermochte man auch auf diese Weise noch nicht herzustellen. Da mußte die Hand von Menschen mit dem Pinsel nachhelfen. Diese Arbeit geschah meist durch Mädchen, die sogenannten Schildermädchen, die also durch ihren Namen deutlich darauf hinwiesen, daß das Wort schildern, das wir heute nur noch für eine besondere Art der schriftlichen Darstellung verwenden, etwa soviel wie „zeichnen mit Farben" bedeutet. Was einst die sogenannten Schildmaler oder Schilderer für die Ritter taten, wenn sie deren Schilden Figuren einritzten und diese dann ausmalten, das leisteten die Schildermädchen für die Kattunbereitung. Nicht weniger als 220 solcher „Künstlerinnen" waren z. B. im Jahre 1803 hier beschäftigt.

Selbstverständlich war es eine der obersten Aufgaben der Drucker, immer neue schöne und dem Geschmacke der Käufer entsprechende Muster auf den Markt zu bringen. Deshalb genossen die Musterzeichner und Formstecher ein besonderes Ansehen, entstand in unserer Stadt schon zeitig das Bedürfnis nach Zeichenunterricht, der auch bereits für 1796 nachweisbar ist. Je besser die Muster, desto größer die Möglichkeit, die Waren abzusetzen. In der Regel war es so, daß jede Fabrik ihre Besonderheiten herstellte. So lieferten Becker & Schraps vorwiegend Kattune mit feinen Zeichnungen; Kreißig und die Gebrüder Pflugbeil hatten sich, wie man zu sagen pflegt, auf die sogenannten polnischen Artikel gelegt, denen großblumige, sehr bunte Muster auf weißem Grunde eigen waren. Es galt, jedem Geschmacke gerecht zu werden. Ebenso mußte man aber auch auf Verbesserungen in der Herstellungsweise bedacht sein, um in dem

scharfen Wettbewerbe, der England gegenüber zu bestehen war, nicht zurückzubleiben. So konnte man für die Dauer den Druck mit Holzformen nicht beibehalten; denn damit ließen sich Linien, Punkte usw. nicht immer in der Schärfe und Genauigkeit herstellen, die notwendig war. Man ging deshalb 1794 dazu über, Muster auch in Metall*) einzuarbeiten. Es wurden auch die Formen nicht mehr bloß mit der Hand auf den Stoff gedrückt, sondern der Drucker benutzte eine besondere Presse dazu. Die größte Verbesserung aber war die, daß man den Handdruck überhaupt aufgab und zum Walzendruck überging, den der Schotte Bell erfunden hatte und der bereits 1785 mit Erfolg in England angewendet worden war. Freilich erst aus dem Jahre 1820 erfahren wir von seiner Verwendung in Chemnitz. Becker und Schraps sind die Ersten gewesen, die auf ähnliche Weise, wie sie in dem beigefügten Bilde dar-



Kattundruck mit Walzen.

gestellt wird, haben drucken lassen. Der Betrieb war ungefähr so, daß der Stoff, der auf ein „endloses" Tuch gezogen wurde, zwischen zwei Walzen durchlief, in deren eine das Muster eingegraben war. Von der Walze übertrug sich das Muster auf den Stoff.

Wer freilich meinen wollte, es seien bloß Kleiderstoffe aus Kattun bedruckt worden, würde irren; denn auch Hals- und Taschentücher, Schürzenzenge, Westenstoffe usw. gingen in „Glanz und Herrlichkeit" aus den Druckereien hervor. Von den Farben mußten dabei wahrscheinlich alle, die es nur gab, ihre Dienste leisten: Beizrot und Türkischrot, Malerblau und Küpenblau, geschildertes Grün und Gelb, Violett, Braun und wie sie sonst heißen mochten. Ja selbst durch Golddruck suchte man die Käufer zu locken.

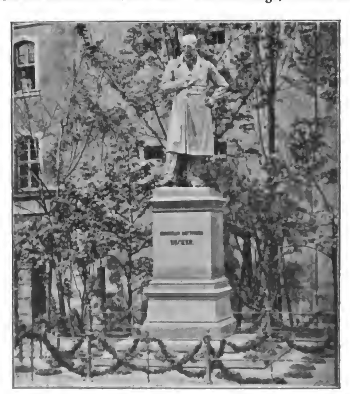
*) Derartige Druckformen liegen im Museum aus.

So entwickelte sich das Geschäft der Zeugdruckerei immer mehr, wenn auch je nach der Mode und nach der Weltlage Zeiten der Stockung nicht ausblieben. Noch 1854 besichtigten Gäste unserer Stadt, die zum 25jährigen Bestehen des Handwerkervereins erschienen, auch eine Kattunfabrik, die von Wappler & Richter. Aber damals hatte die Kattundruckerei schon ihren Höhepunkt überschritten, und das Geschäft ging seinem Ende entgegen. Wenn auch jetzt noch hiesige Färbereien im Adreßbuche als Kattunfabriken bezeichnet werden, so darf man doch im ganzen den Betriebszweig als abgestorben betrachten. Kaum auf 100 Jahre hat er sein Lebensalter gebracht.

Aber eine große Bedeutung hat der Kattundruckerei für unsere Stadt einst innegewohnt. Denn nicht nur, daß sie selbst viele Menschen beschäftigte und ihnen zuzeiten ein sehr gutes Einkommen sicherte, sondern sie trug auch dazu bei, daß die Handweberei eine neue Blütezeit erlebte, daß sogenannte Bleizuckerfabriken bestehen konnten, die essigsaures Blei zur Befestigung der Farben auf den Zeugen herstellten. Überdies aber ist sie das Gewerbe unserer Stadt gewesen, das zuerst zu fabrikartigem Betriebe gegriffen hat. Hier waren dem Hauptgeschäfte Tischlereien, Formstecherwerkstätten und Färbereien zugesellt; neben den Druckereien breitete sich meist eine Bleiche aus, ragte ein Trockenhaus auf, waren Mangeln im Gange, die den Stoff glätteten. Die Zahl der Personen aber, die einzelne Kattundruckereien beschäftigten, ging in den größeren in die Hunderte.

Ein edler, aber auch geehrter Wohltäter.

Wenn wir vor dem neuen Teile des Rathauses an der Poststraße stehen, so erblicken wir inmitten reich bepflanzter, im Frühling und Sommer vielfarbig leuchtender Blumenbeete ein Denkmal. Die würdige, überlebensgroße Gestalt eines Mannes in langer Gewandung schaut uns an. Treten wir näher herzu, so lesen wir an der Vorderseite des Sockels die Worte: „Christian Gottfried Becker", an der Hinterseite aber die Widmung: „Er hat den Besten seiner Zeit genug getan" und u. a. die Mitteilung, daß das Denkmal von den dankbaren Bewohnern der Stadt Chemnitz errichtet und am 29. Mai 1870 enthüllt worden ist. Sind wir sodann in der Annaberger Straße bis dahin gelangt, wo sich am Flusse hinaus der schmale Anlagensaum nach der mächtigen Eisenbahnbrücke hinzieht, so stehen wir vor der Beckerbrücke. Und sie wieder führt uns hinüber nach der Beckerstraße. An ihr aber, weit draußen, kurz vor dem Stadtparke, gibt es von neuem zu schauen, was mit dem Namen Becker eng verbunden ist: links die hohe, turmgekrönte Fabrik, die ihresgleichen an ähnlicher Gestalt im ganzen Stadtgebiete nicht findet. Und endlich: richten wir unsere Schritte noch auf den alten Friedhof bei St. Johannis, da fällt unser Blick südlich der Kirche auch wohl auf eine schlichte, von Eisengitter umrahmte Grabstätte, auf der die Worte zu lesen stehen: „Christian Gottfried Becker. Geboren den 2. Sept. 1771, gestorben den 23. Okt. 1820.



Beckerdenkmal bei der Weihe. Hintergrund der Bretturm.

Schöne Taten wehen
auf das stille Grab,
wo wir untergehen,
Himmelsduft herab".

Wer war der Mann, den die Nachwelt also geehrt hat, dessen Namen sie heute noch mit Ehrfurcht nennt? Wir kennen ihn: Christian Gottfried Becker heißt der Edle; der Ort Oberlichtenau bei Pulsnitz ist seine Heimat.

Und welches waren seine besonderen Verdienste? Er erkannte, daß es möglich sein müsse, das Webgewerbe in unserer Stadt, in die der Pfarrerssohn 1795 als mittelloser Handlungsdiener gekommen war, zu höherer Blüte zu bringen, als es Handspinnerei, Handweberei und Handdruck vermocht. Becker hatte „auf dem Jahrmarkte des Lebens" seine Augen offen gehalten und klar geschaut, um wieviel weiter die Engländer und Schweizer mit ihrer Maschinenspinnerei, mit der dadurch bedingten größeren Feinheit der Waren und mit der von ihnen geübten Auslese an Druckmustern vorgeschritten waren. „Ist es notwendig, dem Auslande den Vorrang zu lassen?" so fragte sich der strebsame Mann. Und ein sicheres „Nein" antwortete er im Stillen. Die Tat sollte es auch bald beweisen.

Schon im Jahre 1802 gründete er in Gemeinschaft mit dem wohlhabenden Weber Schraps aus Mülsen in der Aue eine Kattunfabrik, wie sie Chemnitz bis dahin noch nicht besessen. Hier waren zuletzt Weberei, Bleicherei, Färberei, Hand- und Walzendruck vereint, hier fehlte es nicht an Einrichtungen zum Trocknen und Glätten der Waren, sodaß es möglich war, „das rohe Produkt zu einem mit den schimmerndsten Farben und buntgestaltigsten Formen geschmückten Stoffe zu verwandeln". Allerlei Kattune und gedruckte baumwollene, auch seidene Tücher wurden hervorgebracht und nahmen nun ihren Weg weithin in die Lande. Heute ist die Fabrik verschwunden, aber ihre Stätte kennen wir: dort, wo sich jetzt am Zusammenstoß von Aue und Beckerstraße die neuen Gebäude der „Deutschen Werkzeugmaschinenfabrik, vorm. Sondermann u. Stier" erheben, hat Becker unermüdlich geschaltet.



Beckers Grab auf dem Johannisfriedhofe.

Aber fast in derselben Gegend der Stadt, draußen am Wehre bei Sachses Ruhe, erzählt eine zweite Schöpfung von dem Unternehmungsgeiste und der Tatkraft Beckers. Es ist die schon mit genannte hohe Fabrik, die ehemalige Beckersche Baumwollspinnerei (S. 140). 1811 hatte Becker sie als eins der größten Werke seiner Art errichten lassen. Hier erzeugte er nun das Garn selbst, das er von seinen Webern in der Stadt und auch in der Umgegend verarbeiten ließ, sodaß er jetzt in seinen Händen fast alle Zweige der Baumwollbearbeitung vereinigte. Weiferinnen, Spinner, Spuler, Weber, Bleicher Färbknechte, Tischler, Musterzeichner, Formenstecher, Streichjungen, Drucker, Schildermädchen, Glätter usw. standen bei ihm in Arbeit. Nahe an 3000 Personen fanden durch ihn Beschäftigung. Welch eine Wohltat für die Stadt, die im ganzen nur etwa 18000 Bewohner zählte!

Und wie Becker den Ruf von Chemnitz nach außen erhöhte! So fein und modisch waren die Druckerzeugnisse von Becker u. Schraps, daß die Käufer aus den Rheinbundstaaten in der Michaelismesse 1810 zögerten, davon zu erwerben, weil sie fürchteten, daß die Stoffe für englische gehalten und ihnen deshalb infolge der Festlandssperre weggenommen werden könnten. Als einen unternehmenden Arbeitsherrn, einen weitschauenden Kaufmann, einen nimmermüden Förderer des Chemnitzer Erwerbslebens preisen wir demnach Becker. Gewiß dürfen auch wir dem Urteile beistimmen, das schon vor langer Zeit ein verständiger Richter über ihn gefällt hat: „Becker besaß die Gabe, mit kluger, rascher, viel umfassender Tätigkeit eine eben so glückliche und weltgeschichtliche als schnell vorübergehende Weltlage dergestalt zu benutzen, daß sein großartiges Unternehmen auf gesundem Grunde mit einer in Sachsen beispiellosen Schnelligkeit emporstieg. Mit kaufmännischer Gewandtheit wußte er seinen Unter-

nehmungen Vertrauen zu erwerben; Fortschritte aus fern liegenden Quellen ableitend, machte er sich, ohne selbst Techniker zu sein, um die Verbesserung der Waren doch wesentlich verdient".

Aber damit ist seine Wirksamkeit noch nicht umfaßt. Sinnen und Schaffen hatten dem tätigen Bürger zum Glücke verholfen. Über Wohlstand, ja Reichtum verfügte er. Und daraus floß der Stadt Chemnitz ein zweiter Segensstrom. Christian Gottfried Becker, der unverheiratet blieb, war eine Natur, die es mit dem Worte der heiligen Schrift hielt: Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht. Er unterstützte Arme, Kranke, Verunglückte, Waisen nicht nur auf die verschiedenste Weise, sondern er besuchte sie auch. Erkrankten oder alt gewordenen Arbeitern zahlte er den vollen Lohn. Und wie opferte er sich in den Jahren 1816 bis 1817 auf! Eine unerhörte Teuerung herrschte damals im Lande und in Chemnitz. Große Nässe verdarb alles Getreide auf den Feldern, und die Geschäfte lagen vielfach still. Der Preis des Sechspfünders stieg von 30 auf 84 Pfennige.



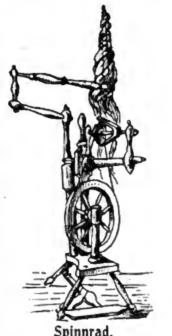
Beckers Fabrik gegenüber dem Stadtparke.

Da war es wieder Becker, der Rat schaffte. Er gründete den sogenannten Kornverein und reiste selbst trotz rauher Jahreszeit nach Polen, um dort Roggen zu kaufen.

Ja, sogar eine Backanstalt errichtete er in der Aue, aus der den Ärmsten Brot umsonst gereicht ward. 200 Notleidende beköstigte er täglich in seinem Hause, 70 Kinder allmittäglich in der Fabrik. Überdies sorgte er — auch schon vor der Notstandszeit — für den Unterricht der Kinder, indem er 1810 eine Abendschule, 1811 eine Mittagsschule gründete, eine Tat, die damals von ganz besonderer Bedeutung war, weil noch kein gesetzlicher Schulzwang bestand. Eine ganze Reihe von Waisen nahm er auf und ließ sie großziehen. Fleißigen Schülern des Lyzeums gewährte er Freitische und unterstützte sie mit Geld, Büchern oder anderen notwendigen Bedürfnissen. Sollen wir noch mehr von ihm erzählen? Wir halten es nicht für nötig. Wir kennen und schätzen Becker nun auch als edlen Wohltäter vollauf. Er war wohl einer der besten Bürger unserer Stadt, und berechtigt finden wir die Trauer, die Chemnitz bei seinem Tode empfunden hat.

Die Einführung der Spinnmaschinen in und um Chemnitz.

Das Spinnen von Leinen= und Wollgarn mit der Hand war eine Kunst, die in und um Chemnitz seit Jahrhunderten getrieben wurde. Insbesondere die Landleute auf den Dörfern stellten im Winter Garn her, aus dem sie sich ihre Leinwand bereiteten oder bereiten ließen, das sie auch nach Chemnitz verkauften. Noch heute steht vielleicht da oder dort, ganz weltverlassen, doch als heilig gehaltenes Erbstück, auf dem obersten Boden des Bauernhauses ein solches Handspinnrad.*) Aber niemand benutzt es mehr, denn in der Herstellung von Garn hat sich eine große Umwandlung vollzogen. Die Spinnerei, erst als Gewerbe nebenbei in den Häusern betrieben, wird von kunstreichen Maschinen ausgeführt und hat sich in die Fabriken gezogen.



Spinnrad.

Für Chemnitz setzte diese Veränderung im letzten Teile des 18. Jahrhunderts ein. Und das ging so zu: In England waren innerhalb 10 Jahren, von 1765 bis 1775, nicht weniger denn 3 Spinnmaschinen erfunden worden. Sie führten die Namen Jenny=, Water= und Mulemaschinen und zeichneten sich vor allem dadurch aus, daß sie mehrere, ja viele Fäden auf einmal, das Garn aber in großer Feinheit lieferten. Insbesondere die von Samuel Crompton erfundene Mulemaschine gab einen Faden, der eine solche Gleichmäßigkeit, Glattheit und Festigkeit in sich vereinigte, daß ihn auch die geschickteste Spinnerin nicht annähernd so zuwege brachte. Ein großer Vorteil bestand dabei darin, daß die Maschinen durch Wasserkraft betrieben werden konnten. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Engländer nicht nur feine Garne, sondern auch vorzügliche Gewebe herzustellen und den Markt damit zu beherrschen vermochten. Die Folge war, daß der Absatz gröberer Waren, wie sie z. B. auch in und um Chemnitz hergestellt wurden, litt.

Die Chemnitzer Kaufleute erkannten die Schwierigkeit, die ihnen dadurch entstand, und bezogen fortan mehr englisches Garn, Muletwist und Watertwist. Aber ihr Streben lief doch darauf hinaus, Garn von der Güte des englischen am Orte selbst zu erzeugen. Das konnte nur geschehen, wenn es gelang, die leistungsfähigen englischen Maschinen hier einzubürgern. Um 1786 scheint damit der Anfang gemacht worden zu sein, denn der Kaufmann Bugenhagen bestellte beim Zimmermann Frey, der damals in Naumburg wohnte, Nachahmungen der englischen Jennymaschine. Eine größere Ausbreitung der Maschine mag allerdings erst seit 1794 erfolgt sein, nachdem es dem Chemnitzer Mechanikus Irmischer gelungen war, die Maschine zu verbessern. Ratschläge eines 1790 von der sogenannten Kommerziendeputation aus Dresden nach Chemnitz gezogenen gründlichen Kenners der englischen Erwerbsverhältnisse, Landriani, sollen ihn auf die rechte Bahn gewiesen haben. Wie weit sich nun die Jennymaschine bald verbreitete, ersieht man daraus, daß zu Michaelis des Jahres 1800 in und um Chemnitz über 2000 davon standen. Ja, 1798 war vom Kattundruckereibesitzer Kreißig schon der Fabrikbetrieb begonnen worden. Er hatte in einem Saale seiner Fabrik 25 Jennymaschinen aufstellen lassen. Andere Geschäftsherren, wie die Gebrüder Pflugbeil, folgten und ließen ihre Krempeln am Wasser gehen.

Doch die Unternehmer begnügten sich mit dieser Errungenschaft noch nicht. Nur zu bekannt war ihnen, daß die Water= und Mulemaschinen ihre Schwester Jenny übertrafen. Da aber die Engländer ihre Erfindungen streng geheim hielten, war es schwer möglich, sie nach Chemnitz zu übertragen. Doch endlich glückte die Herbeischaffung. 1797 schon hatte der Baumwollen= und Webzeuggroßhändler Philipp Konrad Wöhler Zeichnungen und Modelle von Watermaschinen erworben, und um dieselbe Zeit, 1798,

*) Museum.

bot sich ein in Manchester angestellter Kaufmann Bernhard an, zu Chemnitz eine Mulespinnerei zu errichten. Gern ging die Regierung auf die Förderung der Pläne ein. Beide Unternehmer erhielten das Vorrecht, 10 Jahre hindurch im ganzen Lande allein dergleichen Anstalten betreiben zu dürfen. Bald begann der Bau. Wöhler, der sich mit dem Kaufmann Lange verband, errichtete sein Werk in Chemnitz (heute Sächsische Webstuhlfabrik), Bernhard in Harthau (heute obere Kammgarnspinnerei).

Aber in beiden Fällen waren einheimische Maschinenbauer noch nicht imstande, den Betrieb in glatten Gang zu bringen. Wöhler hatte sich von vornherein gesichert, indem er den Mechaniker William Whitefield aus Halifax gewonnen hatte. Bernhard hingegen zog die Mechaniker Watson und Moult, dann Evan Evans herbei, der sich als der tüchtigste der englischen Helfer erwies und sich um die Entfaltung der Spinnerei in und um Chemnitz große Verdienste*) erwarb.



Saxoniabrunnen mit Spinnerin und Schmied.

Alle Schwierigkeiten waren jedoch auch mit diesen Anwerbungen nicht behoben. Der Bau der Gebäude und die Beschaffung der Maschinen verschlangen viel Geld. Dazu fehlte es an Handwerkern, die ohne weiteres imstande gewesen wären, fördernd einzugreifen. So mußten „Schmiede, Schlosser, Tischler, Eisen- und Holzdreher erst mühsam zu den ganz neuen Arbeiten abgerichtet werden, und es verdarb auch bei dem besten Willen der Arbeiter so manche Maschine wohl mehrere Male, ehe sie die bei Werken dieser Art so höchst notwendige Vollkommenheit erlangte“.

Doch schließlich wurden die Erschwernisse überwunden. Schon in der Michaelismesse 1799 konnte Bernhard die ersten Garnproben vorlegen. Am 21. September 1800 wurde aber auch die Wöhlersche Spinnmühle feierlich geweiht. Die vornehmsten

*) Evans gründete 1807 in Dittersdorf bei Einsiedel eine Werkstätte für Spinnmaschinenbau. Ende 1809 siedelte er nach Geyer über, wo er nicht nur die Maschinenbauwerkstätte vergrößerte, sondern 1812 die große Spinnerei zu Siebenhöfen aufführte. Für neue Erfindungen erhielt E. mehrmals Belohnungen und Auszeichnungen. Er starb 1844 und liegt in Geyer begraben, wo ihm 1899 ein Denkstein errichtet worden ist. An den Technischen Staatslehranstalten besteht eine Evansstiftung für Schüler, die sich dem Baumwollspinnereifache widmen wollen.

Bürger der Stadt wurden eingeladen, und mit Befriedigung ließ ihnen der Unternehmer zeigen, wie das feine „Wassergarn" gewonnen werde. „Man staunt", sagt ein alter Bericht, „über die Beschaffenheit dieser englischen Spinnmühle, und man staunt, wenn man in alle diese Säle, Zimmer und Behältnisse tritt und sieht, welche Kraft, besonders welche künstliche und vielfache Verteilung derselben durch Maschinen der menschliche Erfindungsgeist dem Wasser abzulocken gewußt hat. Bloß das Hauptrad nebst damit verbundenem Kamm- und Stirnrad darf es in Bewegung setzen, und den Augenblick gerät, vom Erdgeschosse an bis unters Dach hinauf, alles in Leben und Tätigkeit. Hier krempeln, dort spinnen oder spulen oder weifen; hier drechseln, dort bohren und schneiden Maschinen; und zu dem einen wie zu dem andern bedarf es nur weniger Hände". So darf nicht wundernehmen, daß Fremde von weit und breit nach Chemnitz kamen, um wenigstens von außen das Gebäude anzustaunen, welches das neue Wunderwerk in sich barg. Zum Anschauen des Inneren vorgelassen zu werden, war nur wenigen vergönnt. Auf jeden Fall mußte sich, wer die Maschinen sehen wollte, erst darüber ausweisen, daß er nicht ihren Bau kennen lernen wolle. Unter den hervorragendsten Besuchern treffen wir am 28. Mai 1801 den Prinzen Anton mit Gemahlin, der auch die Bernhardsche Schöpfung besichtigte. Für nicht minder wichtig aber müssen wir erachten, daß am 28. September 1810 von Freiberg her auch Johann Wolfgang Goethe hier eintraf und in Begleitung des um das hiesige Fabrikwesen hochverdienten Amtmannes Dürisch die Spinnmaschinen besah.

Sicher hat dem Dichter die neue Einrichtung Hochachtung eingeflößt. Welches Staunen aber würde ihn und seine Zeitgenossen erfüllen, wenn sie jetzt Chemnitz und seine Umgebung wieder aufsuchen und die weiten Säle der Spinnereien durchschreiten dürften. Denn hier drehen sich nicht nur wie bei Wöhler 3000 Spindeln, sondern ihrer 140 000 hat allein die Aktienspinnerei in drei Gebäuden im Gange; 18 000 helfen in der „Germania", 25000 in Furth Baumwollfäden, andere Tausende von Spindeln in Kappel und bei „Solbrigs" Kammgarne aus Wolle erzeugen. Und sollte man die Gäste hinaus in die Umgebung führen, nach Harthau, Erdmannsdorf, Plaue, Schweizerthal, Scharfenstein usw., so würde sich die Überzeugung nur noch mehr in ihnen befestigen müssen, daß die Einführung der Maschinenspinnerei, die nach Chemnitz die Großindustrie gebracht hat, eine Tat gewesen ist. Mit Recht hat darum der Künstler am Saxoniabrunnen eine Spinnerin als Vertreterin des Chemnitzer Gewerbfleißes dargestellt.

Vom Chemnitzer Maschinenbau.

Die Bearbeitung von Metall ist zwar in unserer Stadt schon vor Jahrhunderten betrieben worden; denn nicht nur Schmiede und Schlosser haben damals ihrem Handwerke obgelegen, sondern es sind durch Ulrich Schütz u. a. bereits im 15. Jahrhunderte Schmelzhütten hier angelegt worden, in welchen man wahrscheinlich Zinn- und Silbererze aus dem Erzgebirge verarbeitet und nach denen der Nikolaiberg früher den Namen Hüttenberg erhalten hat. Auf der Stelle der Sächsischen Webstuhlfabrik wie vor der Pforte sind außerdem Kupferhämmer im Betrieb gewesen. Aber alle diese Unternehmen scheinen keinen sehr langen Bestand gehabt zu haben.

Wollen wir zu den Anfängen des heutigen Metallgewerbes, und besonders des Maschinenbaues, kommen, dann müssen wir schon in der Geschichte von Chemnitz weiter vorschreiten. Wir haben in der Zeit halt zu machen, in der die Spinnerei anfing, sich der Maschinen zu bedienen. Das ist kurz vor dem Jahre 1800 gewesen. Da legte man in den Spinnereien, wie bei Wöhler hier und bei Bernhard in Harthau, selbst Werkstätten an und nahm darin Ausbesserungen sowie Umbauten an den Maschinen vor. Ja, man stellte schon neue Maschinen her. Aber auch selbständige Werkstätten waren zu finden. Frey, Forkel, Irmscher, Pfaff usw. werden uns als Besitzer genannt. Alle die Männer hielten sich 2 oder 3 Gesellen und bauten mit ihnen als einfache Handwerker Spinnmaschinen für den Haus- und Handbetrieb. Um zu verhindern, daß sie Maschinen auch

nach anderen Ländern lieferten, wurden die Meister sogar vom Amte besonders in Pflicht genommen und gehalten, Bestellungen auf Spinn- und Krempelmaschinen nicht eher auszuführen, als bis das Amt Genehmigung erteilt hätte. Aus der Reihe dieser Spinnmaschinenbauer ragt Irmscher hervor. Ihm war es gelungen, die sogenannte Jennymaschine so zu verbessern, daß ein sehr brauchbares Garn auf ihr gesponnen werden konnte. Außerdem baute er eine Vorspinnmaschine und begann, von der Regierung unterstützt, den Bau von Mulemaschinen. Seine Werkstätte war ans Wasser gelegt und sah 1811 25 Arbeiter in sich. Irmscher darf also als Begründer einer größeren Maschinenbauanstalt gelten, und die Zeit um 1800, auch sonst so wichtig in der Wirtschaftsgeschichte unserer Stadt, birgt demnach den Ursprung des Maschinenbaues in sich. Freilich, den Anstoß zu flotterem Gange und zu größerer Ausbreitung hat der Maschinenbau erst ein Vierteljahrhundert später, und zwar durch Vater Haubold aus Auerswalde, erhalten. Er nahm, wohl 1826, in der jetzigen Webstuhlfabrik die Herstellung von Spinnmaschinen ins Große auf, führte, wie es scheint, die Arbeitsteilung ein, erbaute Ende der 20er Jahre die erste Kammgarnspinnmaschine, rüstete große Fabriken mit allen nötigen Maschinen aus und ward der Lehrmeister zahlreicher Maschinenbauer, deren Stand bis dahin fast unbekannt gewesen war. Der Name einer Straße, die nach Haubolds Grundstück am Fischwege führt, ehrt noch heute sein Andenken. Fast neben Haubold steht Samuel Schwalbe, der — später unter Mithilfe seines Sohnes Louis — gleichfalls Spinnmaschinen baute und der Begründer der Maschinenfabrik „Germania“ wurde. Auch Pfaff u. Sohn hatten schon 1835 eine Anstalt für Fleyerbau eingerichtet. Dann muß K. Gottfried Haubold, der Vetter „Vater Haubolds“, genannt werden, der sich zunächst ebenso mit dem Bau von Maschinen für die Spinnereien befaßte, dessen Geschäft unter der Firma C. G. Haubold jr. noch heute blüht.



C. G. Haubold

Bald schloß sich dem Bau von Spinnmaschinen, doch durch diesen bedingt, der von Kraftmaschinen an, denn der Betrieb der Spinnereien durch Pferdegöpel und Wasserräder genügte vielfach nicht mehr. So ging 1836 aus Borcharts Maschinenfabrik die erste in Chemnitz gebaute Dampfmaschine hervor, während die Sächsische Maschinenbaukompagnie 1839 die erste Turbine lieferte.

Nun aber kam die Zeit, in der der Maschinenbau anfing, in die Breite zu gehen. Ein neuer Zweig nach dem anderen entwickelte sich. Richard Hartmann und Johann Zimmermann (s. S. 146 f.) traten in die Schranken. Wohl lagen auch sie anfänglich der Herstellung von Spinnmaschinenteilen und Spinnmaschinen ob, dann aber griff Zimmermann zum Bau von Werkzeugmaschinen, und Hartmann nahm die Herstellung von Dampfmaschinen, Lokomotiven usw. auf, bis schließlich in seinem Werke Maschinen der verschiedensten Gattungen erstanden. Ende der 40er Jahre war L. Schönherr (s. S. 149) mit dem Bau eines leistungsfähigen mechanischen Webstuhles fertig. 1857 erhielt A. Eisenstuck ein Patent auf Strickmaschinen, das als Grundlage für die heute so hoch entwickelte Strickmaschinenindustrie zu gelten hat. 1859 fing die Maschinenfabrik „Germania“ an, Mälzerei- und Eismaschinen zu schaffen. Albert Voigt (geb. 1829, gest. 1895, Grabmal mit Relief auf dem Nikolaifriedhofe) begann in Kändler den Stickmaschinenbau und siedelte mit seiner Werkstätte 1867 nach Kappel über. Julius Reinecker (geb. 1832 in Mieskau bei Halle, gest. 1895) legte den Grund zu seiner jetzt großartig entwickelten Fabrik von Werkzeugen und Werkzeugmaschinen. Es wurden die ersten Strumpfmaschinen fertig. In den 70er Jahren traten die Geschäfte für elektrotechnische Erzeugnisse auf usw.

Doch, wer wollte im Rahmen eines kurzen Aufsätzchens lückenlos über alle die Einzelheiten, insbesondere auch über die wichtigen Nebenbetriebe, z. B. der Gießerei, berichten? Es mag uns genügen zu wissen, daß unser Chemnitzer Maschinenbau in wenig mehr denn 100 Jahren eine Reichhaltigkeit und Leistungsfähigkeit gewonnen hat,

die Staunen erregen muß. Insbesondere vom Werkzeugmaschinenbau wird angenommen, daß er seinesgleichen kaum finde.

Was der Chemnitzer Maschinenbau hervorbringt, das geht in alle Lande und stellt sich dort in den Dienst des Menschen. Maschinen aus Chemnitz heben in Breslau das Leitungswasser, erzeugen in Johannesburg in Südafrika elektrisches Licht, helfen in Dänemark, Norwegen und Schweden Bier bereiten, wirken in Konstantinopel Kopfbedeckungen für die Türken, hobeln und bohren in den großen Werften an der Nord- und Ostsee mächtige Eisenstücke zum Schiff- und Geschützbau, erzeugen in England und Spanien Gewebe, bewegen im fernen Asien Eisenbahnzüge usw.

Dem Maschinenbau, diesem hochwichtigen Nahrungszweige unserer Stadt, widmet darum der Saxoniabrunnen die zweite der Schmuckgestalten, den Schmied.

Chemnitzer Bürger als Feinde der Maschine.

Wenn Chemnitz heute mit gutem Grunde als eine der größten Fabrikstädte des Reiches bezeichnet wird, so wird damit ohne weiteres darauf hingedeutet, daß hier die Maschine eine mächtige Gebieterin ist. Von ihr hängt das Wohl und Wehe der Bewohnerschaft ein gut Stück mit ab. Was sollte aus Chemnitz werden, wenn eines Tages alle Maschinen still ständen, die soviele 1000 Dutzende von Strümpfen und Handschuhen, die Trikotwaren und Tüllgewebe, Möbelstoffe und Garn, die selbst wieder andere Maschinen in Menge erzeugen helfen? Wie sollte unser Chemnitz im Wettbewerbe mit anderen Gemeinden des In- und Auslandes ohne Maschinen bestehen? So verdient die Maschine wohl, in Ehren gehalten zu werden, so kommt ihr schon das schmückende Fichtengewinde zu, das ihr um Stirn und Lenden gelegt wird, wenn sie als 1000., 3000., 5000. ihres Geschlechtes und aus demselben Geschäftshause hoch auf dem Wagen den Weg nach dem Bahnhofe antritt. Gewiß, wir wissen, was wir an der Maschine haben und würden für den Augenblick und für längere Zeit nicht so leicht zu leben vermögen, wenn sie plötzlich aus dem großen Getriebe genommen würde. Viele Lebensbedingungen wären auf einmal gänzlich verändert. Mensch und Maschine haben jetzt einen engen Bund geschlossen.

Aber nicht immer hat dieses freundschaftliche Verhältnis bestanden. Im Gegenteil: es gab Zeiten, da die Maschine von vielen gehaßt ward wie ein grimmiger Feind. Warum? Die Maschine verstand es von jeher ausgezeichnet, eine große Leistungsfähigkeit zu entfalten, insonderheit, wenn sie von Wasser- oder Dampfkraft in Gang gesetzt ward. So sah denn der Mensch die Maschine zunächst nicht als eine willige Helferin, sondern als die gefährlichste Wettbewerberin an.

Die Bewohnerschaft unserer Stadt ward einer größeren Zahl mechanisch betriebener Maschinen zum ersten Male im Jahre 1800 gegenübergestellt, als Wöhler seine Spinnerei gebaut und eingerichtet hatte. Eine große Erregung herrschte da in vielen Kreisen. Voll Erbitterung sahen die Handspinner das neue Werk entstehen, mit Besorgnis verfolgten selbst gebildete Leute das Werden dieses Unternehmens. Fast allenthalben war man in der Meinung einig, daß nun einer großen Menge von Arbeitern die Gelegenheit zum Geldverdienen genommen werde, und bittere Vorwürfe wurden der Regierung gegenüber laut, die das Entstehen einer anscheinend so verderblichen Anstalt noch förderte.

Ein zweites Mal schien sich der Bewohnerschaft von Chemnitz das Schrecknis der Arbeitslosigkeit durch die Maschine zu nahen, als Christian Gottfried Becker — es mag 1818 gewesen sein — den Betrieb der Zeugdruckerei durch Einführung des sogenannten Walzendruckes zu verbessern und ihn vor allem leistungsfähiger zu machen suchte. Er wußte, daß sich die gefährlichsten Wettbewerber auf dem Gebiete der Druckerei, die Engländer und Franzosen, zur Herstellung einfacher gedruckter Kattune der Walzen bedienten, wodurch sie Arbeitslohn ersparten, mehr Ware hervorbrachten und daher imstande waren, die Erzeugnisse wohlfeiler abzugeben als die Handdruckereien. Daher entschloß sich Becker, die vom Auslande errungenen Vorteile auch seinem Unternehmen

dienstbar zu machen. Er beschaffte Walzeneinrichtungen. Aber diesmal hatte er die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn wie ein Mann erhoben sich seine Druckergesellen und drohten, alle diese Maschinen zu zerstören, wenn sie in Betrieb genommen würden. Alle setzten für einige Tage die Arbeit aus. So kam Becker in Verlegenheit, mußte sein Vorhaben einstweilen aufgeben und verkaufte die aus Frankreich bezogenen Walzenmaschinen nach Böhmen. Die Feinde der Maschine hatten gesiegt.

Ein dritter ähnlicher Fall ereignete sich 1830, als Karl Gottlieb Haubold von einer Reise nach der Schweiz, Frankreich, Belgien und England einen mechanischen Webstuhl mitbrachte. Diesmal waren es die Handweber, die sich mit aller Gewalt der Einführung dieser Neuerung widersetzten. Sie scheinen auch zunächst durchgedrungen zu sein. Aber die neue Erfindung ließ sich doch nicht abweisen. Noch einmal versuchten die Chemnitzer Weber ihr den Weg zu verlegen. Das war 1848. Damals herrschte großer Arbeitsmangel. Wer sollte anders für die Not verantwortlich zu machen sein als die Webmaschinen? So wurde denn am 15. April in der „Grünen Linde" eine Versammlung abgehalten und 1. über die Nichtduldung aller mechanischen Webstühle, 2. über Beschränkung der bestehenden und noch zu begründenden Webfabriken gesprochen. Was beschlossen worden ist, wissen wir nicht. Aber als Feinde der Maschine, mit geballten Fäusten gegen die „Brotverderber", sehen wir wieder die Handweber im Lindensaale stehen.

So „begrüßten" Teile unserer Bevölkerung den Einzug der Maschine. Sie standen damit durchaus nicht allein. Zu derselben Zeit, als in Chemnitz über den mechanischen Webstuhl das Urteil gesprochen werden sollte, 1848, zerstörten Arbeiter im Erzgebirge zwei Nagelfabriken. Und gleichzeitig mit den Handwebern von 1830 eiferten in Leipzig die Buchdrucker gegen die bei F. A. Brockhaus neu aufgestellte Schnellpresse.

Nur von einer der älteren Maschine ist uns nicht bekannt geworden, daß ihr Hemmnisse in den Weg gelegt worden seien. Das ist die „Feuer-" oder Dampfmaschine, die um 1820 in Chemnitz ihren Dienst angetreten hat.

Richard Hartmann, der Zeugschmied.

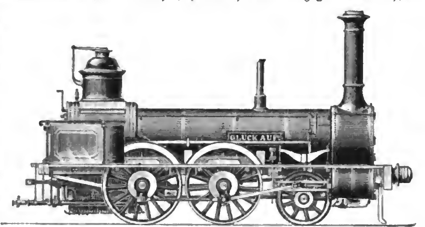
Wie die Rheinpfalz unserem ganzen deutschen Volke einen Philipp Melanchthon schenkte, der dem Werke Luthers ein getreuer Helfer ward, so verdankt Chemnitz fast derselben Gegend die Entsendung eines Mannes, der hier ein Unternehmen von Weltruf, die Sächsische Maschinenfabrik, schuf und ein Mehrer des Ruhmes unserer Heimat wurde.



Richard Hartmann.

Es war Richard Hartmann. Als Sohn eines Weißgerbers war er am 8. November 1809 zu Barr im Elsaß geboren. Dort lernte er auch sein Handwerk, die Zeugschmiederei. Dann aber trieb es den Jüngling in die Welt hinaus. Er ging auf die Wanderschaft. Und dabei kam er, das Felleisen auf dem Rücken und nicht mehr als 2 Taler in der Tasche, 1832 nach Chemnitz, wohin er später andere Landsleute, z. B. Gustav Diehl, den Begründer der Maschinenfabrik „Union", nachzog. 5 Jahre etwa war Hartmann in verschiedenen Chemnitzer Werkstätten, darunter auch bei K. Gottlieb Haubold, tätig. Nachher aber errichtete er mit Geld, das er sich von seinem Wochenlohne erspart hatte, ein eigenes Geschäft an der Annaberger Straße. Eine Tafel an der Sächsischen Maschinenfabrik mit der Inschrift: „Richard Hartmann gründete dieses Werk im Jahre 1837" weist jeden Vorübergehenden auf den wichtigen Schritt des jungen Hartmann hin. Wer hätte aber 1837 voraussagen wollen, daß die kleine Anstalt der Grund zu einem so gewaltigen Werke werden sollte, wie es die Sächsische Maschinenfabrik ist? Hielt ja Hartmann nur drei Gesellen und lieferte er anfangs doch meist nur Spinnmaschinenteile.

Aber der Elsässer hat gezeigt, was Beharrlichkeit, Fleiß und Umsicht vermögen. Fast rastlos war er tätig, die Arbeiten zu verbessern, immer neue Bestellungen zu erhalten und die Zufriedenheit seiner Auftraggeber zu erlangen. Beim Bau von Maschinenteilen blieb er nicht lange stehen. Bald betrieb er die Herstellung von ganzen Baumwollspinnmaschinen; dann aber fügte er den Bau von Dampfkesseln und Dampfmaschinen hinzu. Zu derselben Zeit fing das Eisenbahnwesen an, sich immer besser zu entwickeln. „Warum soll das Geld für die Lokomotiven", sagte sich Hartmann, „in die Fremde getragen werden? Wäre es nicht möglich, auch diese Maschinen im eigenen Lande herzustellen? Und könnte ich nicht der Mann sein, der sie lieferte?" Gedacht, getan. 1846 war die Lokomotivenbauanstalt, auch jetzt noch die einzige in Sachsen, begründet, und 1848 konnte am 7. Februar die Maschine „Glückauf" ihre erste Fahrt antreten.*) Aber auch an dieser Ausbreitung seiner Tätigkeit ließ sich unser ehemaliger Zeugschmied nicht genügen. Er fing an, Webstühle, Turbinen, Bergwerks- und Werkzeugmaschinen usw. zu bauen, sodaß es kaum noch viel Maschinen gegeben haben dürfte, die Hartmann nicht geliefert hätte.



Erste von R. Hartmann gebaute Lokomotive.

Die Erweiterung des Arbeitsfeldes brachte natürlich eine Vergrößerung der Arbeitsräume und die Vermehrung der Arbeitskräfte mit sich. Schon lange war die erste Werkstätte verlassen, auch ein Aushilfsraum zu klein geworden. 1841 hatte sich Hartmann in der Klostermühle niedergelassen. Aber auch hier konnte er sich nicht nach Bedarf ausbreiten. Daher entschloß er sich, ein eigenes Fabrikheim zu gründen. Es erhielt seinen Platz an der damaligen Leipziger, jetzt nach Richard Hartmann selbst benannten Straße und bildete den Anfang zu den Reihen von Gebäuden, die sich als „Stadt in der Stadt" von der Promenadenstraße ab im Pleißbachtale hinausziehen, von deren einem, einer Neuanlage, eben die vorhin genannte Tafel herabschaut. Wie die Arbeiterschaft wuchs, das mögen nur 2 Zahlen berichten: die ursprüngliche Zahl war bis 1845 auf 350 gestiegen; 1870 aber, als Hartmann sein Werk in andere Hände gab, war er ein Herr über 2700 Mann, ein kleiner König.

Freilich, so glatt, wie es nach der Schilderung scheinen möchte, ist die Entwickelung der Hartmannschen Schöpfung nicht verlaufen. Schon in der ersten Zeit, als Richard mit seinem Weibe Bertha geb. Oppelt noch in einer einfachen Stube mit Kammer hauste, ward das Paar mit der Sorge bekannt; denn oft wußte der Freitag nicht, woher der Sonnabend den Lohn für die Arbeiter nehmen sollte. Dann wieder wurde der Betrieb unterbrochen, indem 1845 ein Brand drei Arbeitssäle in der Klostermühle zerstörte. 1860 aber legte ein großes Feuer eine ganze Reihe von Hartmannschen Werkstätten in Asche. Doch Richard Hartmann ließ sich nie bange werden. Immer griff er mit neuem Mute sein Werk an — nicht nur seinetwegen, sondern auch um der Arbeiter willen, die er beschäftigte.

Gerade bei dem zuletzt erwähnten Brande zeigte sich die Fürsorge Hartmanns für seine Untergebenen im schönsten Lichte. 800 Kräfte mußten die Berufsarbeit einstellen. Aber ihr Brotherr verwendete sie alle beim Aufräumen der Trümmer und beim Bau einer großen Notwerkstatt. Ähnlich hatte er bereits 1848 gehandelt, als er die Herstellung von Gewehren begann, um die Arbeiter nicht brotlos werden zu lassen.

*) Hierzu sei bemerkt, daß vorher schon die Sächs. Maschinenbau-Kompagnie eine Lokomotive „Pegasus" erbaut hatte, die lange Zeit auf der Leipzig-Dresdner Bahn gelaufen ist.

Einen nicht minder schönen Beweis seiner arbeiterfreundlichen Gesinnung aber erbringt uns folgende Ansprache, die Hartmann 1866 an seine Arbeiter richtete: „Die unglücklichen Kriegsverhältnisse zwingen auch mich, eine verkürzte Arbeitszeit eintreten zu lassen, die ich den Ablohnungen vorziehe ... Für gewisse Abteilungen werde ich jedoch im Laufe derselben Woche ... wie ich von Herzen hoffe, die Arbeitszeit ... verlängern können. Möge Gott uns bald Frieden schenken, damit wir wieder unser volles Tagewerk arbeiten können! Ihr wißt, meine Arbeiter, daß euer Wohl meine Sorge bei Tag und Nacht ist. Seid versichert, daß ich alles aufbieten werde, die große Not der Zeit, die auf mir und euch gleich schwer lastet, euch so erträglich zu machen als möglich, und fügt euch mit Besonnenheit und Ergebung in das unvermeidliche Geschick, das Gott uns auferlegt hat. Wir haben so manches Ungemach und Mißgeschick schon miteinander getragen und werden auch jetzt das Schwerste überwinden, wenn wir den Mut nicht verlieren. Gott hat so oft geholfen und wird uns auch weiter helfen".

Dieses innige Band wurde auch nicht gelöst, als Hartmann 1870 seine Gründung in eine Aktiengesellschaft verwandelte; denn er blieb ihr Leiter. Und wie er bisher gewirkt, so rastete er auch jetzt nicht. Erst der Tod machte dem reichen Schaffen (am 16. Dezember 1878) ein Ende.

Richard Hartmann, dessen Verdienste um die Hebung der vaterländischen Industrie u. a. durch Verleihung des Titels Geheimer Kommerzienrat anerkannt worden waren, ruht im Friedhofe an der Reichenhainer Straße. Von hohem Male schaut dort seine Büste herab, allen eine rechte Mahnerin, zu streben und zu schaffen, „solange es Tag ist" und damit dem einstigen Zeugschmied nachzuahmen, der durch Fleiß, Sparsamkeit und Tatkraft zum Großherrn im Reiche der Industrie geworden ist.

Johann von Zimmermann, der Schlosser.

Im Jahre 1846 bewarb sich ein Schlosser Johann Zimmermann um das Bürgerrecht der Stadt Chemnitz. Die Stadtverordneten beschlossen, das Gesuch zu „bevorworten". Daß sie es in dem Bewußtsein getan hätten, einem besonders Würdigen in Chemnitz eine feste Heimstatt zu bereiten, ist nicht anzunehmen. Sie wußten von „besagtem Zimmermann" vielleicht nur, daß er ein Schlosser, 1820 am 27. März zu Pàpa in Ungarn geboren, einige Jahre bei Karl Gottlieb Haubold und in der Sächsischen Maschinenbaukompagnie tätig gewesen sei, gute Zeugnisse aufweise und nun seit zwei Jahren selbst eine Werkstätte hier eingerichtet habe. Aber es war an dem: sie hatten mit ihrem Beschlusse einen Mann aufgenommen, der später so manchen seiner Mitbürger an Bedeutung überragen sollte. Denn neben Richard Hartmann ward J. Zimmermann zum bedeutendsten Großgewerbtreibenden des älteren Chemnitz.


Johann von Zimmermann.

Zimmermann war von seinen Eltern zu ganz anderem Berufe bestimmt gewesen: er hatte Pfarrer werden sollen und hatte auch schon das Gymnasium besucht. Aber des jungen Mannes Sinnen neigte, ganz dem Namen entsprechend, mehr der praktischen Arbeit zu. Deshalb trat er in eine Fabrik für Turmuhren und landwirtschaftliche Maschinen ein, deshalb lag er mit allem Eifer dem Zeichnen ob. So ausgerüstet und durch Wanderjahre weiter vorgebildet, traf Zimmermann 1839 in Chemnitz ein. Er gedachte nicht, hier zu bleiben. Aber es kam anders. Die Leitung der Maschinenbau-Kompagnie erkannte die Fähigkeiten Zimmermanns und hielt ihn fest. Es währte jedoch nicht lange, da ging die Fabrik immer mehr zurück. Jetzt entschloß sich Zimmermann, mit einem Genossenschafter ein eigenes Geschäft zu gründen. Am 1. Juli 1844 tat es sich in der Vorstadt Gablenz auf. Und siehe da! Es entwickelte sich gut. Bald reichte das Gelaß nicht mehr aus. Es wurden Räume in der Klostermühle gemietet, in demselben Hause, das früher schon Richard Hartmann beherbergt

hatte. Kurz darnach freilich, 1848, leuchtete auch dem Zimmermannschen Geschäfte keine freundliche Sonne. Es fehlte an Arbeit, und der Mitbesitzer vernachlässigte seine Pflichten. Rasch entschlossen, führte Zimmermann eine Änderung herbei. Er trennte sich von seinem Mitarbeiter und betrieb das Unternehmen allein weiter. Viel wichtiger aber erwies sich der andere Entschluß, nun nicht mehr Spinnmaschinenteile herzustellen, sondern — als der Erste in Chemnitz — den Bau von Werkzeugmaschinen, von Drehbänken, Bohrmaschinen usw., für Fremde aufzunehmen. Damit hatte er das Rechte getroffen. Zwar hielten es die meisten seiner Mitbürger für unmöglich, daß Zimmermann jemals genug Beschäftigung finden würde; aber die folgende Zeit mußte sie eines anderen belehren. Durch unermüdlichen Fleiß, durch beständiges Überlegen und mit Hilfe eines Stammes treuer, geschickter Arbeiter, den sich anfänglich Zimmermann selbst heranbildete, gelang es ihm, in seiner Werkstatt ausgezeichnete Maschinen herzustellen. Schon 1852 erhielt er einen Preis. Da kam die Londoner Ausstellung von 1862. Bisher hatten deutsche Fabrikanten immer noch gern ihre Werkzeugmaschinen aus England bezogen. So schickte gerade dorthin Zimmermann auch seine Erzeugnisse zur Schau und Prüfung. Gab das eine Aufregung bei den englischen Ausstellern! Man verlangte die Entfernung der Zimmermannschen Maschinen, um den Wettbewerber kalt zu stellen. Aber das Gegenteil wurde erreicht. Die Maschinen blieben. Die Richter erwiesen sich gerecht, und dem verhaßten Joh. Zimmermann aus Chemnitz in Sachsen wurde der große goldene Preis erteilt. Jetzt war Zimmermanns Ruf begründet, den englischen Maschinenbauern der Vorrang abgelaufen. Wie sich nun die Bestellungen mehrten, zumal die Pariser Ausstellung von 1867 neue Auszeichnungen abwarf! Es reichten die Räume erst recht nicht mehr zu. Die neue Fabrik an der Rochlitzer Straße, die Zimmermann 1854 mit 50 Arbeitern bezogen hatte, mußte fast alljährlich erweitert werden, und 800 Arbeiter waren 1868 bei Johann Zimmermann tätig. So ging es weiter, bis er 1871 seine Gründung verkaufte. Aber auch dann noch sorgte er als Leiter des Werkes für dessen Erweiterung, indem 1873 die große Gießerei an der Emilienstraße erbaut wurde. 1878 zog sich indes Zimmermann ganz vom Schaffen zurück. Er konnte sich rühmen, der Begründer des Chemnitzer Werkzeugmaschinenbaues geworden zu sein, des Betriebszweiges, der in unserer Stadt einen geradezu großartigen Aufschwung erlebt hat; er konnte sich aber auch vieler Ehrungen erfreuen, die ihm, dem Schlosser, widerfahren waren: der Kaiser von Österreich hatte ihn in den erblichen Adelsstand erhoben; Zimmermann erhielt den Titel Geheimer Kommerzienrat; seine Vaterstadt Pàpa und Chemnitz ernannten ihn zum Ehrenbürger — usw.

Mit Leib und Seele hing Zimmermann an seinem Berufe. Daß er ihm alles verdankte, was er geworden, wollte er auch äußerlich zu erkennen geben. Deshalb schmückte er nicht nur die Fabrik an der Mühlenstraße mit den vom Chemnitzer Bildhauer Händler entworfenen Standbildern eines Schmiedes und eines Gießers; sondern auch sein schönes Wohnhaus an der Ecke der Albert- und Karolastraße, das heutige Karolahotel, zierte er, abgesehen vom Wappen, mit ähnlichem Schmuck: einem Schmied mit Zahnrad und Hammer und einer Frauengestalt mit einem Rade, der verkörperten Maschinenindustrie.

Nach seinem Rücktritte vom Geschäfte siedelte Zimmermann 1878 nach Berlin über. Wir können ihm aber nachrühmen, daß er seiner zweiten Heimat nicht vergessen hat. Denn im Jahre 1885 stiftete er die Naturheilanstalt an der Stollberger Straße und rüstete sie mit reichlichen Mitteln für ihre Unterhaltung und Erweiterung aus. Für immer wird neben der Zimmermannstraße dieses Haus die Erinnerung an Johann Zimmermann festhalten, der nach seinem 1901 erfolgten Tode auf dem Friedhofe an der Reichenhainer Straße seine letzte, von würdigem Grabmale überragte Ruhestätte gefunden hat

Louis Schönherr, der Webstuhlbauer.

Wer noch keinen Webstuhl oder noch keine ihm ähnliche Maschine in Tätigkeit gesehen hat und nun zum ersten Male vor ihn gestellt wird, der könnte meinen, einem

Wundergebilde gegenüber zu stehen. „Das eilt und schießt hin und her, das neigt und beugt, dreht, wendet, hebt und senkt sich: dort starke Schläge, hier die zartesten Verrichtungen: hier zittert's kurz und wellenförmig, dort wirkt eine behäbige Kraft in ruhigen Umgängen: oben rückt's aus, unten setzt's ein, und an allen Stellen schier wechselt's in toller unerklärlicher Laune." Also schildert Theodor Gampe, unser Landsmann, den Eindruck, welchen der Anblick der Wellen, Räder, Scheiben, Schienen, Hebel auf ihn hervorgerufen hat, die zusammen einen Webstuhl ausmachen. Fürwahr — ist's auch kein Wunder, ein Kunstwerk bleibt der Webstuhl auf jeden Fall. Eine Riesensumme von Findigkeit und Überlegung liegt in ihm wie in so mancher seiner Maschinenschwestern aufgespeichert; denn nicht immer hat der Stuhl eine solche Vollendung an sich getragen, wie sie ihm jetzt eigentümlich ist.


Louis Schönherr.

Unzählig viel Köpfe haben dazu geholfen, ihn von einfachen alten Formen bis zur heutigen Vollkommenheit umzugestalten. Unter all den Männern aber, die darin ihre Lebensaufgabe gesehen haben, leuchtet keines Name in hellerem Glanze als der Louis Schönherrs, eines ehemaligen Bürgers unserer Stadt. Nach Louis Schönherr sind die Webstühle einfach als Schönherrsche bezeichnet. Seine Erfindungen arbeiten außer in der Heimat nicht nur in Frankreich, Spanien und Italien, in Rußland, Schweden, Norwegen, sondern auch in Japan, China, Indien und Südamerika und entfalten überall die gleiche Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit.

Wenn wir fragen, wer dieser Schönherr war, dann kommen wir auch hier auf dieselbe Antwort wie bei so vielen unserer älteren Bahnbrecher auf dem Gebiete des Erwerbslebens, wir hören: er war ein Mann von niedriger Abkunft, aber voll klaren Verstandes und umsichtiger Tatkraft. Louis Schönherr ist neben dem Webstuhle zur Welt gekommen, denn sein Vater war Handelsweber in Plauen i. V. Die Beschäftigung mit dem Webstuhle sollte auch sein Leben ausfüllen. Es muß unserem Erfinder in seinen Knabenjahren nicht gerade sehr wohl ergangen sein, denn 1826 treffen wir ihn in Thierbach bei Plauen als Kühjungen. Da hat er denn schon geschnitzt und gebaut ganz nach seinem Gefallen. Noch jung aber wanderte er, „den Kopf voll Plänen, das Herz voll Erwartung und den Beutel voll Kupfer", in Chemnitz ein, nachdem er vorher noch in Schlema tätig gewesen war.

In Chemnitz arbeitete ein älterer Bruder, Wilhelm mit Namen, in der „Sächsischen Maschinenbauanstalt". Ihm schloß sich Louis an. Da haben nun beide Brüder wacker mit einander geschafft, bald vereint, bald getrennt, doch so, daß der jüngere den größeren Anteil davontrug. Erhielt der ältere Bruder zwei Patente, so brachte es der jüngere auf 10. Den ersten Erfolg errangen die Brüder mit einer Werkzeugmaschine, die zugleich hobelte, drechselte, bohrte und Räder schnitt. Das war ein wenig zu viel auf einmal. Indessen kaufte die sächsische Regierung die Maschine für 200 Taler und stellte sie auf der Brühlschen Terrasse in Dresden zur Schau. Sodann ging aus der Schönherrschen Werkstatt eine „Geigenmaschine" hervor, zum Geigenbau eingerichtet. Allein sie wanderte bald in die Rumpelkammer. Da sollte es endlich gelingen, den vielmals durchdachten Plan zu verwirklichen, einen mechanischen Webstuhl zu bauen, der Fähigkeiten des Handwebers auf die Maschine übertrug und dabei viel leistungsfähiger war. Nun gab es ein Aufsehen — zuerst in Rußland, wohin der erste Stuhl gekommen war, weil Schönherr von dort aus Unterstützung erhalten hatte, dann aber ebenso in Deutschland und anderweit. Erfreulicherweise ward auch die Regierung auf die Erfinder aufmerksam. So verwilligte sie dem älteren Bruder ein Jahrgeld, während sie dem jüngeren den Besuch des Dresdner Polytechnikums ermöglichte. Nun war die Not von den beiden Männern genommen. Der eine zog sich aber mehr und mehr zurück, während der jüngere ununterbrochen an der Verfolgung seines Zieles arbeitete, den Webstuhl immer mehr zu vervollkommnen. Und es gelang. Louis Schönherr brachte zunächst einen

Tuchwebstuhl, dann (seit 1852) aber auch Stühle für Möbelstoffweberei zustande, die hohen Anforderungen genügten. Ihre Einrichtung zu schildern, würde hier nicht am Platze sein. Lassen wir uns vielmehr an den Worten der Anerkennung genügen, die ein Lehrer am Dresdner Polytechnikum geäußert hat: „Jeden Freund vaterländischer Industrie muß eine solche Erfindung mit Stolz erfüllen; sie trägt durchaus den Stempel voller Ursprünglichkeit und löst die feinsten Aufgaben, welche die fabrikmäßige Erzeugung der Gewebe an den Maschinenbauer stellt".

So kam es, daß sich für Schönherr bald die erfreulichsten Erfolge zeigten. Er konnte sich in Verbindung mit Seidler 1851 in Altchemnitz selbständig machen, bezog aber schon 1854 das Heim am Fischwege. Immer mehr Bestellungen trafen ein. Aus diesem Grunde wuchs und wuchs das Unternehmen, auch als sich Schönherr von Seidler getrennt hatte und nun Alleinherrscher in seinem Reiche war. Als dann nach dem deutsch-französischen Kriege die Zeit kam, in der so viele Fabriken aus Privatbesitz in die Hände von Genossenschaften übergingen, die sogenannte Gründerzeit, folgte auch L. Schönherr diesem Zuge und trat sein Werk an eine Aktiengesellschaft ab, die den Namen Sächsische Webstuhlfabrik (L. Schönherr) erhielt. Er selbst blieb nur noch Leiter der Fabrik, bis er auch von dieser Stellung zurücktrat und das Rittergut in Thoßfell bei Plauen erwarb.

Welch gewaltigen Aufschwung seine Schöpfung nahm, mögen nur ein paar Zahlen belegen. Mit ganz wenig Arbeitern ward begonnen; 1856 waren schon 150 beschäftigt, 1887 1000. Jetzt aber reichen sich in der Schönherrschen Schöpfung, die indessen mehrmals erweitert worden ist, über 1500 Mann die Hände, um immer neue Webstühle zu erzeugen und in die Welt zu senden oder auch in Chemnitz selbst aufzustellen, wo die Möbelstoffweberei vorzugsweise unter dem Einflusse der Schönherrschen Erfindungen steht. Nicht weniger als 89 000 Webstühle sind bisher aus der Sächsischen Webstuhlfabrik hervorgegangen.

Die Holzflößerei auf den Wässern unserer Heimat.

Aus den Alpen, dem Thüringerlande und der Sächsischen Schweiz ist manchem bekannt geworden, daß dort zumeist in der Frühlingszeit auch die kleineren Wasserläufe dem Menschen dadurch dienen müssen, daß sie zur Beförderung von Holz verwendet werden. Rolle auf Rolle schleppen sie leichten Laufes in das tiefer gelegene, holzärmere Land.*) Wer Dresden besucht hat, dem sind ja auch die mächtigen Flöße aufgefallen, die von Böhmen herein auf der Elbe hinabgeleitet werden.

Nicht anders aber als in den genannten und anderen Gegenden noch heute, ist es auch bei uns in längst vergangenen Zeiten gewesen; denn die größeren Wässer, die nahe der Stadt Chemnitz aus dem Erzgebirge herabrinnen, sind gleichfalls einst zum Fortschaffen des Holzes, zur Flößerei, benutzt worden, um Chemnitz mit Feuerungsmitteln zu versorgen. Drei Wasserwege standen zu Gebote: zuerst die Chemnitz selbst, dann die Zschopau und die Flöha.

Auf der Chemnitz wurde das Holz mindestens seit dem Jahre 1591 aus den herrschaftlich Einsiedlischen Waldungen zu Dittersdorf und Einsiedel herabgeflößt. Die Holzhauer schlugen die Bäume nieder, zersägten sie in Stücke, die etwa meterlang waren, und warfen diese im Frühjahre, wenn der Fluß angeschwollen war, der Chemnitz auf den Rücken. Nun gingen die Bäume auf die Wanderschaft. Freilich, ihr Pfad verlief nicht glatt, ihre Bahn war nicht überall geebnet. Hier machte das Flußbett einen kurzen Bogen: wie leicht blieben da die Scheite sitzen! Dort reckten gleich neckischen Geistern Steine ihre Arme aus dem Wasser empor: sie hielten gar zu gern eins der schaukelnden Holzstücke fest! An anderem Orte wieder griff das Gesträuch vom Ufer herüber: es lockte die Klötze an sich und zog sie an den Rand! So kam es, daß nicht allzuselten eine Stockung in dem Betriebe eintrat.

*) Vgl. Bild v. Lehmann, Thüringerwald.

Da mußte Abhilfe geschafft werden! Das Ufer herauf schritten die Floßknechte, stämmige Gestalten mit einer langen Stange in den Händen. Mit ihr stießen sie gegen das gehemmte Holz, und nun rückte der bunt wirbelnde Zug weiter.

Wo die Flößer tagtäglich liefen, da trat sich am Wasserrande hin ein Steig aus, und den Besitzern der anstoßenden Wiesen entstand Schaden. So brauchen wir uns nicht zu wundern, daß sich die Bauern von Altchemnitz beschwerten und daß Ehrenhausen von Einsiedel, Herr auf Dittersdorf, 1695 vor Abschluß eines neuen Floßvertrages von der Stadt verlangte, daß sie den geschädigten Altchemnitzern Ersatz leiste. Der Rat ging indes nicht darauf ein, und so scheint die Flößerei auf der Zwönitz und Chemnitz nicht wieder aufgelebt zu sein.

Wohin kam aber das Holz? Es schwamm den Chemnitzlauf herein bis in die Gegend der großen Eisenbahnbrücke, die jetzt in der Nähe der Apollostraße über das Wasser und die Annaberger Straße führt. Dort oder etwas weiter oben war in die Chemnitz ein Wehr und ein Rechen schräg eingefügt. Diese Bauten leiteten das Holz nach der rechten Seite in einen Graben, der sich auf dem sogenannten „Sauanger“ herabzog. Nun wurden die Scheite auf das Trockene gebracht und zum Verkaufe aufgestapelt. Aber nur bis zur Zeit des 30jährigen Krieges scheint der Holzhof an der Annaberger Straße benutzt worden zu sein, denn nachher — es war im Jahre 1652 — verlegten die Schützen ihren Übungs- und Festplatz an die alte Holzverkaufstätte.

Länger als auf der Chemnitz ist die Flößerei auf der Flöha und Zschopau im Betriebe geblieben. Schon aus den Jahren 1552 und 1554 hören wir, daß die Kurfürsten Moritz und August dem Bartholomäus Welser, einem Gliede der reichen Augsburger Familie, und seinen Genossen das Flößrecht auf der Flöha zuließen, damit die Gewerken aus den böhmischen Wäldern — so hieß damals das obere Erzgebirge — das Holz herabschaffen könnten, dessen sie zum Betriebe ihrer Chemnitzer Seigerhütte bedurften.

Das Fortschaffen geschah natürlich auch hier wie auf der Chemnitz, nahm sich aber ob der Menge der schwimmenden und drängenden Holzstücke viel großartiger aus. Hier liefen die Holzknechte nicht nur das Ufer entlang, um die sitzengebliebenen Stücke zum Weitergange zu nötigen, sondern sie fuhren auf selbstgebauten Flößen hinter den Rollen her und trieben sie gleichfalls mit eisenbeschlagenen Stangen fort. Oft mehrere Tage mußten sie, den Unbilden der Witterung ausgesetzt und von Gefahren umgeben, ein beschwerliches Dasein führen. Wird uns doch z. B. aus Flöha berichtet, daß 1637 der Kirchvater Richter von dort und 2 Knechte zu Kriebstein beim Flößen ertrunken sind.

Ein Teil des Holzes, das auf der Zschopau ankam, wurde bei dem Floßhause unterhalb Wolkenstein — der Haltestelle Floßplatz-Warmbad — an einem Wehre herausgefischt; der andere aber nahm seinen Weg bis nach Flöha. Da waren dann ganze Reihen von Schragen aufgeschichtet. Sie gaben den Anlaß zum Entstehen des Namens „Floßplatz“ auch dort. Ja, auch die slawische Benennung des Dorfes Plaue bei Flöha will von der Flößerei reden; denn sie bedeutet: Floßstätte.

Bald stellten sich nun die Käufer aus Chemnitz ein und erhandelten, was sie bedurften. Den erworbenen Vorrat ließen sie zu Wagen nach ihrer Heimat bringen.

Eine Zeitlang, ungefähr von 1799 bis 1816, ließ der Chemnitzer Rat sogar auf eigene Rechnung flößen, weshalb er ein besonderes Floßamt und eine Floßholzhofanstalt gebildet hatte. Der Stempel des Floßamtes wird heute noch im Museum des Vereines für Chemnitzer Geschichte aufbewahrt. Der Holzhof war im Zwinger beim Chemnitzer Tore, also etwa da, wo die Hauptpost steht, untergebracht. Wahrscheinlich hat aber auch der Holzmarkt einmal gleichem Zwecke gedient. Seit 1818 betrieb der Staat die Holzflößerei selbst. Als aber die Eisenbahnen entstanden, da übernahmen sie die Beförderung des Holzes. Nun war es aus mit dem Floßgeschäfte. Für die Zschopau fällt dieser Zeitpunkt in die ersten 60er Jahre des 19. Jahrhunderts. Floßwärter und Floßaufseher waren überflüssig geworden, und auch des „Oberaufsehers der erzgebirgischen Flöße“, in alten Zeiten der Amtshauptmann der Ämter Lichtenwalde, Wolkenstein usw., bedurfte man nicht mehr.

Von Fuhrwesen und Post.

Seit uralten Zeiten führten durch unsere Stadt, wie schon erwähnt (s. S. 8), zwei wichtige Straßen: die Reichs- und die Kaiserstraße. Die Zwickauer und Dresdner, die Zschopauer und Leipziger Straße sind heute die Wege, die uns die Richtung der alten Pfade andeuten. Wann sie entstanden, vermag niemand mehr zu sagen. Vielleicht waren die Anfänge dazu schon da, als noch nicht einmal die ersten Hütten gebaut waren, aus denen sich nachher unsere Stadt entwickelt hat.

Bereits im Jahre 1449 waren die Straßen an den Seiten mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt oder durch Gräben begrenzt. Und doch kam es vor, daß die Fuhrleute ihre Rosse von den Wegen ab und einfach in das Feld lenkten. Warum? Das lag am Zustande der Straßen. Fast grundlos erwies sich besonders bei Regenwetter oft der Pfad. An ein Befestigen der Wege nach jetziger Art draußen im Freien und in den Dörfern hatte noch niemand gedacht. Walzen, von Pferden gezogen oder vom Dampfe getrieben, kannte man nicht. In der Stadt freilich ließen sich die ersten Verbesserungen beobachten; denn schon im 16. Jahrhunderte gab es besonders um den Markt Strecken, die — wenn auch noch holperig — gepflastert waren. Ja, eine Errungenschaft der Neuzeit, das 1903 zum ersten Male in der Friedrich August-Straße angewendete Holzpflaster, hatten uns unsere Vorfahren vorausgenommen. Australisches Holz freilich verwendeten sie noch nicht. Wer hätte damals in Chemnitz schon von Australien und von der Härte mancher seiner Baumstämme etwas gewußt? Den einstigen Bauleuten lieferten vielmehr die Eichen, Buchen und Erlen unserer Heimat das Pflasterholz. Das wurde auch nicht in so feine Klötzchen wie heute geschnitten und mit Pech befestigt, sondern man legte es in großen Knüppeln oder Schwellen ganz so wie auf alten Römerstraßen dicht an einander quer über den Weg. Wo aber diese kostspielige Art der Straßenbefestigung, von der Reste weit unter der jetzigen Straßenfläche im Innern der Stadt und auf den alten Landstraßen aufgefunden worden sind, nicht angewendet werden konnte, da legte man in die oft tiefen Löcher Reisigbündel.

Auf solchen Straßen bewegte sich der Verkehr. Da erschienen schon 1445 schwere Norenbergische oder Nürnbergische Wagen, die Zinn, Kupfer oder Stahl fuhren. Manche wieder waren mit Salz beladen, das sie von Halle aus herzuschleppten, denn der Stadt Chemnitz war im Jahre 1393 der Salzhandel als Vorrecht verliehen worden. Auf anderen der Fuhrwerke wurden Wolle, Flachs, Garn, Getreide herzugeführt. Leinwand und Tuch hingegen beförderten weitere Gespanne von dannen — „gen Böhmen, gen Frankfurt und andersmehr in die Land".



Frachtfuhrwerk des 18. Jahrhunderts.
Inschrift am Schilde: Von Wien nach Lüneburg.
Auf dem Friedhofe zu Burkhardtsdorf.

Es waren hochbeladene knarrige Wagen, die da durch die Stadttore zogen — einwärts und auswärts. Vier, sechs und mehr Gäule, deren Geschirre mit buntem Tuch und blankem Messingputz behangen waren, bewegten die Fahrzeuge fort. Laut bellte der muntere, scharfäugige Spitz aus der Schoßkelle. Unter dem Wagen aber schaukelten Schiff und Hemmschuh hin und her. Doch, was ist das für ein sonderbarer Aufzug bei dem Gefährt? Wozu die Reiter im Harnisch und mit Spießen? O, die Fuhrherren

wußten es wohl. Auf den Wegen herrschte oft „Unfriede“ und Unsicherheit. Noch war in frischer Erinnerung, wie im Jahre 1451 wahrscheinlich Kunz von Kaufungen Nürnbergischen Kaufleuten „nicht fern von Chemnitz“ — auf der Straße nach Leipzig zu — Hab und Gut genommen. Nur zu ausführlich war in den Wirtshäusern an schwerer Eichentafel erzählt worden, wie zu derselben Zeit Dreien von Ehrenfriedersdorf zwischen Penig und Chemnitz Pferd und Harnisch entrissen, einer sogar ermordet worden war. Erst 1423 war der Amtmann Hans von Sparrenberg auf Schellenberg angewiesen worden, dem Rauben und Placken in seinem Bezirke zu steuern. Stücklein, wie sie Götz von Berlichingen, der „Ritter mit der eisernen Hand“, in seiner Lebensgeschichte niedergeschrieben, hatten also Diebsgesellen, echte Nachkömmlinge der Raubritter, auch in unserer Nähe ausgeführt.*)

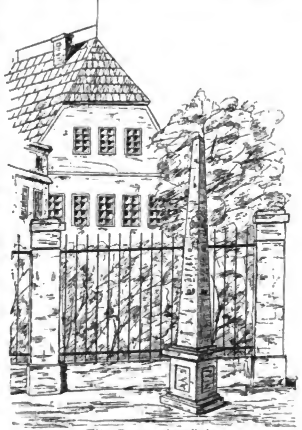
Sich solcher Strauchdiebe zu erwehren, ritten denn die Kaufherrn gewappnet neben ihren Wagen her, wie sich die Bürger unserer Stadt auch sonst „bei Gewerbsreisen mit Spieß, Reitkolben und Zündbüchsen versahen“. Da dieser eigene Schutz aber zuweilen noch nicht hinreichte, andringendes Gesindel abzuwehren, wendeten die Kaufleute ein Mittel an, das einst auch zu Meere bei den Hanseaten erprobt worden war: wie dort einzelne Schiffe warteten, bis ihrer eine größere Zahl beisammen war, die nach gleichem Ziele segelte, so verhielten sich auch fahrende Kaufleute so lange in der Stadt, bis sich Genossen einstellten, welche denselben Weg einschlugen. Es müssen zuweilen lange Züge gewesen sein, die da in die Stadt herein oder aus ihr hinaus klingelten und klapperten. Wir vermögen sie uns vorzustellen, wenn wir aus der Geschichte von Zschopau vernehmen, daß dort 1677 an einem Tage des April von 91 Koppelpferden über $8^1/_2$ Gulden Geleitgeld eingenommen wurden, daß an einem anderen 25 Juden mit 48 Koppelpferden vorüberkamen. Solchen Gesellschaften wie dem einzelnen Frachter aber wurde in den älteren Zeiten auch von der Stadt oder von Landes wegen eine besondere Deckung gestellt: die sogenannten Geleitsreiter oder auch Geleitsmannen. Bis nach Zschopau hinauf, nach Penig hinab zogen sie mit, wie wir uns denken, um dort von Standesgenossen abgelöst zu werden und einen Kaufmannstrupp rückwärts zu geleiten. Vielleicht war schon der Bund, den 1290 Rudolf von Habsburg den Städten Kempnitz, Zwickau und Altenburg zu schließen hieß, mit gegen die Raubritter gerichtet.

Für diese Hilfe mußte das Geleitgeld oder auch Geleit schlechthin bezahlt werden. In Chemnitz, in Zschopau oder auch in Röhrsdorf, wo später ein sogenanntes Beigeleit bestand, wurde es entrichtet. Die Verwalter der Einnahme aber führten den Namen Geleitsmänner auch noch, als das wirkliche Geleit aufgehoben und lediglich die Abgabe geblieben war.

Dem Verkehre von Frachtwagen, Reitern und bewaffneten Knechten gesellte sich schon seit dem 16. Jahrhunderte ein anderer bei, der späterhin von großer Bedeutung für die gesamte Bevölkerung werden sollte: es war der der Post. Wer in alten Zeiten einen Brief in die Ferne zu befördern hatte, der mußte auf passende Gelegenheit warten. Wenn ein Fuhrknecht vorüberkam, wenn Handwerksburschen durch die Stadt zogen, wenn die Metzger über Land gingen, dann wurden sie gleich den Botenfrauen nicht selten auch zu Diensten mit verwendet, die heute die Post verrichtet. An die schnelle Beförderung, an die mehrmalige Bestellung von Sendungen an einem Tage dachte niemand. So blieb der Austausch von Briefen, von Geldern, von Paketen ein schwieriges Unternehmen. Nur gut, daß in damaliger Zeit nicht soviel geschrieben wurde wie gegenwärtig. Als aber die ersten Postläufer durch unsere Stadt gingen — es mag zwischen 1560 und 1570 zur Zeit des Kurfürsten August gewesen sein — da dienten sie nur dem Landesfürsten und der Regierung. Ein „bayrischer Postbote von Nürnberg“ traf damals schon ein. Nicht lange mehr ließ dann aber die Zeit auf sich warten, da auch für die Privatleute Sendungen befördert wurden. Und immer besser, wenn auch langsam, wurde die wichtige Verkehrsanstalt ausgebaut. Schon 1619 verkehrten

*) Deutsche Bilderbogen Nr. 21.

hier kursächsische Postreiter. 1696 aber wurde eine „geschwinde fahrende Post" eingerichtet, die wöchentlich zweimal die Strecke Leipzig-Chemnitz-Annaberg „durcheilte". Nun tönte auch des Posthornes lieber Ton von den Anhöhen der Nähe und über die Mauern der Stadt. Aber lange noch hatten auch die Posten mit den schlechten Wegen zu kämpfen. Ein Reisender, der 1799 nach unserer Stadt kam, erzählt: „Unsere gute Laune wurde durch den schlechten Weg sehr getrübt. Die Pferde marterten sich, und doch ging es äußerst langsam. Wir fielen in Löcher, aus denen der Wagen herausgehoben werden mußte.... Die Straße wurde immer schlechter. Wir waren schon einige Male umgeworfen worden. Um der drohenden Lebensgefahr zu entgehen, entschlossen wir uns, den noch übrigen Teil des Weges zu Fuße zu machen und den Wagen nachfolgen zu lassen." Was half es unter solchen Umständen, daß die schönen und großen Postmeilensteine, die seit 1722 auch vor den Toren unserer Stadt aufgestellt waren, die Entfernungen nach vielen größeren Orten genau angaben? Die festgesetzten Ankunftszeiten konnten doch oft nicht innegehalten werden.



Alte Postmeilensäule.
Stand an der Gabelung von Stollberger und Zwickauer Straße.

Bessere Verhältnisse traten erst ein, als man nach den Napoleonischen Kriegen anfing, jene Kunststraßen mit festem Unterbau anzulegen, die, wie die Hofer Straße in den Dörfern Schönau und Neustadt, wie die Annaberger in Altchemnitz, durch Pappeln gesäumt waren. Aber auch nun blieb der Gang der Wagen immer noch langsam. Erst die Erbauung der Eisenbahnen hat den großen Wandel im Postwesen gebracht, dessen wir uns heute erfreuen. Die Einrichtung und der Ausbau des Telegraphenwesens (seit 1852) und des Fernsprechverkehres (seit 1883) haben sich angeschlossen.

Von Eisenbahn und Straßenbahn.

Unter den Kindern der Großstadt mag es wohl kaum eins geben, das nicht die Eisenbahn und die Straßenbahn für ganz selbstverständliche Einrichtungen hielte. Ja, manches meint wohl, daß diese Anstalten „von Ewigkeit her" dagewesen seien. Und doch gibt es noch zahlreiche Bürger unter uns, in deren Jugendzeit von Eisenbahnen wohl die Rede war, die jedoch damals den Pfiff der Lokomotive nicht vernommen haben. Aber erst die Straßenbahn! Sie ist bei uns ja kaum in das Mannesalter eingetreten. So jung aber die beiden Anstalten sein mögen, so bedeutungsvoll ist ihre Einführung und Entwickelung gewesen.

Schon zu der Zeit, als zwischen Nürnberg und Fürth zum ersten Male auf deutschem Boden ein Eisenbahnzug verkehrte und als dann wenige Jahre später in Sachsen die erste große Strecke, die zwischen Leipzig und Dresden, eröffnet wurde (1839 am 7. April), begannen auch Männer unserer Stadt, die den Wert der Eisenbahn erkannt hatten und von denen wir nur Friedrich Georg Wieck, Peter Otto Clauß und Bernhard Eisenstuck nennen wollen, die Erbauung einer Eisenbahnverbindung nach Chemnitz anzustreben. Bereits 1835 hielten sie Versammlungen ab, in denen sie über Mittel und Wege berieten, das Ziel zu erreichen. Das war freilich damals nicht leicht. Denn nicht der Staat baute wie heute die Bahnen, sondern von Privatleuten mußte das Geld

aufgebracht werden. Aber unsere Vorfahren schreckten nicht vor der Schwierigkeit zurück. Sie bildeten die „Erzgebirgische Eisenbahngesellschaft“ und beschlossen nach mehrjährigen Verhandlungen, zunächst eine Bahn von Chemnitz nach Riesa zu erbauen und so Anschluß nach der Mitte der ältesten Strecke zu erlangen. Schon im voraus wurde der Ertrag des geplanten Werkes berechnet und dadurch Zaghaften Mut gemacht, durch Entnahme von Anteilscheinen Beihilfe zu leisten. Drei Millionen Taler wurden denn auch versprochen und im Laufe der Bauzeit eingezahlt. Mittlerweile war um die Genehmigung zum Bau nachgesucht worden. Als sie eingetroffen war, da herrschte Freude und Dankbarkeit in den Herzen der Bürger, die dadurch lebhaft zum Ausdruck kam, daß am 12. Juni 1844 ein großer Fackelzug veranstaltet und auf dem Marktplatze das Ottosche Vaterlandslied gesungen wurde. Der Bau begann auch bald.

Aber wer hätte ihm soviel Sorgentage voraussagen mögen, wie ihm beschert worden sind? Gerade in jener Zeit ward das Bauen immer teurer, sodaß die Kosten wesentlich über den Anschlag stiegen. Das Werk ging deshalb nur langsam von statten. Wohl wurde zur Ermunterung der Bahnfreunde gemeldet, daß von der Brücke bei Ottendorf neue Bogen geschlossen seien, daß auf dem Bahnhofe Riesa ein fertiges Maschinenhaus stehe, daß die Bauleute auf dem Bahnhofe in Chemnitz den Koksschuppen vollendet hätten usw. Aber immer mehr ging das Vertrauen in das ganze Unternehmen verloren. Es wollten keine neuen Gelder einlaufen. Zum Überflusse kam noch das unruhige Jahr 1848. Jetzt versiegten vollends alle Quellen. Die Meister des Baues mochten bohren, wo sie wollten — vergeblich blieb ihr Mühen. Nur ein Siebentel der Strecke noch zu vollenden und der Abschluß nicht möglich?

Und doch blieb nichts anderes übrig: der Bau mußte liegen gelassen werden. Jetzt schien es, als ob die recht behalten sollten, die schon immer den Wagemut der Neuerer verlacht hatten, denen die Eisenbahn als ein Teufelswerk erschien, die da meinten, daß infolge des Qualmens der Lokomotive neben den Bahnen Wüsteneien entstehen würden und was dergleichen Weisheiten mehr waren.*) Schon verfielen auch Brücken, die vor einigen Jahren erbaut worden waren, schon wuchs Gras auf der Strecke, schwemmte der Regen die Erde von den Dämmen hinweg.

Ein Glück da, daß die Männer des Fortschrittes doch nicht ganz verzagten. Wieder und wieder wendeten sie sich an die Regierung und baten um Hilfe. Volksversammlungen wurden abgehalten. Der Deutsche Verein rief den Bürgern zu: „Leben muß wieder entstehen auf der großartigen, schon längst von den Werkleuten verlassenen, zu Ruinen werdenden unglücklichen Bahn. Wenn der Zeitpunkt naht, wo die Lokomotive als Zeichen einer neuen Zeit auch durch unsere Fluren pfeift, wenn die Eltern, ihre Kinder auf den Armen und an der Seite, zu dem für Chemnitz und die Umgegend neuen Schauspiele der Bahneinweihung hinausströmen, wenn wir endlich, endlich mit Dampf nach Pleiß-Athen und Elb-Florenz fahren werden und neue Regsamkeit sich hier entfaltet, dann dürft ihr wackeren Mitkämpfer euch doppelt freuen, ein Scherflein beigetragen zu haben.“ Aber immer noch wollte sich nicht gleich eine Lösung der Schwierigkeiten finden. Endlich erschien sie: der Staat übernahm 1850 den Bau und führte ihn in 2 Jahren vollends zu Ende, sodaß 1852 am 1. September Chemnitz seine erste Eisenbahn weihen konnte.

Wie die Bekanntgabe des Deutschen Vereines vorhergesagt hatte, so wurde es. Der Tag der Eröffnung gestaltete sich zu einem wichtigen Ereignisse im Leben vieler. „Noch sehr lebhaft“, sagt Dittrich in seinen Jugenderinnerungen, „kann ich mich auf den Sonntag Vormittag besinnen, wo ich an der Hand des Vaters in gespanntester Erwartung hinauswanderte nach der Dresdner Straße, um das Ankommen der ersten Lokomotive auf der von Riesa aus bis Chemnitz eröffneten Eisenbahn mit anzusehen. Andächtiglich schaute ich auf das bekränzte, pfeifende und dampfende Ungetüm und lauschte begierig den väterlichen Erläuterungen über Einrichtung der Maschine wie Zweck der einzelnen Teile derselben.“

*) Siehe Spottbild in den „Chemnitzer Bilderbogen“. Verlag von Gerstenberger.

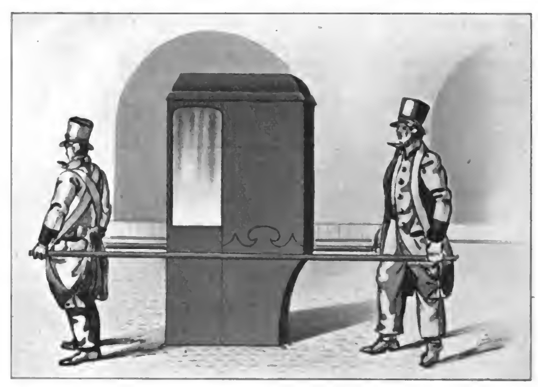
Die Feier selbst aber wird uns ungefähr so geschildert: Allgemeiner Jubel herrschte. Alles wogte nach dem Bahnhofe. Gegen 12 Uhr donnerten vom Roten Vorwerk aus die Kanonen und verkündeten die Ankunft des Zuges. Unter dem Geläute der Glocken und den Hochrufen der Menge fuhr er, mit den Lokomotiven „Riesa" und „Chemnitz" bespannt, ein. Er brachte den König und die Königin, den Prinzen Johann mit Familie, zwei Prinzessinnen, die sämtlichen Staatsminister, viele andere hochgestellte Personen usw. Nach Ankunft des Zuges begrüßte zunächst Bürgermeister Müller die Herrschaften, die in einem Güterschuppen hatten Platz nehmen müssen. Superintendent Schlegel hielt die Weiherede. Dann fuhren die Teilnehmer in 80 Wagen nach der Stadt herein, die durch Fahnen und Laubgewinde prächtig geziert war. Musik und Glockengeläute erschallten.

So hob Chemnitz den Tag hervor, an dem es an die Eisenbahn angeschlossen ward. Aber wie einfach und anders die Einrichtungen, mit denen man sich zuerst behalf! Der Güterschuppen gab zugleich das erste Bahnhofsgebäude ab. Es war nahe der Dresdner- und Peterstraße errichtet. Ein zweifenstriges Zimmer, das für eine Mandel Personen Raum zum Sitzen bot, bildete darin den „Wartesaal 1., 2. und 3. Klasse", während als Keller eine kleine Grube unter der Bierausgabe benutzt wurde. Nur je 3 Personen- und 2 Güterzüge liefen damals auf dem Bahnhofe ein und aus. Wer mit der Eisenbahn nach Dresden fahren wollte, war genötigt, den Umweg über Riesa mit in Kauf zu nehmen. Der Weg zum Bahnsteige führte die Dresdner Straße hinaus und dann durch die längst wieder verschwundene Güterstraße links ab. Die Albert- und Carolastraße, auf denen wir jetzt zum Bahnhofe gelangen, bestanden noch nicht. Gärten und die sogenannten Lindenteiche breiteten sich an ihrer Stelle aus. Erst 1854 trat eine Änderung ein. Es wurden die genannten Straßen gebaut, es wurde von der Stadt her der Eingang nach der jetzigen Königstraße, dem damaligen Spielgäßchen, bei dem Schellenbergerschen Hause verbreitert, vor allem aber ein wirkliches Bahnhofsgebäude nahe dem jetzigen Schmuckplatze errichtet. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte aber vermehrte sich auch die Zahl der Eisenbahnlinien wesentlich. Nach allen Seiten wurden die Fäden zu dem großen Verkehrsnetze gelegt: 1858 nach Zwickau, 1866 nach Annaberg, 1869 nach Dresden, 1872 nach Leipzig, 1875 nach Aue und Reitzenhain, 1895 nach Stollberg über Neukirchen und 1902 nach Wechselburg. Die Errichtung des gegenwärtigen Bahnhofsgebäudes im Jahre 1872 hängt mit dieser Entwickelung des Verkehres zusammen.

Wie nun Tag für Tag hier das Leben flutet! Anstatt der einstigen 10 laufen jetzt über 30 Züge allein auf der alten Riesaer Stammeisenbahn. Im ganzen aber durchbrausen unseren Bahnhof gegenwärtig täglich Hunderte von Zügen. Und was sie bringen und fortschaffen! Weit über 4 Millionen Reisende kommen im Jahre hier an, ebensoviele steigen ein. Vom Güterverkehr wollen wir gar nicht reden. Eisen, Baumwolle, Kohlen, Kolonialwaren, Schlachtvieh tragen die Wagen herzu, die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes führen sie bequemlich von dannen. Es ist ein Segen, die Eisenbahn!

Was sie aber für Handel und Wandel nach der Ferne bedeutet, das leistet ihre Schwester Straßenbahn für den Verkehr im Gebiete der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, nur daß sie sich nicht mit der Beförderung von Gütern abgibt. Wie sie durch die Straßen eilt, um die Bewohner rasch durch die langen Häuserreihen nach ihrer Arbeitsstätte, zu dem abfahrbereiten Zuge, hinaus ins Freie und wieder heim zu bringen! Unermüdlich treibt sie vom frühen Morgen bis zum späten Abende ihr Tagewerk. Sogar, wenn sie in der Leipziger Straße oder in der Sonnenstraße den Berg hinaufklettert, nimmt sie sich nicht viel Zeit. Wie würden über solche Behendigkeit die Sänftenträger staunen, ja neidisch sein, die noch im Jahre 1822 Bürgersleute unserer Stadt zur Kirche, zur Gesellschaft usw. trugen und sie so vor dem Straßenschmutze bewahrten! Wie hätten sie mit einer so schnellläufigen Beförderungsanstalt in Wettbewerb treten wollen! Nur zu bald wären sie auch bereits in der ersten Zeit der Straßenbahn — von 1880 bis 19. Dezember 1893 — „dahinten gelassen" worden, als noch die Kraft trabender Pferde das Gefährt in Bewegung setzte. Hatten doch schon die flottesten

Droschken Mühe, ein Weilchen mit dem Neuling „Schritt zu halten" — diesem Neuling, der vielleicht gar die altehrwürdige Anstalt der „Droschkerei" aus dem Jahre 1853 zu Grabe fahren wollte? Aber was würden die Herren Sänftenträger erst sagen, wenn sie beobachteten, wie jetzt eine unsichtbare Kraft die Räder der Bahnwagen in Drehung versetzt! Vielleicht ginge es auch ihnen wie so manchem Beschauer der ersten Dampfwagen: sie könnten die Geheimnisse der „neuen Fuhrwerke" nicht enträtseln.



Sänfte.

So ist die Pferdebahn längst überholt. Doch gedenken müssen wir ihrer schon, denn mit ihrer Eröffnung im Jahre 1880 ward der Grund zu einer wichtigen „Innenverkehrsanstalt" gelegt. Auch diesen Tag zeichneten die Bürger würdig aus. Warum aber bei dem Festmahle auch Trinksprüche in englischer Sprache gehalten wurden? Es war eine englische Gesellschaft, die den Bau unternommen hatte. Engländer feierten deshalb die Weihe mit. Die Gründer haben indes ihre Schöpfung nur bis 1882 behalten. Dann ging sie in deutsche Hände, in den Besitz der allgemeinen Lokal- und Straßenbahn-Gesellschaft, über.

Einiges von unserer Straßenbeleuchtung.

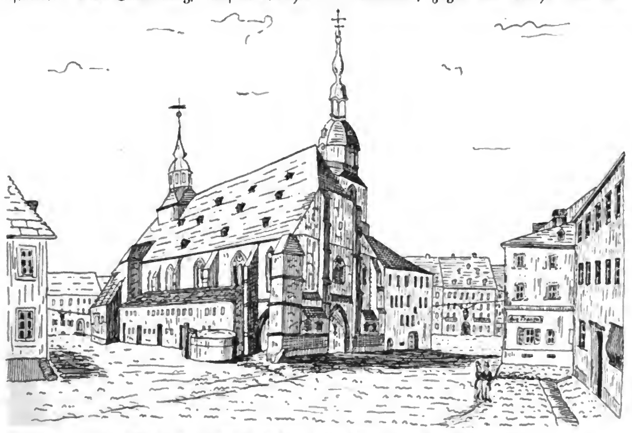
Auch wenn wir jetzt am Abende durch die Straßen der Stadt wandeln, laufen wir bei nur einiger Vorsicht nirgends Gefahr, anzustoßen und uns zu verletzen. Überall werfen ja Laternen ihr Licht auf Fahrdämme und Bürgersteige. Sogar vom Zeisigwalde, von der Waldschenke herein findet der Ausflügler abends den Pfad beleuchtet. Über 4500 Flammen erhellen in nächtlicher Stunde die Wege. Es ist meist Gasglühlicht, das da aus einzelnen Laternen oder auch — auf besonders belebten Plätzen — aus Lampengruppen seine Strahlen aussendet. Ja, auf dem Markte und auf dem Johannisplatze ist noch mehr getan; denn dort ragen hohe Masten mit Bogenlampen auf, aus denen eine Flut elektrischen Lichtes strömt. Und nun gehen wir am Winterabende die Langestraße hin! Da herrscht beinahe Tageshelle. Denn hier lassen eine ganze Reihe von elektrischen Lampen ihren Schein auf die Straße und nach den Eingängen der Geschäfte fallen.

Welch ein Unterschied gegen früher! Wer da bei Tagesschein nicht mit seinen Gängen fertig ward, verschob den Rest am besten auf den nächsten Morgen; denn am

Abends war auf der Straße nur langsam vorwärts zu kommen, weil überall Dunkelheit herrschte. An regelmäßige Beleuchtung der Gassen dachte niemand. Nur wenn einmal hoher Besuch eintraf, wurde der Weg erhellt, indem man an den Ecken Pfannen aufstellte und darin Pech anzündete.

Unsere Vorfahren wußten sich mit diesen Verhältnissen abzufinden. Sie begannen ihre Arbeit eher als wir, begaben sich dafür aber auch früher zur Ruhe. Schon abends 9 Uhr mußten die Schaukstätten geschlossen werden. Wer aber ja später von einem Besuche bei Verwandten oder Bekannten zurückkehrte, der rüstete sich mit einer Laterne aus und ließ sich von dem Schein geleiten, der durch die Hornscheiben drang.

Aber als die Stadt größer und der Verkehr stärker wurde, da machte sich doch das Bedürfnis immer mehr geltend, die Wege in den Abendstunden beleuchtet zu sehen. Hin und her mögen die Bürger geredet haben. Endlich waren sie einig. Sie veranstalteten eine Sammlung, kauften Drähte und Laternen, zogen die Drähte über die



Jakobikirche von Norden gesehen. Wasserbottich. Straßenlaternen.

Straßen und hängten die Laternen daran, just so, wie es uns auf dem Bilde gezeigt wird und wie wir's jetzt in der Langestraße wieder ähnlich haben. Elektrisches Licht freilich konnten die Chemnitzer Bürger 1791 noch nicht verwenden. Sie freuten sich schon über die Rübölflammen. Daran ließen sie sich auch lange genügen. Wahrscheinlich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trat an die Stelle des Rüböles das Petroleum. Doch ihm war bei der Straßenbeleuchtung gar keine lange Dauer beschieden; denn 1854 beschloß die Stadtbehörde, fortan Gas zu verwenden, nachdem kurz vorher durch Konstantin Pfaff die Gasanstalt an der Zwickauer Straße begründet worden war.*) Immer neue Verbesserungen sind seitdem erfunden, immer neue Veränderungen vorgenommen worden, bis wir nun zu den jetzigen Zuständen gekommen sind. Niemand wird wähnen, daß zukünftige Zeiten nicht weitere Vervollkommnungen bringen könnten.

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß die Gasbeleuchtung in England schon 1792 verwendet wurde und daß ein Sohn unserer Gegend, der nach London ausgewanderte Sattler und spätere Kunstwarenhändler Ackermann aus Stollberg, der erste gewesen ist, der Gas zur Beleuchtung eines Privathauses benutzt hat. In Chemnitz scheinen Ackermann u. Kühn die Gasbeleuchtung zuerst (1822) angewendet zu haben.

Von der Wasserversorgung unserer Stadt.

Wie bequem wir's doch heute haben, wenn wir einen Trunk frischen Wassers schlürfen wollen! Wir gehen in die Küche, drehen den Wasserhahn auf und füllen unser Glas. Dann haben wir, was wir brauchen. Und ob unser Heim auch im obersten Stockwerke des Hauses gelegen ist — das Wasser läßt uns auch dort nicht im Stiche.

So leicht war unseren Vorfahren die Benutzung des Wassers doch nicht gemacht. Sie mußten zumeist erst in den Hof oder über die Straße gehen und es dort vom Brunnen holen; denn entweder lieferten Pumpbrunnen das Wasser, oder „das köstliche Naß" floß aus Quellen durch Fahrten hölzerner Röhren*) zu Bottichen, die in verschiedenen Teilen der Stadt standen. Hier „schütteten", wie man sagte, die Leitungen aus; hierher kamen aber auch die Mädchen und Frauen der Stadt, plauderten ein wenig, füllten ihre Kannen und trugen sie nach Hause. Nur wenige Bürger konnten sich der Annehmlichkeit erfreuen, daß ihnen das Wasser ins Haus floß und im kühlen Gewölbe den steinernen Trog gefüllt hielt.

Röhrenfahrten zu Wasserleitungen werden schon im Jahre 1428 erwähnt. Wie sie aber verlaufen, wissen wir nicht. Wahrscheinlich sind ihre Wege nicht viel anders gewesen als 1822. Damals kam das Wasser aus dem Gold- und Blauborn im Zeisigwalde, von dem Bergrücken zwischen Kappel und der Stollberger Straße, sowie von den Anhöhen im Süden nach Bernsdorf, nach der Annaberger Straße zu usw. Man unterschied darnach das Goldborn-, Oberförster-, Kappel-, Chemnitzertor- und Gerichtswasser, kannte wohl auch noch andere Namen für die Wasserläufe. Ein Röhrmeister führte die Aufsicht über die Leitungen.

Sollten wir nun die Orte angeben, wo die Bottiche standen? Wir können sie nicht alle nennen. Die älteren Leser erinnern sich vielleicht selbst an den Marktbrunnen, der etwa beim Ausgange der „Passage" zu finden war; sie gedenken auch des Bottichs hinter der Jakobikirche, wie ihn das Bild auf S. 159 zeigt. Auf dem Roßmarkte, in der Langestraße, Lohgasse usw. standen andere, sodaß jeder Stadtteil versorgt war.

Aber die Einrichtung genügte für die Dauer nicht mehr. Schon das Wasser ließ manchmal zu wünschen übrig, weil es sich nach Regengüssen leicht trübte. Dann zeigten die Holzröhren eine geringe Haltbarkeit. Als die Häuser bis zu 3, 4 Stockwerken aufwuchsen, ward die Unbequemlichkeit immer größer. Ja, man fing an, Gebiet, das bisher Quellwasser geliefert hatte, zu bebauen. Es reichte die Menge des Wassers nicht mehr aus. Und wenn nun eine Feuersbrunst entstand?

Wir sehen: Gründe genug drängten darauf hin, die Wasserversorgung anders und besser zu ordnen. So kamen die städtischen Behörden überein, eine sogenannte Hochdruckleitung einzurichten. Nun wurde in den Jahren 1872 bis 1874 an der Grenze von Altchemnitz und Erfenschlag das Wasserwerk gebaut. Darin fanden Maschinen Platz, die das Wasser aus Brunnen und im Notfalle aus dem Zwönitzflusse heben und nach Reichenhain und dem Wasserbehälter an der Zschopauer Straße treiben. Von dort läuft es durch eiserne Röhren, die sich immer mehr verzweigen, von selbst in die Häuser und in die Küchen und Badezimmer.

Da die Stadt aber immer größer wurde, stand zu befürchten, daß die seitherige Wasserversorgung nicht mehr in allen Fällen ausreichte. Deshalb ließ die Stadt 1891 bis 1893 die Talsperre bei Einsiedel bauen, die eine Drittelmillion Kubikmeter Wasser fassen kann, und leitete das Wasser bei Reichenhain dem Altchemnitzer „Strome" zu. Um aber auch Gebäuden den Wasserzufluß bis in das oberste Stockwerk zu sichern, die auf hohen Punkten des Stadtgebietes, wie auf dem Kaßberge, an der Planitzstraße usw. erbaut worden waren, wurden vor wenigen Jahren neue Hochbehälter auf der Bismarckhöhe bei Borna und auf dem Beutenberge angelegt, nach denen die Pumpwerke an der Leipziger und an der Zschopauer Straße das Wasser befördern. Da die Behälter 373 und 420 m hoch liegen, so läßt sich leicht erklären, daß das Wasser von ihnen aus bequem auch an der Weststraße und bei den neuen Kasernen bis in das Dachgeschoß der Häuser steigen kann, denn der Kaßberg erhebt sich nur zu 330, die äußere Planitzstraße zu etwa 360 m.

*) Von einer hat der Röhrsteig den Namen.

Da rinnt nun überall genug gut gereinigtes, angenehm kühles Wasser aus den blankgeputzten Hähnen. Und selbst, wenn einmal ein trockenes Jahr eintritt, brauchen wir keinen Wassermangel zu befürchten. Die Stadtverwaltung hat ja schon wieder für neuen, reichlichen Zufluß von Neunzehnhain her gesorgt. Mit solchen Einrichtungen könnten sich doch die alten Röhrenfahrten und Pumpbrunnen nicht mehr messen!

Was Straßennamen aus der Vergangenheit von Chemnitz erzählen können.

Unter den Hunderten von Namen, mit denen Straßen unserer Stadt belegt sind, finden sich wohl viele, die sich ohne weiteres richtig auslegen lassen. Wir brauchen nur an Benennungen wie West-, Johannis-, Kloster- oder Annaberger Straße, an die Kastanienstraße, an die Goethe-, Cranach-, Schumann-, Wilhelm-, Düppel- und Sedanstraße zu erinnern. Alle die Namen enthalten entweder Hinweise auf Lage oder Richtung oder sie deuten die Bepflanzung mit Bäumen an, erinnern an weltgeschichtlich bekannte Personen, an Dichter, Maler, Heerführer usw., beleben auch das Andenken an Kriege und Schlachten. Aber eine ebenso stattliche Reihe von Straßenbezeichnungen vermag nicht ohne weiteres jedem Aufschluß über die Herkunft zu erteilen, weil ihr Inhalt mehr örtlicher Art ist. Ihnen lauschen wir jetzt einmal.

Wir betrachten zuerst die Chemnitzer Straßennamen, die von alten Zuständen und Einrichtungen unserer Stadt erzählen. Voran stehe da die Aue, denn sie ist jetzt die Benennung, die sich am weitesten zurück, bis 1395, verfolgen läßt. Selbstverständlich will sie von den Wiesen erzählen, die sich einst am Chemnitzflusse hinaufgezogen und die dann als Bleichpläne Verwendung gefunden haben. In neuerer Zeit hat der Name Verwandte in der Wiesen- und Feldstraße erhalten. Beide künden uns, daß die Wege, die sie benennen, über Flurstücke gelegt sind, die noch vor 50, 60 Jahren dem Futter- und Getreidebau dienten. Erst als 1852 das Krankenhaus, 1863 das Georgenhospital erbaut worden war, führte der „Feldweg" nicht mehr durch freie Flur. Ähnlichen Ursprungs ist der Name Brühl. Er bringt uns Kunde, daß sich die Häuser seines Gebietes auf Land erheben, das vordem eine buschige Wiese oder Aue, ein Stück des „Angers", gewesen ist. Aus der inneren Stadt berichtet uns der Plan, daß wir dort einen Raum zu suchen haben, den man erst eingeebnet hat. Die Gartenstraße, die um 1810 entstanden ist, will uns mitteilen, daß sie an die Stelle von Gärten getreten ist, wie die benachbarte Zimmerstraße davon reden mag, daß in der dortigen Gegend der Zimmermann die Axt geschwungen hat, um Balken zuzurichten. Der Name Hainstraße dürfte uns darüber belehren, daß bei der Anlegung des Weges Gebüsch hat fallen müssen. Längst verschwundene Zustände lassen auch die Namen Teich- und Ziegelstraße wieder vor uns aufleben, denn wo sich jetzt die Teichstraße hinzieht, hat sich bis 1796 ein Teich ausgebreitet. Der Teich aber gehörte zu der Ratsziegelei, auf deren Stätte jetzt die 2. Bezirksschule steht. An dies städtische „Ziegelwerk" will uns demnach die Ziegelstraße erinnern, die in älteren Zeiten auch Ziegelschenngasse hieß. Die benachbarte Lindenstraße ehrt die großen Linden, die einst am nördlichen Ende des Weges, bei der „Lindenschenke", aufgeragt haben. Bleiben wir in dieser Gegend der Stadt, dann vermögen wir auch von einem weiteren Straßennamen einen Hinweis auf Verschwundenes zu erhalten. Die Waisenstraße nämlich will uns erzählen, daß an ihr — und zwar bis 1837 — das Waisenhaus gestanden hat, das dann an den Zeisigwald verlegt worden ist.

Damit sind wir zu Straßen gekommen, die ihre Namen von Bauwerken alter Zeit tragen, die somit auch unsere Erinnerung zu ihnen führen. Wir lassen zunächst die Nikolaistraße reden. Sie weist uns darauf hin, daß man durch sie vom Roßmarkte aus bald nach dem Nikolaitore und nach der Niklasgasse, der Zwickauer Straße, gelangte. Sodann gedenken wir der Kronenstraße, der alten Bachgasse. Sie trägt ihre Bezeichnung von dem anfangs der 70er Jahre verschwundenen Gasthause „zur goldenen Krone", das etwa zwischen Kaisersaal und Reichsbank stand. Die Bachgasse reichte also nur von der Langestraße bis zum Markte. An ein anderes verschwundenes Gebäude

der inneren Stadt erinnert mittelbar der Neumarkt. Wo er sich ausbreitet, erhob sich, begrenzt vom Salz- und Topfmarkte, das Gewandhaus. Erst, nachdem es 1826 niedergerissen worden war, konnte auf seiner Stätte der Platz angelegt werden, der nun als der jüngste unter seinen Genossen den Namen Neumarkt erhielt. In ähnlicher Weise berichten von späterer Entstehung die Namen Neugasse (entstanden 1824) und Neustädter Markt, wozu bemerkt sei, daß der erste Markt 1863 dort abgehalten, die Bezeichnung Neustadt für Häuser dieser Gegend aber schon weit eher angewendet worden ist. Namen von Gebäuden leben auch in der Mühlen- und der Hospitalstraße weiter. Für die Erklärung der ersten Bezeichnung gibt der Neumühlensteg einen Anhalt. Er führte einst zu einer Mühle. Da sie der Rat als die jüngste zu Kloster- und Nikolaimühle erworben hatte, hieß sie eben „die neue". Sie erhob sich auf dem Grundstücke Maxstraße 6. Der Name des Mühlgäßchens in der Aue weist ähnlichen Ursprung auf, denn der Weg ist nach der Nikolaimühle gerichtet. Die Bezeichnung Hospitalstraße hält die Erinnerung daran wach, daß das Eckhaus Kirchweg 4 einst als Frauenhospital gedient hat. Vielleicht will die Frauenstraße ähnliches berichten, denn das Frauenhospital hat in alten Zeiten vor dem Klostertore gelegen. Auch die Sonnenstraße hat ihren Namen einem Bauwerke entlehnt; sie ehrt das alte Gasthaus „zur goldenen Sonne", nach dem der ganze Sonnenberg getauft ist. Im Süden der Stadt haben sich in der Viktoria- und Apollostraße Namen von Vergnügungsstätten des alten Schützenfestplatzes erhalten. So ließen sich der Straßen noch mehr nennen, deren Namen dem Gedenken an niedergerissene, außer Gebrauch gestellte oder auch heute noch bestehende Baulichkeiten gewidmet sind. Wir könnten die Reitbahn-, Freigut-, Logen-, Brauhaus-, Mauer-, Dammstraße usw. noch behandeln. Aber die Namen sprechen für sich selbst. Es seien ihnen indes einige angefügt, die sich auf den früheren Zustand von Wasserläufen gründen. Wer die Uferstraße hinausgeht und mit dem einstigen Straßenbilde nicht bekannt ist, wird kaum ohne weiteres zu erschließen vermögen, warum der Name so gewählt sei. Und doch führte die Straße bis in die 80er und 90er Jahre herein am Ufer hin, denn damals war der Gablenzbach noch nicht überwölbt. Und was soll gar der Name Brückenstraße? wird der Uneingeweihte fragen. Er lasse sich erzählen, daß die Straße einst ihren Namen mit gutem Rechte getragen hat. Denn als der Gablenzbach noch offen einherrann waren hier zu den Häusern hinüber und auch an den Straßenkreuzen Brücken über das Wasser geschlagen. Auch die Königstraße lief natürlich über eine Brücke. Von Überwölbungen anderer Wässer erzählen die Namen Bernsbachplatz und Kanalstraße.

Diesen Namen, die alte Chemnitzer Verhältnisse widerspiegeln, gesellen sich weitere zu, die mehr vom Leben der Bewohner berichten. Da wissen der Roß-, Holz- und Getreidemarkt ein Bild vom Handelsgetriebe aufzurollen, sodaß wir die Reihen von Pferden, die Schragen Holz, die Wagen und Säcke voll Getreide vor unseren Augen stehen sehen. Der Name Salzstraße hinwider läßt uns den Salzhandel schauen, der seit 1815 in einem Teile der Schloßkirche betrieben wurde. Vielleicht will auch die Bretgasse von einem Geschäfte, einer Bretterhandlung, Kunde geben. Doch mag auch einer Überlieferung gedacht sein, die eine andere Deutung des Namens Bretgasse erbringt. Es sei, sagt sie, in alter Zeit einmal die Pest im „Gässel" ausgebrochen. Da habe man die Zugänge mit Brettern verschlagen und so die Kranken vom Verkehre mit den Gesunden abgehalten. Seit dieser Zeit führe der Weg seinen jetzigen Namen. Von der Beschäftigung der Bewohner redet die Weberstraße. Ihr schließt sich das Kämmergäßchen an, wo dem Anscheine nach eine Anzahl Wollkämmer ihren Sitz gehabt hat. Der Name wiese somit auf die Tuchmacherei hin. Von ihr redet ja auch die Benennung Walkgraben. Die Lohstraße wieder will wohl andeuten, daß in ihr einst Gerber zu Hause gewesen sind, während die Bierbrücke bei der Markthalle davon plaudert, daß Chemnitz schon von alten Zeiten her die Bierbrauerei stark getrieben hat. Über die Bierbrücke wurden die Tonnen nach den Kellern befördert, die in den Kaßberg eingebaut sind. In neuerer Zeit haben sich diesen Namen die Färber- und die Gießer-

straße angeschlossen. Von den vornehmsten Bewohnern der Stadt, Ratsherren, scheint die Herrenstraße berichten zu wollen. Ratsmannen mögen Häuser oder Höfe an ihr besessen haben. An die Mönche erinnern die Brüder- und die Klosterstraße. Schließlich sei noch der Fürstenstraße gedacht, die zwar nicht von Landesgebietern als Bürgern von Chemnitz erzählen, die aber die Erinnerung daran auffrischen will, daß auf dem „Fürstenwege", an dessen Stelle die jetzige Straße getreten ist, einst Herren unseres Landes von Chemnitz nach der Augustusburg gesprengt sind.

Haben sich schon die zuletzt erwähnten Straßennamen mit Personen beschäftigt, so soll im folgenden ausschließlich von dieser Art der Wegebezeichnung die Rede sein; denn unsere Straßennamen würdigen auch Verdienste Chemnitzer Bürger. Aus alten Zeiten klingen wenig solcher Namen zu uns herüber. Am weitesten zurück mag die Benennung Schützens Hof greifen, da sie an die alte Familie Schütz erinnert. Ulrich Schütz war um das Jahr 1500 Bürgermeister unserer Stadt. Er betrieb einen Kupferhammer, eine Seigerhütte und Färbehäuser, erbaute die Nikolai- und wohl auch die Neumühle usw. Andere Glieder seiner Familie gehörten gleichfalls dem Rate an. Ein zweiter Ulrich Schütz wird 1569 als spanischer Rat in Saragossa genannt. Kurz: die Schütze bildeten ein rechtes Patriziergeschlecht. Sein Heim aber mag am Roßmarkte, wahrscheinlich in der Ecke nach dem Hofdurchgange zu, seinen Platz gehabt haben. Eine andere vornehme Familie ehrt der Name Neefestraße. Mehrere der Neefe, dem Handwerke der Tuchmacher angehörig, haben als Bürgermeister über Chemnitz gewaltet. Der bedeutendste des Geschlechts mag Johann Neefe sein, der 1499 zu Chemnitz geboren ward und 1574 starb. Er war Leibarzt der Kurfürsten Moritz und August und wurde 1563 und 1564 als ärztlicher Ratgeber an den Hof des Kaisers Ferdinand gezogen. Dort hat er die Tafelgespräche aufgezeichnet, die der Kaiser mit seinen Gästen führte. Auf Befehl Kurfürst Augusts verfaßte Neefe auch eine Schrift über die Pest. Für unser Georgenhospital stiftete er Gelder zur Beschaffung von Brot; Studenten zu Nutz aber errichtete er Stipendien an den Universitäten Halle und Leipzig. Kaum weniger angesehen als Johann ist Kaspar Neefe (1514—1579), der gleichfalls zum Leibarzte des Kurfürsten August ernannt wurde und längere Zeit als Universitätsprofessor in Leipzig wirkte. Von anderen alten Familien erzählen uns die Paul Arnold-, die Crusius-, Treffurth- und Eschestraße. Über Paul Arnold lassen sich nähere Angaben nicht machen. Aber wir wissen, daß er im 16. Jahrhunderte gelebt und die Stadt mit Feld auf dem Sonnenberge beschenkt hat. Die Felder sind 1858 verkauft worden. Die Erinnerung an die Gabe aber hält neben der Paul Arnold- noch die Stiftsstraße wach. Von der Familie Crusius will der Straßenname gleichfalls rühmen, daß sie sich durch Mildtätigkeit ausgezeichnet hat; denn Johann Georg Crusius, Kauf- und Handelsherr, spendete 1729 eine Summe für Arme, während Johann Christian Crusius 1768 eine „Nachmittagspredigt am Reformationsfeste" stiftete. Ähnliches kann uns der Name Treffurthstraße über das durch ihn geehrte Geschlecht erzählen, das zu einem großen Teile der Seifensiederei obgelegen hat. Am meisten Gutes vermag sie von Johann Georg Treffurth zu künden, der am Ausgange des 18. Jahrhunderts gelebt und einen Teil seines Vermögens Armen gespendet, einen anderen zur inneren Erneuerung der Jakobikirche verwendet hat. Außerdem ließ Treffurth beim Goldborn im Zeisigwalde steinerne Tische und Bänke, ein Schutzhaus, einen Ofen zur Zubereitung von Kaffee, wohl auch die Steingrotte aufrichten. Die Treffurthsche Bleiche lag nahe der jetzigen Treffurthbrücke. Der Name Eschestraße knüpft an das Wirken der Familie Esche an und will nicht nur erzählen von der Bedeutung dieses Hauses für das Wirkereigewerbe, sondern ebenso von dem Wohltätigkeitssinn zweier Glieder der Familie. Denn Theodor Esche, geboren 1817 zu Limbach und gestorben 1873 hier, ist der Begründer der Theodor Esche-Stiftung (150000 M.), die der Volksbildung (Schulgeld zum Besuche der mittleren Volksschule, des Realgymnasiums, der Realschule usw.) dient; Eugen Esche aber (gest. 1902) hat 300000 M. mit der Bestimmung ausgesetzt, daß hiervon Häuser errichtet werden sollen, in denen würdigen und bedürftigen

alten Leuten, insbesondere früheren Arbeitern und Arbeiterinnen der Firma Moritz Saml. Esche, unentgeltlich Wohnungen zu gewähren sind. Durch Errichtung eines schönen Heimes an der Forststraße ist dem letzten Willen des Stifters entsprochen worden, sodaß die Schöpfung nun schon ihren Segen ebenso entfaltet wie die Krenkel-Stiftung (300000 M.) an der Altchemnitzer Straße, über deren Eingangstor ein Bildnis und die Angaben „D. Dr. P. M. Krenkel, geboren zu Chemnitz 1839, gestorben zu Dresden 1901", von der Anhänglichkeit eines Chemnitzer Kindes an seine Vaterstadt erzählen. Krenkel war ein Gelehrter und hat zahlreiche Schriften theologischen und geschichtlichen Inhalts verfaßt. In den Stiftungshäusern erhalten ärmere Bürger billige Wohnungen. Auch für das Königliche Gymnasium, seine Bildungsstätte, stiftete Krenkel eine Summe, die unter dem Namen „virtuti et diligentiae" verwaltet wird. Von den Taten eines ebenso hochherzigen Mannes spricht auch die Hübnerstraße. Sie würdigt die Verdienste Karl Christian Hübners (geb. 1799, gest. 1880), der 1855 bei der ersten Anwesenheit des König Johann und später über eine halbe Million Mark zur Begründung des Johanneums, der Erziehungsanstalt für verwahrloste oder sittlich gefährdete Kinder an der Stollberger Straße, in die Hände des Stadtrates legte. Namen wieder anderer Wohltäter begegnen uns in der Ziesche- und Thennertstraße. Friedrich August Ziesche, gestorben 1879, stiftete stattliche Summen für das Hospital, für das Johanneum, die Technischen Staatslehranstalten, die Webschule, die Handwerkerschule, zur Verpflegung kranker Kinder usw. Dr. Karl Friedrich Thennert, gestorben 1888, begründete Freistellen im Hospitale, gewährte Geld zur Erweiterung der Anstalt, stärkte die Einnahmen des Johanneums, beschenkte — wie auch sein Vater — das Waisenhaus und überwies schließlich der Stadt sein Besitztum an der Schloßstraße, damit aus dem Erlöse Arbeiter und Dienstboten für treue Dienste belohnt würden. Mit diesen Namen sind aber bei weitem noch nicht alle aufgezählt, die Chemnitzer Wohltäter ehren wollen. Auch noch andere, weniger bekannte, legen Zeugnis nach derselben Seite hin ab. Wir denken an die Rießner- und Ludwigstraße, die an die Stifungen erinnern, welche der Freigutsbesitzer Rießner und Karl Friedrich Ludwig für die ehemalige Schloßgemeinde ausgesetzt haben. Sodann erinnert die Leonhardtstraße an den 1894 verstorbenen Kaufmann Leonhardt, der das Hospital zum Erben seines Vermögens eingesetzt hat, während die Leopoldstraße wohl von der Leopoldschen Stiftung von 1817 erzählen will, durch die Kaufmann Leopold in Harrisburg in Pennsylvanien, geboren zu Chemnitz, Mittel zur Beschaffung von Schulbüchern für arme Mädchen in den Vorstädten niederlegte. Auch die Kellerstraße nennt einen Wohltäter. Es ist der verstorbene Kommerzienrat Keller, Direktor der Sächsischen Maschinenfabrik, dem die Stiftung „Heim" an der Leipziger Straße zu verdanken ist. Soviel wir nun auch schon Namen in diesem Zusammenhange hervorgehoben — es ließen sich doch noch mehr finden. Und selbst das lobenswerte Tun der erwähnten Bürger hat noch nicht vollständig umfaßt werden können; es muß vielmehr der Sucher auf den Anhang zum Adreßbuche verwiesen werden.

Wir wollen uns jetzt noch einer Gruppe von Namen zuwenden, die besondere Verdienste um die Hebung der Industrie, um die Verwaltung unserer Stadt usw. anerkennen. Da treten die Haubold-, die Hartmann-, die Zimmermann- und Reineckerstraße hervor, können die Rößler- und Solbrigstraße (Spinnerei; durch Kommerzienrat Rößler, 1831—1896, auch Stiftung für Arme), die Voigt-, Beyer-, Oskar- (Schimmel)-Straße als Erinnerungen an Industrielle unserer Stadt genannt werden. Ehemalige Bürgermeister werden durch die Agricola-, Sachse-, Müller-, André-, Vetters- und Stadlerstraße geehrt. Georg Agricola war nicht nur (von 1546—1555) Bürgermeister von Chemnitz, sondern gilt als Begründer der wissenschaftlichen Gesteinskunde; ihm schreibt man auch das Verdienst zu, zuerst den Kompaß zur Bestimmung der Richtung beim Bergbau verwendet zu haben. An Bürgermeister Sachse erinnert Sachses Ruhe. Dem Bürgermeister Joh. Friedr. Müller (1812—1878) verdanken wir die Schaffung des Schillerplatzes wie der Schloßteichanlagen in erster

Linie mit. Der letzten drei Namen braucht, als völlig bekannt, nicht besonders gedacht zu werden. Ihnen schließt sich würdig die Bezeichnung der Enzmannstraße an, die die Verdienste des Herrn Justizrates Dr. Enzmann, 1872–1901 Vorsteher der Stadtverordneten, in Ehren hält. Eines anderen Ehrenbürgers, des Stadtrates Schade (1817–1878), Besitzers der Nikolaimühle, läßt die Schadestraße gedenken. An 2 Personen, die gleichfalls im Gemeindeverwaltungswesen Ersprießliches geleistet, wollen weiter die Maschke- und die Wilhelm Weber-Straße unsere Erinnerung knüpfen. Maschke und Weber haben lange Zeit als Gemeindevorstände der nun einverleibten Vororte Gablenz und Hilbersdorf gewirkt.

Greifen wir von diesem Gebiete auf verwandte hinüber, so treffen wir auf die Namen Dittes- und Saupe-, Michael- und Kochstraße. Dr. Friedrich Dittes, der bekannte Pädagog, hat in den Jahren 1860—1865 als Subrektor der Realschule, des heutigen Realgymnasiums, gewirkt; Friedrich August Saupe, früher Schuldirektor in Chemnitz, war der erste Königl. Inspektor über den Schulaufsichtsbezirk Chemnitz II. Die Michaelstraße will die segensreiche Wirksamkeit des Geh. Kirchenrates Professor Michael würdigen, unter dem u. a. die Teilung der großen Nikolaigemeinde durchgeführt, die neue Nikolaikirche (geweiht 1888) erbaut worden ist. Der Name Kochstraße gilt dem ersten Pfarrer der Matthäuskirche. An diese Reihe dürfen wir wohl auch die Namen Metzsch-, Planitz- und Hausenstraße schließen. Zwar sind sie nicht Chemnitzer Bürgern, sondern drei Ministern unseres Landes gewidmet. Gerade von ihnen aber wollen sie erzählen, daß unter ihrer Amtszeit Chemnitz in den Besitz wichtiger Verwaltungsstellen usw., der Kreishauptmannschaft, eines Divisions- und eines Brigadestabes und je eines Regiments von Fußsoldaten (181.) und von Reitern (21. Ulanen) gekommen ist. Wollten wir dann weiter gehen und die Namen aufsuchen, die von den früheren Besitzern des Grund und Bodens plaudern (wie z. B. Uhlich- und Schüffnerstraße), so hätten wir noch geraume Zeit fortzufahren. Recht wohl ließe sich auch die Besprechung dieser Namen rechtfertigen, denn sie erzählen mittelbar von der Entfaltung der Gemeinde. Aber wir glauben, unser Ziel auch erreicht zu haben, wenn wir die Liste schließen. Wir hoffen, daß die Straßennamen für so manchen der Leser zu Anknüpfungspunkten werden, von denen sie ihr Sinnen in die Vergangenheit unserer Stadt zurückgleiten lassen.

Wie sich Gebiet und Bewohnerzahl unserer Stadt entwickelt haben.

Wenn wir gegenwärtig von hohem Standpunkte aus unsere Stadt betrachten, dann schauen wir auf ein mächtiges Gemeinwesen. Um uns spannt sich als Grenze des Stadtgebietes ein Kreis, den zu umgehen wir Stunden brauchen würden. Mehr als eine Viertelmillion Bewohner haben ihre Wohnstätte darin aufgeschlagen.

Und nun versetzen wir uns um 6 Jahrhunderte zurück! Eine Stadt war auch da. Aber in enger Runde verlief ihre Gemarkung. Weit in das jetzige Gebiet griffen benachbarte Dörfer herein. Von Furth her erstreckte sich nach dem Anger zu die Flur einer Gemeinde, die Streitdorf hieß. Zwischen Kaßbergrücken und Pleißbachlauf breiteten sich Äcker und Wiesen aus, die zu dem Orte Borssendorf gehörten. Auch Gablenz, Bernsdorf und Kappel schoben ihre Gebiete viel weiter als zu unseren Zeiten nach dem Stadtkerne vor.

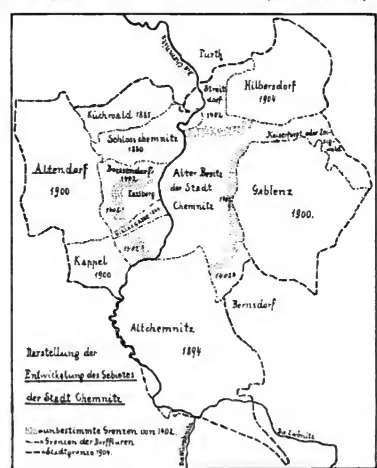
Da brachte das Jahr 1402 eine Änderung. Die Stadt, die sich erfreulich entwickelte, bedurfte weiteren Raumes. Deshalb kam sie mit dem Abte und den genannten Dörfern überein und erlangte von ihnen die Abtretung beträchtlicher Flurstücke. Ja, Streitdorf und Borssendorf wurden damals beinahe ganz von der Stadt aufgesaugt. Wahrscheinlich Hunderte von Hektaren erwarb Chemnitz im Jahre 1402.

Lange Zeit ist sich nun der Bestand der städtischen Flur gleichgeblieben. Erst im Jahre 1844 zog Chemnitz wieder eine Dorfschaft an sich. Es war die Niklasgasse, die sich als schmaler Streif an den Ufern des Kappelbaches bis hinaus zur sogenannten Drehe erstreckte. Wieder ein Menschenalter verfloß dann, ehe eine weitere Änderung erfolgte. Jetzt wuchs — 1880 — die Schloßgemeinde*) an den alten Stadtbezirk.

*) 1885 erwarb die Stadt auch den Küchwald, dessen Name bekanntlich daher rührt, weil das Gehölz in die Küche des Klosters Holz und Wildbret lieferte.

Nun aber ging das Einverleiben rascher vor sich; denn 1894 gab Altchemnitz seine Selbständigkeit auf, im Jahre 1900 wurden Gablenz, Altendorf und Kappel dem städtischen Gebiete angegliedert; 1904 aber schloß sich Hilbersdorf der großen Gemeinde an.

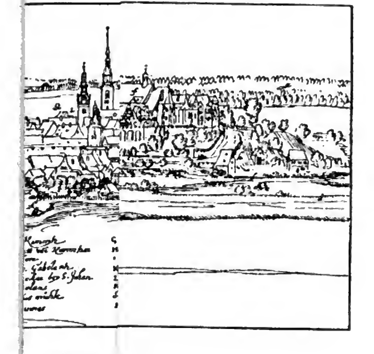
Daß Chemnitz durch diese Erwerbungen mächtig an Umfang gewinnen mußte, ist selbstverständlich; denn es brachte zwar die Niklasgasse nur 21, aber Schloßchemnitz 297, Altchemnitz 790, Gablenz 616, Altendorf 475, Kappel 129 und Hilbersdorf 335 ha Land als Mitgift dar. 2663 ha mehr als im Jahre 1843, im ganzen aber 3983 ha, liegen nun 1906 im Weichbilde von Chemnitz.



In ähnlicher Weise hat sich aber auch der Bevölkerungsstand unserer Stadt entwickelt. Wollten wir hier genaue Vergleiche ziehen, müßten wir ebenfalls um 600 Jahre zurückgehen. Leider würde der Weg umsonst sein, denn für jene Tage finden sich auch nicht einmal annähernd zuverlässige Feststellungen über die Zahl der Einwohner unseres Chemnitz. Die erste Nachricht, die wenigstens einen Anhalt für die Berechnung der Volksmenge gibt, versetzt uns in das Jahr 1474. Sie besagt, daß in der Stadt 329, in der Vorstadt 132 „besessene Leute“ gewohnt haben. Vielleicht darf man daraus auf eine Bevölkerung von 2000 bis 3000 Personen schließen. Unansässige würden dazutreten; doch wird ihre Zahl nicht sehr hoch anzuschlagen sein, da in damaligen Zeiten die Häuser meist nur eine Familie beherbergten. Ju weitem Schritte müssen wir dann vorwärts gehen, um wieder eine Angabe zu erhalten. Sie meldet uns, daß Chemnitz, wie schon erwähnt, vor Beginn des 30 jährigen Krieges 6000 bis 7000 Einwohner gezählt hat. Kaum auf gleicher Höhe war die Stadt 50 Jahre nach dem Kriege wieder angekommen. Hundert Jahre später, 1800, hatte es Chemnitz etwa auf die doppelte Einwohnerzahl gebracht. 1850 betrug sie noch 32 000. Nun aber erfolgte die Zunahme weit rascher, denn 1871 zählte man 68 000, 1880 über 95 000, 1890 gegen 139 000 und im Jahre 1900 annähernd 207 000 Bewohner. Daß gegenwärtig die Viertelmillion überschritten ist, wurde bereits angedeutet.

Mußte einer solchen Vermehrung der Volksmenge nicht auch die Bebauung folgen? Wie weit sich die Häuserreihen vor dem Einbruche des 30 jährigen Krieges ausgedehnt haben, zeigt uns die beigefügte Dilichsche Zeichnung aus dem Jahre 1630, die zu mancherlei Vergleichen Anlaß bietet. Nur in den Bachtälern zogen sich von der inneren Stadt Vorstädte, z. T. aus Scheunen bestehend, wie Strahlen nach außen.

Wie ist das nun anders geworden! Auch die Gelände zwischen den Talsenkungen und selbst die Abhänge und Rücken der Berge und Hügel sind mit Häusern besetzt. An Stelle der kleinen Hütten gewahrt das Auge Gebäude von hohem, schlankem Wuchse. Mächtige Fabrikbauten, hohe Schornsteine ragen auf. Schmucke Gotteshäuser erheben sich in allen Stadtteilen. Mögen ihre Türme immer auf eine blühende Stadt blicken!

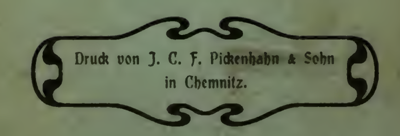


tanſicht

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

(Der Raumersparnis halber sind Straßenbezeichnungen, die sich auf Personennamen gründen, hier nicht aufgenommen, wenn der Personen- oder Familienname sonst schon im Verzeichnisse erscheint. Kriege sind nur erwähnt, wenn sie im Buche mehrfach auftreten.)

Druck von J. C. F. Pickenhahn u. Sohn in Chemnitz.


Druck von J. C. F. Pickenhahn & Sohn
in Chemnitz.